







Neue Reisen.

Dritter Band.



Neue Reisen

durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band:

Venezuela.

(Erster Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1869.

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.



1.
Von St. Thomas nach Laguayra.

Endlich kam auch unser Aufenthalt in St. Thomas zu einem Abschluß. Am 7. März segelten wir aus dem Hafen, und ich muß gestehen, daß sich mir dabei eine Last von der Brust wälzte.

Ich bin gewiß nicht ängstlich, und auf der Insel selber wurde so wenig oder gar nicht von der, dort allerdings auch sehr mäßig herrschenden Krankheit gesprochen, daß man ihrer fast vergaß. Trotzdem ist es eben nicht angenehm in einer Stadt zu sein, von der man weiß, daß in ihr eine ansteckende Krankheit existirt. Man kann sie mit jedem Luftzug einziehen, und es war uns Allen ein wohlthuendes Gefühl und

ordentlich frei athmeten wir auf, als uns endlich die frische Seebrise wieder entgegenwehte.

Die Fahrt selber verdient keine Beschreibung, denn sie verlief monoton genug, und bei einer 24stündigen Windstille hatten wir keine andere Unterhaltung, als daß wir einen einzelnen, vielleicht verwittweten Haifisch fingen. Die Passagiere dagegen verlangen in der That eine Erwähnung, denn ein gemischteres Corps konnte es kaum auf der ganzen Welt geben.

Wir waren unserer Sechs: drei Deutsche, zwei Amerikaner und ein Geistlicher aus Venezuela. Capitän und Mannschaft sprachen nur Französisch — der Capitän ausgenommen ein klein wenig Spanisch. Die beiden Amerikaner nur Englisch, der Geistliche nur Spanisch, der eine Deutsche nur noch Englisch und wir anderen beiden Deutschen verarbeiteten alle vier Sprachen. Manchmal gab es dabei eine Heidenconfusion, denn man wurde wahrhaftig irre, mit wem man sprach und was man reden solle, und es mag etwa so beim Thurmbau zu Babel gewesen sein, so daß die Leute zuletzt verrückt wurden und auseinander liefen. Uebrigens hätten wir kaum eine nettere Gesellschaft zusammenbekommen können, denn wenn auch das nachfolgende rauhe

Wetter Einige — besonders den Geistlichen — der entsetzlichen Seekrankheit in die Arme warf, erholten sie sich doch bald wieder, und wir verlebten die kurze Zeit der Fahrt — fünf Tage von St. Thomas nach Laguayra — angenehm genug.

Der Capitän wie seine Steuerleute waren dabei prächtige Menschen, wie es die Franzosen fast immer sind. Ich verabscheue die französische Wirthschaft und Regierung der „großen Nation", aber ich liebe die Franzosen selber und verkehre gern mit ihnen.

Die kleine Barke „Tamaupilas" lief vortrefflich, schlingerte aber bei der geringsten Gelegenheit entsetzlich, und ich habe sie oft dabei erwischt, daß sie den allerdings vergeblichen Versuch machte, sich zwischen den kurzen uns treffenden Wellen, zwei Mal zwischen jeder, von einer Seite zur andern zu werfen. Sonst aber hatten wir ein sehr gutes Leben an Bord: schmackhafte Kost und guten Medoc, und nur die Angst vor der uns in Laguayra drohenden Quarantaine dämpfte manchmal unsere Fröhlichkeit. Wie das Schwert des Damokles hing sie über uns, denn wir wußten natürlich nicht, ob wir drei oder dreißig Tage bekommen würden. Aber die Sache ließ

sich nun einmal nicht ändern. Wir waren in for it, wie der Amerikaner sagt, und mußten sehen, wie wir wieder hinauskamen, machten uns auch wahrlich keine unnützen Sorgen.

Am 12. endlich, nachdem wir in der Nacht hatten Segel kürzen müssen, um nicht im Dunkeln auf die Küste zu rennen, liefen wir das Land, etwa Morgens um acht Uhr, an — aber etwas zu weit östlich, um vor dem Winde nachher unsern Bestimmungsort erreichen zu können, und segelten dann die wundervolle, herrliche Küste entlang gen Westen, bis wir von Weitem endlich den eigentlichen Hafen Laguayra erkennen konnten.

Die hohen Berge deckte leider der Nebel, der heute auf der ganzen Küste lag, aber doch ließen sich bald die dort ankernden Schiffe und die weißen Häuser an den Hügelhängen erkennen. Wir selber aber, arme Ausgestoßene, mit einem „schmutzigen" Patent*) in der Tasche, durften nicht wagen, uns unter die auserwählten dort ankernden Fahrzeuge zu mischen, sondern mußten

*) Es ist ein höchst komischer Ausdruck in der spanischen Sprache, daß man sagt ein „schmutziger" (sucio) und „reiner" Gesundheitspaß.

beilegen, um erst da draußen die Befehle der hohen Obrigkeit zu erwarten. Diese kamen auch bald. So wie wir nur unser besonderes Zeichen an dem Mast gezeigt, daß wir von St. Thomas kamen, wurde auf dem Signalhügel die gelbe (Quarantaine?) Flagge aufgehißt, und bald darnach kam in höchst unceremonieller Weise ein Boot zu uns heraus, das — war es Ironie? — ein schmutziges Taschentuch an seiner Fahnenstange trug und mit drei braunen halbnackten Jungen bemannt war. Diese brachten uns ein Papier an Bord, d. h. sie reichten es nur einem der niedersteigenden Leute hin, und schoben dann rasch wieder ab. In dem Papier standen die kurzen, aber wenig tröstlichen Worte:

„Ihr habt in Quarantaine zu gehen — legt Euch drei Miles von der Rhede, unter den Wind, nahe bei Cabo blanco (westlich) vor Anker und erwartet das Weitere."

Die Jungen im Boote wollten und durften dabei nicht einmal einen Brief mit an Land nehmen. Sie riefen uns nur zu, die gelbe Flagge aufzuziehen, und fragten uns, ob wir etwas vom Lande verlangten, worauf unsere einzige Antwort war: Frische Provisionen — dann ruderten sie, so rasch sie konnten, wieder dem Lande

zu und unsere eigenen Raaen flogen herum. Vor dem Winde, wie wir gekommen, passirten wir die Stadt, und gewissenhaft, eher 5 als 3 Meilen Distanz nehmend, ankerten wir, etwa 1 englische Meile ab vom Ufer, in der hohen See in etwa 7 Faden Wasser und in einer nichts weniger als angenehmen Stimmung. — Eine gelbe Flagge hatten wir übrigens gar nicht, und eine kleine sehr schmutzige französische mußte deshalb den Dienst der Quarantaineflagge verrichten — und verrichtete ihn auch.

Der Nachmittag verging uns langsam und peinlich genug; es ist ein ganz verwünschtes Gefühl, als ein Ausgestoßener betrachtet zu werden, und ich begreife nicht recht, wie es Menschen geben kann, die diesen Zustand ihre ganze Lebenszeit ertragen — aber was ließ sich thun? Wir waren „in for it“ und mußten still halten, ahnten aber schon, daß sich an diesem Tage Niemand weiter um uns kümmern würde. Die kleine „Tamaupilas“ rollte dabei in der ziemlich unangenehmen See zum Verzweifeln herüber und hinüber, und das Schlimmste war, daß es sich noch gar nicht berechnen ließ, wann dieser Zustand ein Ende nehmen würde.

Am nächsten Morgen hofften wir nun be-

stimmt, daß mit Tagesgrauen, um die Morgenkühle zu benützen, das Doctorboot zu uns herauskommen würde, um unsern Zustand zu untersuchen, und eine solche Untersuchung konnte nur günstig für uns ausfallen. Wir waren Alle gesund wie die Fische und auch noch keine Stunde auf der Reise (die Seekrankheit abgerechnet) unwohl gewesen. Aber der Morgen verging — es wurde Mittag und kein Boot kam, bis wir endlich gegen ein Uhr etwa ein kleines Segel erspähten, das augenscheinlich, von der Rhede ab, auf uns zuhielt.

Der Quarantainearzt in Laguayra war früher ein Deutscher gewesen, und wir Deutschen an Bord hofften schon, daß er selber zu uns herauskommen würde, denn mit den Eingeborenen ist unter solchen Umständen selten ein vernünftiges Wort zu sprechen. Schon der Name Cholera jagt ihnen einen panischen Schrecken ein. Leider kam aber ein junger Venezulaner, der sich außer dem Wind mit seinem Boot hielt und uns auf unglaubliche Distanz, natürlich in unverständlichen Lauten, anschrie. Er mußte aber schon näher kommen, denn bei dem Rollen der See und dem Plätschern des Wassers und Rauschen des Windes war auf diese Art keine

Conversation möglich, und als er dann endlich so nahe zu unserer Barke gekommen war, als er sich irgend getraute, begann etwa folgende Unterhaltung:

„Woher kommt das Fahrzeug?"

„Von St. Thomas."

„Wie viel Tage Reise?"

„Fünf."

„Irgend wer krank an Bord?"

„Nein — auch nicht gewesen."

„Krankheit in St. Thomas?"

„Wenig oder gar keine mehr."

„Gebt Eure Papiere an Bord, aber besprengt sie vorher mit Essig!"

Das war Alles! Ich nahm jetzt die Unterhaltung auf und suchte dem Mann auseinander zu setzen, daß wir Alle gesund wie die Fische wären, aber er behauptete — und wohl auch mit Recht — daß er selber nichts bei der Sache thun könne, sondern erst berichten müsse. Er wollte auch Anfangs nicht einmal Privatbriefe mit an Land nehmen, ließ sich aber doch zuletzt bereden, denn da ich selber Briefe von Deutschland für mich in Laguayra wußte, lag mir natürlich ungemein viel daran, diese vom preußischen Consulat zu erbitten. Natürlich mußten sie aber

ebenfalls mit Essig getränkt oder wenigstens besprengt werden. Auf einen Draht gereiht, schickten wir sie dann glücklich mit unserem Boot ab nach dem andern, denn der Venezulaner wäre uns nicht zu nahe gekommen, erhielten dafür einen Korb mit Fleisch und Gemüse, das er mitgebracht, und sahen ihn dann wieder der Stadt entgegensegeln.

Nun herrscht aber an der Küste fast unausgesetzt der Nordost-Passat, der noch dazu manchmal ziemlich stark wehen kann. Das Boot war vor dem Wind zu uns herausgekommen und hatte dabei die ziemlich hohe Dünung vollkommen zu seinen Gunsten gehabt, jetzt aber — bei der Rückkehr — Alles gegen sich. Der Arzt hütete sich auch bis dahin wohl, uns unter den Wind zu kommen, sondern hielt vor unserem Bug, jetzt aber, als er die Segel wieder setzte und aufkreuzen wollte, stellte sich heraus, daß das Boot nicht gegen die heftige Brise und die Dünung aufsegeln konnte, sondern zurücktrieb. Die beiden Ruderer, anstatt gleich zu ihren Riemen zu greifen, versuchten es aber dennoch eine Weile, und wurden dabei natürlich so weit abgetrieben, daß sie es endlich aufgeben mußten, vor uns zum Lande zu kommen. Sie sahen sich genöthigt,

die Segel einzunehmen und hinter uns vorbei zu rudern, wobei sie natürlich vollständig unter den Wind kamen, und jetzt bot sich uns ein eben so komischer als interessanter Anblick.

Der Doctor, obgleich er wußte daß auf unserem Fahrzeug keine Idee von Krankheit herrschte, obgleich er Mannschaft wie Passagiere gesund an Deck gesehen, schien doch den Gedanken nicht ertragen zu können, unter dem Wind eines in Quarantaine liegenden Schiffes durchzugehen. Aendern ließ sich die Sache freilich nicht, denn es gab für ihn keinen andern Weg zurück nach Laguayra, und wir Alle lachten laut auf, als wir sahen daß er sich plötzlich — in dieser entsetzlich gefährlichen Nachbarschaft — in das Boot niederlegte und mit dem Segel zudeckte. Erst als sich das Boot vollständig aus Windesbereich zwischen uns und dem Land befand, richtete sich der wackere Mann wieder empor, und die beiden Leute hatten jetzt volle Arbeit, gegen Wind, Strömung und Dünung an, die lange Strecke nach Laguayra — was sie wahrscheinlich erst Abends erreichten — aufzurudern.

Der 13. März verging uns langsam genug. Wir versuchten allerdings, von Bord aus zu fischen, da wir kein Boot aussetzen durften, aber

wir konnten nichts fangen, und in der Nacht, bei einer heftigen Böe mit Regen, schlingerte die „Tamaupilas“ wieder reizend.

Die Aussicht, die wir von Bord aus hatten, war wirklich entzückend schön. Die hohen, dichtbewaldeten Berge dehnten sich im Süden weit nach Osten und Westen aus. An dem einen Hange hin lief die deutlich erkennbare Straße, die von Laguayra nach Caracas hinaufführte. Ueberall an den Hügeln konnten wir freundliche, unten in Cocoswäldern oder in Fruchtbäumen halbversteckte Häuser erkennen, und Laguayra selber, über die niederen Küstenhügel gebaut, bot einen gar so freundlichen Anblick. Zu jeder andern Zeit würden wir uns auch dem Genuß dieses herrlichen Bildes voll und gern hingegeben haben, jetzt aber, wo wir wußten daß wir gegewissermaßen ausgestoßen und als Pestkranke betrachtet in der Welt lagen, machte es keineswegs den Eindruck, den es sonst wohl auf uns hervorgebracht.

Am zweiten Tag darnach kam ein anderes Boot, mit dem ich meine Briefe erwartete und das uns frische Provisionen brachte. Aber schon das ganze Manövriren desselben deutete auf nichts Gutes. Als es herankam, blieb es etwa

400 Schritt von unserer Barke entfernt unter dem Winde liegen und zog seine Flagge auf, zum Zeichen daß wir ein Boot hinübersenden sollten. Wäre unsere halbe Besatzung an Cholera, Blattern oder Pest krank gelegen, die Leute hätten sich nicht alberner benehmen können. Das Boot wurde aber niedergelassen und abgesandt, und bald darauf kehrte es mit den nöthigen frischen Lebensmitteln und Früchten, die wir verlangt, zurück, und sehnsüchtig genug erwarteten wir dabei die Kunde, die uns vom Lande aus werden würde.

Für mich war ein großes, dickes Paket dabei, das mir das preußische Consulat freundlich gesandt, Briefe aus der Heimath, neun an der Zahl, und ich vergaß darüber fast die Quarantaine. Anbei aber lag auch ein kleiner Brief des preußischen Consuls selber, worin er mir schrieb, daß er bedauere, mich an Bord der Barke zu sehen, denn die Junta de la Sanidad (Insanidad sollte es besser heißen) habe beschlossen, unser Fahrzeug die längste Zeit dort draußen in Quarantaine zu lassen, die das Gesetz gestattete: nämlich 40 Tage von unserer Abfahrt von St. Thomas an gerechnet. Die Reise selber hatte nur

5 Tage gedauert, also sollten wir 35 Tage in Quarantaine liegen bleiben.

Wie ein Donnerschlag traf uns diese Nachricht. Was jetzt? Der französische Consul hatte kein Wort geschrieben, ebensowenig der Consignateur des Fahrzeuges — auch von der Regierung selber war uns nicht der mindeste Bericht geworden — nichts, als was wir durch das preußische Consulat erfuhren.

Das war ein Sonntag, und von jetzt an lagen wir da draußen wie verrathen und verkauft an unserem Ankerplatz. Keine Seele kümmerte sich mehr um uns — kein Boot kam ab — andere Fahrzeuge sahen wir vorbeisegeln, theils in den Hafen hinein, theils aus dem Hafen in die See, aber keins kam auch nur in Rufsnähe von uns, und selbst die Fischerboote, die wir anriefen, winkten scheu mit der Hand, daß sie uns nicht nahen dürften, und ruderten rasch vorüber. Es war rein zum Verzweifeln, und das Einzige was mich tröstete, allein die erhaltenen Briefe, die mir gute Kunde von daheim brachten und die ich jetzt in aller Muße beantworten konnte. Manchen Genuß hatten wir doch auch in der vor uns liegenden, wahrhaft pracht-

vollen Scenerie, die besonders am Abend des 16. März einen wahrhaft entzückenden Anblick bot.

Den Tag über hatte eine frische, kräftige Brise geweht und die Berge rein gefegt. An den dunkelgrünen Hängen zwischen den vorderen und hinteren Hügeln lagen milchweiße, wunderlich geformte Nebelstreifen, und links über den fernen Bergen zog sich in schwarzen Wolken ein Gewitter zusammen, dessen grollenden Donner wir bis hierher hören konnten. Die Sonne senkte sich dabei zum Horizont, und jetzt nahmen die Berge eine Färbung an, wie ich sie kaum in meinem Leben gesehen. Die Nebelstreifen, die aus den tiefen, dunklen Thälern emporstiegen, sahen aus, als ob sie aus mattgeschliffenem Silber gefertigt wären — links lagerten noch immer die düsteren, fast schwarzen Wolkenschichten, aber darüber öffnete sich der blaue Himmel wie mit goldenen Rosen überstreut, und wie bei Dissolving views wechselten ununterbrochen die Schattirungen.

Jetzt zeigte sich zwischen den beiden höchsten Bergen eine blaugraue, durchsichtige Dunstschicht, die bald den blauen Himmel, bald ein schneeweißes Nebelmeer durch ihren Duft erkennen ließ, und wo die Sonne hie und da einen der

Punkte erreichte, warf sie bald einen Gold-, bald einen Silberschein über einzelne Streifen. — Mehr und mehr zeichneten sich dabei die Schatten der verschiedenen steilen, aber dicht bewaldeten Berghänge an dem immer dunkler werdenden Hintergrunde ab — schon ließen sich da und dort einzelne Feuer in den Schluchten erkennen — Laguayra selber schimmerte mit seinen bunten Häusern und braunen Hügelhängen in den letzten Strahlen der Sonne, und nun, als das Tagesgestirn sank, wechselten urplötzlich die verschiedenen Tinten und gossen eine röthlich-unsichere Färbung über die ganze Landschaft aus. Die jetzt vollkommen weißen Nebel drückten sich in festen Massen in die Thäler hinein, die wahrhaft pittoresken Contouren der Berge zeichneten sich scharf und klar gegen den Himmel ab. Nur über dem ganzen westlichen Horizont lag es wie eine breite Schicht glühenden Goldes und warf seinen funkelnden Schimmer über die ruhig wogende See.

Ein Moment noch, und Alles war verschwunden — bleigrau lag der Himmel, lagen die Berge, zwischen denen riesige Nebelgespenster ihren Lagerplatz gesucht und sich darin, in ihre langen, weißen Mäntel gehüllt, weit ausgestreckt.

Die Sterne funkelten, die Berghänge waren schwarz geworden und die Nacht hatte ihr Reich begonnen.

Indessen hatten wir an Bord befindlichen sechs Passagiere beschlossen, doch nicht so ganz müssig das Unangenehme über uns ergehen zu lassen und eine Petition an die Junta de la Sanidad aufgesetzt, in der wir dieselbe ersuchten, wenigstens uns Passagiere, die wir uns in voller Gesundheit befänden, frei zu lassen. Dieselbe ging Donnerstag den 19. mit dem dritten Provisionsboot, das uns besuchte, aber wenigstens eine halbe Meile ab vom Schiffe liegen blieb und ein Boot von uns erwartete, an Land — aber ohne scheinbaren Erfolg.

An dem nämlichen Tag trieb langsam mit der geringen hier herrschenden Strömung ein sehr schönes Exemplar jenes kleinen „Portugiesischen Kriegsschiffes“ oder Galeere, wie es die Franzosen nennen, an uns vorüber und kam so dicht an Bord, daß es der Steuermann in einem übergeworfenen Eimer faßte und aufzog.

Dieses wunderbare Geschöpf, das sich aber auch im Stillen Meer vorfindet, schwimmt besonders häufig im Atlantischen Ocean und vorzugsweise im Caraibischen Meere herum, und

ist wohl von Jedem, der auch nur einmal das Meer in einem Segelschiff befahren, wenn auch nur aus der Ferne beobachtet worden.

Es sind anscheinend einfache, länglich gestaltete Blasen von verschiedener Größe und meist immer in prachtvoll roth und blauen Farben spielend. In länglicher Form, nicht unähnlich einer großen, auf dem Wasser schwimmenden Fischblase, die beiden Enden etwas in die Höhe gedreht und das vordere, unter welchem die Fäden hangen, dicker als das hintere, habe ich sie im Atlantischen Ocean bis 10 Zoll Länge gesehen, während im Stillen Ocean Massen von kleinen herumschwammen, die oft kaum 1 Zoll Länge haben konnten.

Ich weiß nicht, ob das vielleicht Junge oder nur eine Abart der größeren waren, denn die Naturgeschichte dieses vielleicht wunderbarsten Thieres der Welt ist noch in tiefstes Dunkel gehüllt. Von desto größerem Interesse wird deshalb das sein, was wir an Bord der „Tamaupilas," am Cap Blanco in Venezuela in Quarantaine liegend, zu beobachten Gelegenheit hatten, und ich bin fest überzeugt, daß selbst von tausend Seeleuten kaum e i n e r je Aehnliches gesehen.

Der wissenschaftliche Name dieser merkwür-

digen Blase fällt mir jetzt nicht ein*), die Engländer aber, und auch die deutschen Seeleute, benennen sie mit dem oben stehenden Titel, wie ich auch von Matrosen gehört habe, daß sie das Thier By the Winder nennen, weil es eben stets, wie ein Segelschiff, dicht am Winde liegt und ersichtlich im Stande ist, die Blase so zu dirigiren, um damit zu steuern.

Der Anblick des kleinen Thieres, besonders im Sonnenschein, ist wahrhaft prachtvoll. Die Blase selber ist so angespannt, daß sie, wenn man sie an Deck legt und darauf tritt, mit einem lauten Knall zerplatzt. Der obere Theil derselben erscheint dabei, wie bei einem Damenkragen, in halbe Falten gelegt, und das Ganze glüht und blitzt in den herrlichsten und feurigsten blau und rothen Farben, während jedoch die kleineren, besonders bei bewölktem Himmel, eine fast weiße Färbung haben und nur selten einen schwachen rothen Schimmer zeigen. Von dem vorderen, mehr runden Theile hangen aber eine Unzahl langer, geringelter Fäden nieder, die bei den größeren dunkelblau mit einer röthlichen

---

*) Nach einem Aufsatz des Herrn Dr. Langenbach Physalia caravella.

Färbung erscheinen, von 6 bis 20 Fuß lang werden können und geringelt wie eine Miniaturschlange aussehen. Auf Deck ausgestreckt, gleichen sie fast einer langen Schnur blauer Perlen, im Wasser dagegen sind sie korkzieherartig gewunden, und das Thier kann sie, je nach Gefallen, mit wunderbarer Schnelle auf und nieder bewegen. Scheinbar aber, besonders wenn man in kurzer Entfernung daran vorbeisegelt, hangen sie regungslos in das Wasser hinab.

Diese Fäden, schleimig und zäh und meist von tiefer Indigofarbe, haben die eigenthümliche, aber allgemein bekannte Eigenschaft, daß sie auf der zarten Haut des Körpers schlimmer als Brennnesseln und fast wie glühende Kohlen brennen. Mit den Fingern — solche vielleicht ausgenommen, die eine *sehr* zarte Hand haben — kann man sie jedoch ungefährdet angreifen, nur muß man sich sehr in Acht nehmen, daß keine der Fasern den Rücken der Hand berührt, oder man wird den unangenehmen Schmerz viele Stunden lang spüren.

Von diesen Thieren habe ich in meinem Leben und auf meinen verschiedenen Seefahrten wohl viele Tausende gesehen und mich oft an ihrem Anblick erfreut, auch sehr viele, theils mit einem

Netz, wie ich es früher bei mir führte, theils später einfach mit einem Eimer, gefangen und an Bord gezogen. Anfangs versuchten wir, sie auch zu erhalten und, als sie zusammenschrumpften, zu trocknen, aber es war nicht gut möglich, denn selbst auf Löschpapier blieb nur eine erst gallertartige, dann vollkommen trockene, fast durchsichtige Schicht zurück, die weder Form noch Farbe hatte.

Oft und viel sprach ich dabei über diese Thiere mit Seeleuten, besonders mit solchen Capitänen, die den größten Theil ihrer Lebenszeit auf See zugebracht, und suchte zu erfahren, von was diese wunderlichen Geschöpfe eigentlich lebten, erhielt aber von allen dieselbe Antwort. Genau wußte es keiner zu sagen, aber sie alle glaubten, daß sich dieses blasenartige Geschöpf seine Nahrung in kleinen Insecten oder Mollusken durch diese brennenden Fasern finge oder auch vielleicht nur aus dem Salzwasser aufsöge. Das schien auch das Wahrscheinlichste.

Oft holten wir auch ein solches Blasenthier an Bord und suchten zu unterscheiden, an welchem Theile eigentlich, an dem dicken oder dünnen, der Kopf säße. Nirgends ließ sich jedoch eine Oeffnung erkennen, durch welche sich die

Möglichkeit zeigte, daß es irgend eine Nahrung zu sich nehmen könne, und im Innern waren ebensowenig Theile derselben zu erkennen.

Dieses, was wir gefangen, hielten wir in dem Eimer mit Seewasser mehrere Stunden an Bord, ergötzten uns an den wunderbar schönen, schillernden Farben und untersuchten wieder auf das genaueste, selbst mit einer Loupe, die geheimnißvolle Gestalt, ohne auch nur zu dem geringsten Resultat zu kommen. Den spitzen Theil des Körpers hob es am häufigsten empor und schien damit besonders umherzuschauen. Oben darauf war auch ein blaßrother Punkt, den man recht gut für ein Auge halten konnte. Das Alles blieb aber nur Vermuthung, und wir ließen das schöne Thier endlich wieder in See, wo es sich, obgleich wohl die Hälfte der an ihm niederhangenden Fasern abgerissen war, sehr bald wieder zu erholen schien.

Es dauerte nicht lange, so senkten sich die langen, blauen Fasern, die es an Deck krampfhaft und fest wie zu einem dicken blauen Ball zusammengezogen hatte, wieder in die See hinab, der in dem Eimer bedeutend eingeschrumpfte Körper dehnte sich allmählich aus, und noch in Sicht schien das Thier seine gewöhnliche Gestalt

und Größe angenommen zu haben und sich vollkommen wohl zu befinden.

In den nächsten Tagen sahen wir wieder mehrere vorbeitreiben, ohne aber besonders darauf Acht zu haben. Die meisten kamen auch nicht nahe genug zum Schiff, und ein Boot durften wir der Quarantaine wegen überhaupt nicht in See lassen.

Sonntag den 22. kam das vierte Boot, ohne uns Antwort oder irgend eine Nachricht vom Ufer zu bringen. Der preußische Consul hatte uns Anfangs geschrieben, daß sich unsere Lage ändern könne, wenn das nächste St. Thomas-Paket gute Kunde brächte. Das St. Thomas-Paket war eingetroffen, aber uns wurde auch nicht die kleinste Notiz darüber gegeben und unsere Lage fing an, eine verzweifelte zu werden.

Als größte Plage an Bord stellte sich übrigens bald der Capitän selber heraus, denn ein so guter Mann er sonst war und so liebenswürdig er sich zuweilen zeigen konnte, ein so furchtbarer Schwadroneur war er, und er konnte Einen manchmal mit seinem überdies nur halbverständlichen Französisch, da er immer den ganzen Mund voll von zerkautem Tabak und Saft hatte, fast zur Verzweiflung bringen. Die

Sprachverwirrung an Bord wurde dabei immer größer und man wußte zuletzt selber nicht mehr, was man eigentlich reden sollte.

Gestern, am 24. März, hatten wir böses Wetter. Der Wind blies scharf von Nordost, es regnete den ganzen Tag und eine ziemlich hohe See machte sich auf. Heute, am 25., hatte sich der Wind allerdings wieder gelegt, der Himmel aufgeklärt, auch die See ziemlich beruhigt, es stand aber noch eine sehr bedeutende Dünung, in welcher unsere Barke auf das unbarmherzigste schlingerte oder rollte, d. h. von Seite zu Seite herüber und hinüber schwankte. Morgens acht Uhr etwa sah ich einen der größten dieser Portugese men of war, die ich je bemerkt, nicht weit von Bord treiben und zeigte ihn den anderen Passagieren. Wir hatten übrigens kein weiteres Verlangen, ihn an Bord zu heben, als auch die übrigen Seeleute aufmerksam darauf wurden und der Koch aus seiner Cambüse trat und über Bord schaute.

Das wunderliche Thier war etwa gerade da, wo er stand, bis dicht vor die Schiffswand gekommen, und er rief mir jetzt zu, hinüber zu ihm zu steigen und zu sehen, welche Masse kleiner Fische darum herschwärmten.

Ich hatte das noch nie bei diesen Blasen bemerkt und stieg deshalb auf das untere Deck hinab, um mich selber zu überzeugen.

Dicht an der Schiffswand trieb jetzt das schöne, in blau und roth prachtvoll schillernde Geschöpf, das einen deutlich und scharf eingeschnittenen Kragen oder Kamm auf dem Rücken trug, und um es her schwammen etwa dreißig Fischchen verschiedener Größe, von denen das längste kaum 3 Zoll halten mochte. Ich wollte aber meinen Augen kaum trauen, als ich die Blase da unten in voller Arbeit, und zwar mit nichts Geringerem als dem Fischfang beschäftigt sah.

Deutlich konnten wir selbst von oben aus erkennen, daß das Blasenthier, dem man selbst bei genauer Untersuchung kaum eine selbstständige Bewegung zutrauen sollte, in den zum Theil zusammengezogenen blauen und schraubenartigen Fasern mehrere kleine todte Fische hielt, während die ganze Thätigkeit der Blase eine saugende Bewegung, ein leises Zusammenziehen und Ausdehnen zeigte. Sonderbar war es dabei, wie die kleinen Fische, halb scheu, halb gierig, das Thier umkreisten, denn während das geheimnißvolle Geschöpf die Fische in seinen giftigen

und brennenden Fasern hielt, streiften sich fortwährend kleine Theile, Schuppen und Fleischfasern davon ab, so daß es ordentlich aussah, als ob sie von dem Blasenthier absichtlich ausgestreut würden, um noch mehr der jungen Brut heranzulocken und zu fangen.

Die Seeleute waren indessen sämmtlich herbeigekommen und erklärten, etwas Aehnliches in ihrem ganzen Leben nicht gesehen zu haben. Einer von ihnen nahm auch einen Eimer und suchte ihn so über das Thier zu werfen, daß er es, wenn er sich aufdrehte, darin fangen mußte. Er warf den Eimer aber sowohl das erste als das zweite Mal etwas zu kurz, ohne jedoch im Stande zu sein, die kleinen Fische damit wegzujagen. Sie wichen allerdings dem niederfallenden Eimer scheu aus, kehrten aber augenblicklich wieder zurück und schienen trotzdem die Gefahr, die ihnen von dem Blasenthier drohte, genau zu kennen, denn sie hüteten sich auf das sorgfältigste, den Fasern nahe zu kommen. Der Polyp, denn zu dieser Klasse von Geschöpfen gehört doch jedenfalls der Portugese man of war, schien aber nicht im Stand zu sein, seine Fasern seitab zu werfen; er konnte sie nur durch ihr eigenes Gewicht niederhangen lassen; Alles aber, was in ihre

Berührung kam, war auch sein, denn mit Blitzesschnelle wanden sich dann die berührten Theile auf und hielten, was sie erfaßten, mit unzerreißbarer Klammer.

Als der Seemann den Eimer zum dritten Male niederwarf, wickelte sich beim Aufziehen ein Theil der langen, noch niederhangenden Fasern um den Tauknopf des Bügels, und er zog daran den man of war herauf.

Der Anblick, den das Thier jetzt bot, war wundervoll. Es zeigte sich als eins der größten Exemplare, die wohl je in See vorkommen, und reichlich seine 10 Zoll lang, wie etwa 4 oder $4^1/_2$ Zoll hoch. Die längsten Fasern, die dabei noch an ihm niederhingen, denn den größten Theil derselben hatte es zu einem blauen Ballen oder Klumpen unter seinem Körper zusammengezogen, mußten wenigstens 20 Fuß lang sein und hingen noch über Bord bis in die See nieder. Der Körper des Blasenthiers schrumpfte allerdings, so wie es sich gefangen und seinem Elemente entzogen sah, augenscheinlich zusammen, so daß es wenige Minuten später kaum die Hälfte seines früheren Umfangs hatte. Merkwürdig aber war der Anblick, den der blaue Klumpen unter der Blase bot, als wir densel-

ben mit einem Stück Holz entwirrten, denn wir waren Alle außerordentlich vorsichtig, den Fasern nicht mit der Hand zu nahe zu kommen.

Schon von außen konnten wir deutlich erkennen, daß er mehrere kleine Fische dort hineingezogen trug, sobald wir aber den Knäuel öffneten, fanden wir nicht weniger als neun Stück darin verwickelt, von denen einige erst kürzlich ergriffen und getödtet, andere aber schon zum Theil halb aufgezehrt oder angefressen waren.

Was wir schon, als sich das Thier noch in See befand, von oben aus gesehen, daß es nämlich durch eine Art von Saugen die Schuppen von seiner Beute streifte und dabei auch einige Fleischfasern abfielen, zeigte sich jetzt in seiner Wirklichkeit deutlich genug. Es scheint demnach daß das Thier, an den Wurzeln dieser langen Fasern verborgen, denn erkennen ließ sich nichts davon, eine Anzahl von Sauggefäßen hat, an welche es verschiedene Beutestücke zu gleicher Zeit anziehen und sie aussaugen kann. An manchen der Fische, von denen der größte knapp 3 Zoll hielt, der kleinste kaum 1 Zoll lang war, waren dicht neben den Kiemen die Schuppen gänzlich entfernt und das Fleisch erst zu einem kleinen Theile angefressen. Einer, obgleich schon

länger getödtet, denn er zeigte sich starr und kalt, war unberührt, andere dagegen, besonders die kleinen, schienen schon halb aufgezehrt und hielten kaum noch zusammen.

Woher das Thier die Kraft bekommt, drei oder vier solch' kleiner Fische zu gleicher Zeit zu verzehren, begreife ich nicht. Eine Möglichkeit bleibt aber, daß es sie so lange in seinen Klammern hält, bis sie anfangen weich zu werden, und sie dann erst aussaugt; jedenfalls würden sich dann die Schuppen leichter ablösen. In Verwesung war übrigens noch keiner der gefangenen Fische übergegangen, denn ich löste sie sämmtlich heraus, um sie nachher an unsern Angelhaken zu befestigen und wieder andere Fische damit zu fangen, aber sie nahmen sie nicht.

Die Fasern des Blasenthiers waren durch das Heraufziehen und die rauhe Behandlung an Bord arg beschädigt worden, aber wir wollten es nicht tödten und warfen es wieder über Bord, wo es erst einen Moment seitwärts auf dem Wasser lag, sich aber dann wieder aufrichtete und nach und nach anfing, die emporgerollten Faserstücke, obgleich viele davon zerschnitten worden, niederhangen zu lassen. Die Thiere müssen außerordentlich zäh sein.

Wir hatten einen amerikanischen Schiffscapitän, Herrn Reynold aus Philadelphia, an Bord; der alte französische Capitän war seine halbe Lebenszeit auf See gefahren, ich selber habe manche Seereise gemacht und die Thiere oft beobachtet, aber weder Einer von uns noch von den Matrosen hatte je etwas Aehnliches gesehen oder es für möglich gehalten, und ich gestehe offen, ich würde es kaum selber geglaubt haben, wenn es mir ein Anderer erzählt hätte. Wir hatten hier aber den Beweis zu deutlich auf der Hand, und diese Zeilen mögen vielleicht dazu dienen, andere Seefahrer auf dieses wunderbare Geschöpf, das bis jetzt nur so wenig und von einzelnen Leuten beobachtet wurde, aufmerksam zu machen. Der einzige Platz freilich, wo es genau beobachtet werden könnte, wären die zoologischen Gärten von Hamburg, London oder Amsterdam. Dort, wo man dem Seewasser eher zugänglich ist, würde es nicht so schwer sein ein kleines, aber natürlich ziemlich tiefes Aquarium herzurichten, und der Transport des zähen Thieres, wenn vorsichtig und unbeschädigt in einem Netz gefangen, könnte nicht die geringsten Schwierigkeiten bieten. Ich bin fest überzeugt, daß es sich in einem mit Seewasser gefüllten und auf-

gehangenen Gefäß wochenlang an Bord halten müsse. Nichts aber wäre lohnender und interessanter, als die Natur dieses räthselhaften Geschöpfes mit voller Sicherheit zu bewachen, und das würde die darauf gewandten Kosten reichlich belohnen.

Am 24. hatten wir heftigen Nordostwind mit fast ununterbrochenen Regenschauern, der eine solche See aufwühlte, daß wir am nächsten Tage auf wahrhaft nichtswürdige Art hin- und hergeschaukelt wurden.

Donnerstag den 26. endlich sahen wir, bei noch sehr hohem Seegang, ein Boot zu uns herauskommen, in dem wir auch bald zu unserer Freude einen weißen Mann erkannten. Das war der erste Lichtblick in unsere Quarantainenacht, und richtig kam auch ein Arzt an Bord, d. h. er blieb dicht bei uns mit dem Boote liegen und ließ uns Alle an die Bulwarts kommen, um uns zu besichtigen. Ich glaube, die Untersuchung fiel gut aus, denn wir waren Alle gesund und wohlgenährt. Trotzdem dauerte es noch bis zum Sonntag, ehe das zweite Boot herauskam und uns freimachte, und am Abend des nächsten Tages, nachdem wir durch das Ungeschick der französischen Seeleute einen vollen

Tag gebraucht hatten, um die drei englischen Meilen aufzukreuzen, erreichten wir endlich — mit welchen Gefühlen kann sich der Leser denken — die lang und heiß ersehnte und so oft durch unsere Fernröhre betrachtete Rhede von Laguayra — gerade zu spät, um an diesem Abend noch an Land zu kommen. Das ermöglichten wir erst am nächsten Morgen, und ich hatte hier nicht allein das wonnige Gefühl, nach dem furchtbaren Schlingern an Bord wieder einmal festen Boden betreten zu können, sondern auch gleich von einigen deutschen Herren — selbst an der Landung — auf das herzlichste empfangen zu werden.

Der preußische Consul Herr Wilhelms war mit einem Herrn Schröder aus Laguayra herausgekommen, und die Herren hatten es schon unter sich ausgemacht, mich gar nicht in das Hôtel zu lassen. Herr Schröder nahm mich ohne Weiteres und mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft in seine prächtige Wohnung hinauf, und jetzt, nach einer langen, mühseligen Fahrt, sitze ich hier oben wieder einmal, nach langer Zeit, bei lieben, guten Menschen in einem freundlichen Gemach. Vor mir liegt das weite, blaue Meer, das mich die letzten drei Wochen auf die unbarmherzigste Weise hin- und hergeworfen,

unter meinem Fenster selbst rollt die schäumende Brandung ihre Wogen an Land, und rechts da drüben, von der warmen Tropensonne übergossen, schaukelt ein reizender Cocospalmenhain seine gefiederten Wipfel in der Seebrise.

So wechselt mein Leben hier draußen, aber darin liegt ja auch gerade wieder der unendliche Reiz, der für alle Beschwerden und Entbehrungen wieder einen „armen Reisenden" so reich entschädigt.

2.
Laguayra.

Es ist immer ein höchst angenehmes und spannendes Gefühl, ein neues Land zu betreten, zu welchem Genuß man dabei auch noch gewöhnlich durch eine vorhergehende Leere: eine längere oder kürzere Seereise vorbereitet wird. Hier dagegen fand ein außergewöhnlicher — ich möchte fast sagen unnatürlicher Zustand statt, da man uns in den siebzehn langen Tagen der Quarantaine das Land gewissermaßen erst zeigte und uns an den Anblick desselben gewöhnte, ehe man uns verstattete, es zu betreten. — Es war freilich eine „Thierquälerei", aber sie wurde doch auch überstanden und machte uns — wenn das möglich gewesen wäre, das Land vielleicht dadurch nur noch lieber.

Venezuela zeigte sich aber auch hier in der That von der liebenswürdigsten Seite, denn schon der Anblick der kleinen Hafenstadt selber, zwischen ihren Cocospalmen und von den grünbewaldeten mächtigen Berghängen überragt, war entzückend schön. — Und dazu der herzliche Empfang meiner Landsleute und das Bewußtsein, nicht mehr bei Tische neben unserem französischen Capitän sitzen zu müssen und die ganze Zeit über in die Ohren geschrieen zu bekommen — es waren Genüsse, wie man die Sache drehte.

Laguayra — oder auch La Guaira, wie es gewöhnlich geschrieben wird — ist nach dem kleinen Fluß Guayra so genannt, der dicht hinter Caracas von zwei kleinen Bergwassern gebildet, hier, ich glaube unter anderem Namen, in See mündet, und eine freundlichere Lage haben sicher nur wenige Küstenstädte der ganzen Welt, wie dies kleine Städtchen. Freilich ist es kein ordentlicher Hafen, sondern nur eine offene Rhede, von welcher die Fahrzeuge, wenn einmal ein tüchtiger Norder eintritt, rasch flüchten müssen, um nicht auf den Strand gesetzt zu werden; und doch, wie leicht wäre es gerade hier dem nachzuhelfen, was die Natur geboten hat, und einen wirklich geschützten Hafen herzustellen.

Unmittelbar vom Ufer empor ragen die Felsmassen, die noch außerdem den, den Häusern gewährten Raum so beschränken, daß man bis hoch in die Quebrada oder Schlucht hinein hat bauen müssen.

Läge der Platz in Nordamerika, so wäre schon lange ein tüchtiger Damm hergestellt, der, hinaus in See gebaut, das Brechen der Wogen an der Küste verhinderte, während jetzt selbst bei Windstille eine solche Dünung steht, daß Boote nur mit äußerster Vorsicht landen müssen, bei bewegter oder gar rauher See aber sich gar nicht der Küste nähern können. Fast von oben herunter könnte man die Blöcke hineinstürzen und dann später, wie man am Lande Raum gewönne, mit einer kurzen, schräg abfahrenden Eisenbahn, selbst ohne Locomotive, nachhelfen. Ja, das gewonnene Terrain würde fast die ganze Arbeit bezahlen. Aber die Abkömmlinge der spanischen Race sind einmal indolent und beuten nicht einmal das aus, was ihnen die Spanier selber vorgearbeitet haben, viel weniger denn, daß sie etwas Neues schaffen sollten.

Die kleine Stadt selber liegt, wie erwähnt, am Hang hinauf gebaut, und bis tief in die Quebrada hinein ziehen sich einzelne der kleinen

lichten Häuser, während rechts und links am Strande hin freundliche Gärten mit Palmen und Bananen, und reizende Häuser, von dem saftigen Grün umgeben, überall dem Blick begegnen. Der Geschäftstheil Laguayras ist aber natürlich nur auf die zwei ersten Straßen beschränkt, denn dort unten müssen die Waaren abgelagert und dann wieder auf zweiräderige Karren geladen und nach Caracas hinaufgeschafft werden, wie auch alle Producte des inneren Landes auf Karren von dort herunter kommen. Das Geschäft in Laguayra ist zum großen Theil in den Händen von deutschen Kaufleuten; das Importgeschäft fast ausschließlich. Der Handel hat freilich in den letzten Jahren und durch die ewigen, eine der andern folgenden Revolutionen enorm gelitten und wird einer geraumen Zeit bedürfen, ehe er sich wieder vollständig erholen kann. Aber die deutschen Kaufleute halten auch zähe aus, und während sie auf gute Zeiten hoffen, kämpfen sie wacker gegen die schlechten an.

Und ist es jetzt irgendwo besser in der Welt? Wir mögen hinsehen wohin wir wollen, so finden wir, wenn auch nicht offenen Krieg oder Revolution, wie in den meisten Republiken, doch überall Mißtrauen oder gar Furcht. In Europa

wie in Südamerika, in den Vereinigten Staaten, in Indien, in der Türkei, in Griechenland, Spanien, Italien, Rußland, überall gährt es und kocht es, und nur die Waffenschmiede und alle bei dem Kriegswerk betheiligten Arbeiter machen gute Geschäfte. Kein Mensch weiß dabei, woher das kommt, ob es in der Luft liegt oder in den gefährlichen Gasen, die gegenwärtig aus allen Erdspalten aufsteigen und selbst den festesten Boden da und dort erbeben machen. Aber es wird nachgerade ein nicht allein gefährlicher, sondern auch unerträglicher Zustand, und ein gesunder Krieg wäre in der That wünschenswerther, als dies ewige Drohen und Beschönigen und heimliche Laden von Gewehren und Revolvern.

Wohin ich auch jetzt gekommen bin, überall fand ich den nämlichen trostlosen Zustand. — Wie gut könnten es die Menschen auf der Welt haben, und wie verbittern sie sich trotzdem das kurze Leben so muthwillig und fortwährend durch Ehrgeiz und Brotneid und andere böse Leidenschaften. Aber wer kann's ändern — nur die, die fortwährend hetzen und bohren, und diese fühlen sich leider, wie eine Made in einem Käse, nur in einem solchen Zustand behaglich, ja finden

sehr häufig nur in einem solchen ihre überhaupt gar nicht nothwendige Existenz.

Laguayra liegt terrassenförmig unmittelbar an der Bergkette, die von dem Meer aus emporsteigt und sich links von der Stadt aus bis zu der Silla, einer Kuppe von 7000 Fuß Höhe, erhebt. Wirklich schöne oder prachtvolle Bauten hat es allerdings gar nicht aufzuweisen, aber desto wohnlicher sind die kleinen Häuser im Innern und dem heißen Klima vollkommen angemessen, eingerichtet.

In der spanischen Zeit soll es auch stark befestigt gewesen sein, und gegen die See zu könnte es recht gut uneinnehmbar gemacht werden, aber unmöglich wäre es, sich gegen einen von oben heruntersteigenden Feind zu halten, und selbst die nicht einmal mit Geschütz versehenen Revolutionstruppen haben es schon verschiedene Male genommen.

Nur unten am Wasser liegen jetzt noch einige Festungswerke, und ein malerisch genug gelegenes Fort überragt dabei die ganze Stadt; aber eine traurige Bande von Soldaten trieb sich dazwischen herum und benutzte den oberen Raum innerhalb der Mauern — eigentlich der einzige

vollkommen ebene Platz in der ganzen Stadt — gewöhnlich zum Einexerciren der Rekruten.

In Herrn Schröder's Haus, der mich mit so liebenswürdiger Gastfreundschaft aufgenommen, hatte ich ein Zimmer gerade nach der See hinaus. Das Haus lag etwa 150 Schritte vom Strand ab, aber schon hoch auf einem Felsen, der dicht darunter steil abfiel und eine Vogelperspective auf den gerade davor liegenden eingemauerten Marktplatz mit der Markthalle gestattete. Links von dieser lag das Fort, und ich amüsirte mich oft damit, den unten exercirenden Soldaten zuzusehen, wie gemüthlich sie ihr Tagewerk betrieben.

Eines Tages lag ich auch oben im Fenster — es war dicht vor Beginn der Charwoche, und die jugendliche Bevölkerung von Laguayra fing schon an, alle Arten von alten Musketen und Pistolen hervorzusuchen, um sich auf die Feiertage vorzubereiten und die verschiedenen Schießprügel in Stand zu setzen. Unten im Fort exercirte die Besatzung von Laguayra, etwa vierzig Mann mit ich weiß nicht wie viel Generalen darunter, denn Venezuela zählte damals, bei etwa drei oder viertausend Mann, zweitausend Generale.— Der Officier ließ gerade die, zwei und zwei mar=

schirenden Soldaten links abschwenken, als plötzlich unter dem Fort, am Seestrand, ein Schuß fiel. In demselben Moment löste sich, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, die ganze Colonne auf, und alle Soldaten — der Officier natürlich mit — liefen an die Brustwehr, um hinüber zu sehen. Jedenfalls mußten sie auch dort etwas Interessantes bemerken, denn wohl zehn Minuten blieben sie da und schienen sich vortrefflich zu amüsiren, dann erst gab der Officier wieder einen Befehl, und die Leute schlenderten nun langsam zurück, um ihr unterbrochenes Exercitium wieder aufzunehmen.

Westlich von Laguayra hat früher der eigentliche Hafenplatz gelegen, und dort stehen auch noch die Spuren der früheren Stadt, die das furchtbare Erdbeben im Jahr 1812, das auch Caracas verwüstete, damals in Trümmer legte. Dort steht noch die Hälfte einer alten Kirche mit eingestürzten Mauern, dort stehen noch eine Menge von Hauswällen, deren Dächer zusammenbrachen und dann im Innern, im Lauf der Zeit, verfaulten, wo jetzt Sträucher und selbst Bäume üppig emporwuchern. Ob es den Leuten zu viel Mühe schien, dies alte Mauerwerk einzureißen und an derselben Stelle wieder neu zu bauen,

oder ob sie fürchteten, daß sich die Erdstöße gerade hier wiederholen könnten, kurz, sie zogen sich weiter nach Osten, um da die neue Stadt zu bauen, und doch sind sie auf dem neuen Platz viel mehr durch die Felsen beengt, als sie es auf dem alten waren, und jedenfalls der nämlichen Gefahr ausgesetzt. Für Jemanden aber, der kurz vorher die Vereinigten Staaten durchzogen, wo jeder Fußbreit Boden in der Nähe einer Stadt werthvoll ist und benutzt wird, ist es wirklich ein wunderlicher Anblick, hier eine Hafenstadt zu sehen, die, als Pforte eines unendlich reichen Landes, in ihrer unmittelbaren Nähe einen Vorrath von Ruinen aufgestapelt läßt, und mit dem unbenutzten Platz auch gar nichts anzufangen weiß — denn selbst Gespenster fehlen darin, mit denen man wenigstens bei uns eine solche verfallene Stadt rasch bevölkern würde.

Der einzige Landungsplatz in Laguayra liegt unmittelbar vor der Duana oder dem Steuergebäude, wo hinaus ein kleines Werft gebaut ist, um wenigstens den Booten und Launchen, oder Lichterfahrzeugen, eine Landung zu erlauben. Aber selbst dieser kleine Platz ist nicht gegen die schwellenden Wogen des Oceans geschützt,

und selbst Menschen verunglücken dort nur zu häufig.

Die Gegend westlich von Laguayra, wenn man erst aus den, die Stadt umgebenden Gärten heraus ist, bietet wenig oder gar nichts Schönes, denn nach Cabo blanco hinaus, dessen kahlen Felsen gegenüber wir in Quarantaine lagen, sind die niederen Küstenhänge ziemlich öde, und wenn man nicht in die hohen Berge selber hineinsteigen, sondern einen Spazierritt im flachen Land, also unmittelbar am Strand, machen will, so muß man auf eine freundliche Scenerie verzichten. Wunderhübsch dagegen ist ein Ritt nach Osten zu am Strand und durch die dort liegenden Gärten und Plantagen hin. In liebenswürdigster Weise wurden mir von meinen deutschen Landsleuten Pferde zum Ausreiten zur Disposition gestellt, und ich machte gern Gebrauch davon, denn die reizende Scenerie lohnt mit verschwenderischen Händen jeden Besuch nach Osten zu, ja man gewinnt manchmal von einer Höhe einen offenen Blick über das üppige Land mit dem blauen Meer zum Hintergrund, der wirklich unbeschreiblich schön ist. Und was für prachtvolle Bäume stehen dort am Strand — Mango-Bäume mit ungeheuren Stämmen und

Wipfeln, wie übersäet von den goldgelben, roth-angehauchten Früchten; Cocospalmen und Bananen, so hoch und stattlich wie nur irgendwo und dazu eine Masse von fremdartigen Bäumen und Gesträuchen, mit oft wundervollen Blüthen und Blumen.

Auch ein Indianerdorf passirten wir hier, das an einem ziemlich steilen Hang und auf Lehmboden gebaut ist, so daß ich wirklich nicht recht begreife, wie die Bewohner desselben in der Regenzeit, und wenn der Boden dort schlüpfrig wird, auch nur eine Communication untereinander unterhalten können. — Ueber den ganzen Hang aber zerstreut, und nur hie und da unter Fruchtbäumen hineingeschmiegt, standen die kleinen einfachen Lehmhütten, und vor den Thüren saßen die Frauen und Mädchen mit ihrer Arbeit beschäftigt. Doch es ist scheues Volk und mag mit den Weißen — Grund genug haben sie jedenfalls — nicht gern verkehren. So wie sie wenigstens unsere kleine Cavalcade ankommen sahen, sprangen die jungen Mädchen, die langen straffen schwarzen Haare um die Stirnen flatternd, wenigstens regelmäßig auf und flüchteten in die Häuser hinein, von denen aus sie uns dann — selber verdeckt — beobachteten, bis wir vorüber

waren. Selbst die Kinder gingen uns, wo sie das irgend konnten, scheu aus dem Weg — genau so wie es die kleinen indischen Kinder auf Java gemacht hatten.

Es sind sehr viele Deutsche in Laguayra, aber ein eigentlich deutsches Element giebt es dort kaum, weil sich die meisten der dortigen Kaufleute mit den wirklich liebenswürdigen Töchtern des Landes verheirathet haben und dadurch in die Familien selber eingetreten sind. Aber darum halten sie doch wacker zusammen, und ihren gesellschaftlichen Vereinen hat die Mischung mit dem schönen — und hier wirklich schönen Geschlecht Venezuelas, nicht den geringsten Abbruch gethan, ja sie wahrscheinlich noch viel mehr gefördert und belebt.

Die politischen Zustände lagen übrigens gerade jetzt drückend auf der ganzen Geschäftswelt, denn man verhehlte es sich nicht, daß in der allernächsten Zeit auch hier und in der Hauptstadt die Revolution gegen den Präsident Falcon ausbrechen müsse, die schon im Osten und Westen des Reiches begonnen hatte und näher und näher gegen Caracas und Laguayra heranrückte. — Barcelona, Provinz und Stadt, hatte sich für die Revolution — oder wie man hier sagte: die

Blauen, oder wie sie sich selber nannten: die Reconquistadores erklärt. Im Thal von Aragua, den Fruchtgarten Venezuelas beherrschend, lagen ebenfalls die Insurgenten, und Falcon hielt ein oder zwei Kriegsschiffe fortwährend bereit, ihn, wenn es einmal plötzlich nöthig werden sollte, rasch aufzunehmen. Er wußte selber recht gut, daß seines Bleibens nicht lange mehr im Lande sein würde.

Diese Ungewißheit nun, wann der Kampf ausbrechen würde, lastete natürlich wie ein Alp auf jedem Geschäft, und noch schlimmer wurden die immer und immer wieder auftauchenden Zweifel dadurch, daß man aus dem inneren Land selber gar keine bestimmte Nachricht erhalten konnte. Man wußte wohl daß überall Streifcorps der Revolutionäre lagen, aber dazwischendurch waren die kleinen Städte auch wieder von Regierungstruppen besetzt, die sich dann gegenseitig natürlich daran verhinderten, bestimmte Nachrichten aufkommen zu lassen. Uebrigens ist man ja in allen diesen Republiken schon Revolutionen gewohnt und weiß so ziemlich, wie man ihnen zu begegnen hat — nur das Vertrauen zerstören sie jedesmal, und gerade davon lebt ja der Kaufmann.

In Laguayra selber hielt ich mich übrigens nur kurze Zeit auf, und so gastlich ich war aufgenommen worden, drängte es mich doch, das nicht ferne Caracas zu sehen, von dem ich schon soviel gehört und gelesen, und auf das ich mich lange vorher gefreut. Mein Plan war dann nach Laguayra zurückzukehren, mich nach der Provinz Barcelona, und zwar mit einem Segelboot einzuschiffen, da der Revolution wegen die Dampfer dort nicht mehr anlegten, und von dort ab dann durch die Llanos bis nach Angostura am Orinoco vorzudringen. Das Land war in Aufruhr, ja; aber Fremde haben selten von diesen Revolutionen, denen sie ja auch fern stehen, etwas zu befürchten, und außerdem kann man sich durch sie nicht abschrecken lassen, oder man würde nie Gelegenheit finden, eine der südamerikanischen Republiken im Innern kennen zu lernen.

Nun giebt es aber von der Küste aus verschiedene Wege, um die Hauptstadt des Landes zu besuchen, und der bequemste ist jedenfalls der neu angelegte Fahrweg, auf dem täglich zweimal eine sogenannte Diligence die Verbindung unterhält. Zwischen Caracas und Laguayra liegen die hohen Küstenberge, welche, die 7000 Fuß

hohe Silla ausgenommen, etwa 5000 Fuß hoch sein mögen. Ueber diese ziehen sich die beiden alten Reitpfade und der Postweg hin, und von der Höhe muß man nachher wieder etwa 2000 Fuß hinabsteigen, um das, in einem weiten Thalkessel liegende Caracas zu erreichen. Allerdings existirt noch ein alter, schon von den Spaniern angelegter Weg, der von Laguayra ab erst eine kurze Strecke westlich am Strand hinauf führt und dann allmählich, bis zur Hauptstadt selber, ohne eine einzige häßliche Steigung, in die Berge hinauf führt und zwar so, daß man den 5000 Fuß hohen Paß gänzlich vermeidet. Es wäre auch nichts in der Welt natürlicher gewesen, als diese so zweckmäßig als möglich angelegte Bahn zu dem erst kürzlich neugeschaffenen Weg zu benutzen — aber der Bauunternehmer hatte unglücklicher Weise einen Verwandten mit großem Landbesitz an der andern Seite des Hanges — den konnte er nicht mit dem Weg, im wahren Sinne des Worts, links liegen lassen, und da der Staat ja doch die Kosten trug, so lag nichts daran, ob der Weg soviel theurer wurde und die Frachtkarren 2000 Fuß höher steigen mußten und ihre Thiere dabei ruinirten. Der neue Weg wurde deshalb durch das Land des Verwandten

angelegt, und die Kärrner und Reisenden verfluchen jetzt regelmäßig den schurkischen Wegbauer, noch dazu da sie auf jeder Fahrt die alte bequeme Straße tief unter sich ihrem Ziel gerade entgegenziehen sehen. — Südamerikanische Wirthschaft! Ich entschloß mich übrigens dazu, lieber einen der Reitpfade, und zwar den sogenannten alten indianischen Weg zu benutzen, um dann später bergab mit der Diligence zurückzukehren. Dadurch bekam ich beide Strecken zu sehen, und hatte es jedenfalls mit der Fahrt bequemer. — Außerdem fand ich auch noch Gesellschaft, da sich einige meiner früheren Mitpassagiere von der „Tamaupilas" ebenfalls entschlossen hatten, Caracas zu besuchen.

Der Ritt war, bei dem herrlichsten Wetter, wirklich prachtvoll. Der, so wie wir die steilen Felsen erreichten, noch von alten Zeiten her durchgehends gepflasterte Pfad zog sich schroff an dem Hang in die Höhe und gewährte auf einzelnen Punkten einen wahrhaft prachtvollen Ueberblick über die Berge und das weit ausgedehnte Meer.

Die Entfernung zwischen Caracas und Laguayra könnte, wenn man im Stande wäre den Berg zu durchbohren, kaum mehr als anderthalb

Leguas betragen, denn selbst auf diesem Zickzack-weg, fortwährend bergauf und über den 5000 Fuß hohen Rücken, legt ein gutes Thier den ganzen Weg in vier Stunden zurück. Je höher wir aber stiegen, desto kleiner zeigten sich da unten die auf der Rhede schaukelnden Schiffe, und entzückend wurde das Bild, wenn dann und wann die bunte, in ihre Cocospalmen hineingeschmiegte Hafenstadt einmal zum Vorschein kam und wie ein zierliches Miniaturbild zu unseren Füßen lag.

Unterwegs fanden wir nur hie und da eine kleine Hacienda, die ein einlaufendes Thal benutzt hatte, um ein paar Acker Land urbar zu machen. Hie und da stand auch wohl eine einzelne Lehmhütte, wo die Arrieros übernachten und Reisende um ein Billiges einen Becher voll Guarapo oder Tschitscha erhalten konnten. Sonst deckte nur wilder Wald die steilen Hänge, und da wir unsere Thiere ein wenig zu sehr schonten — einer unserer Begleiter konnte überdies gar nicht reiten — so wurde es leider schon ziemlich spät, bis wir endlich die Höhe erreichten und dort nun plötzlich Caracas, weit ausgedehnt durch das ganze Thal, mit seinen in regelmäßigen Quadras ausgelegten Straßen und mit den nie-

deren, auf Erdbeben eingerichteten Häusern vor uns liegen sahen.

Leider durften wir nicht lange bei diesem wirklich malerischen Bild verweilen, denn die Sonne verschwand schon hinter den Bergen, und wir hatten noch einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, um theils an den Hängen hin, dann noch über eine Höhe hinweg und nachher steil bergab, auf ausgewaschenen Pfaden die Stadt zu erreichen. Schon nach Laguayra hatte ich aber eine sehr freundliche und herzliche Einladung von einem Landsmann, Herrn Rothe aus Caracas, bekommen, um dort, so lange ich mich in der Hauptstadt aufhielte, bei ihm zu wohnen, und sogar bis hier in die Berge herauf war mir mein Gastfreund entgegengekommen, um mich da zu begrüßen. Er kannte auch den Weg genau, den wir zu nehmen hatten, und nachdem wir da oben in einer Berghütte, in Ermangelung von etwas Besserem, als Willkommenstrunk einen Cognac getrunken hatten, der genau wie englisch Pflaster schmeckte, stiegen wir den steilen Hang hinab und ritten, etwa eine Stunde später, durch die Pforte von Caracas, wo uns der Thorschreiber, ganz wie früher bei uns in glücklichen Zeiten, einen Real à Person für Pflastergeld abforderte.

3.

Carácas.

So oft ich auch in meinem Leben ein fremdes Land, oder eine fremde Stadt erreichte, machte ich mir immer — wenn das nicht schon früher geschehen war, im Geist ein Bild davon, um zu sehen, ob es dem in Wirklichkeit wohl nahe kommen würde; ich muß aber gestehen, daß es sich auch nicht ein einziges Mal völlig bewährte — es war *immer* anders als ich es mir gedacht. Ich fand mich entweder enttäuscht, oder auch meine Erwartungen weit übertroffen, jedesmal aber sicher eine ganz andere Scenerie, als ich sie erwartet und mir ausgemalt.

Caracas, als alte spanische Stadt, hatte ich mir mit breiten Straßen, niederen flachen Häusern und von reicher Vegetation umgeben gedacht.

In der Vegetation hätte ich mich nun auch, so=weit es die benachbarten Thäler betraf, vielleicht nicht geirrt, aber davon war in der Stadt selber natürlich nichts zu sehen und hier warf das erste Betreten derselben augenblicklich alle früheren Ideen über den Haufen — Gasbeleuchtung! — wo hätte ich an Gasbeleuchtung gedacht, wenn ich mich in Gedanken mit Caracas beschäftigte — die Häuser waren allerdings niedrig, aber nicht mit flachen azoteas wie in den übrigen spanischen Städten, sondern mit schrägen, ziegelgedeckten Dächern — und die Straßen kamen mir so schmal und doch wieder so bekannt vor, als ob ich schon einmal in meiner Kindheit hier gewesen wäre, wo uns der Raum ja überall viel größer scheint, und ich nun die früher erhaltenen Eindrücke noch im Gedächtniß hätte.

Die Stadt hat aber in der That eine ungemeine Ausdehnung, denn lange, lange Zeit ritten wir, die geraden Straßen entlang, über das Pflaster, bis wir endlich — meine Reisegefährten waren schon vorher an einem Hôtel abgestiegen, die freundliche Wohnung Herrn Rothe's, der sich hier mit seiner jungen deutschen Frau und einem kleinen allerliebsten Jungen seinen eigenen Herd gegründet hatte, erreichten.

Wunderliches Leben, das ich so führe und fast ein Menschenalter hindurch geführt habe — abwechselnd genug aber, das muß wahr sein. Aus dem traurigen Schiffsleben heraus zuerst in jede nur mögliche Bequemlichkeit hinein, und hier wieder in dem traulichen Familienkreis guter Menschen, um nach wenigen Tagen auf's Neue in die Wildniß einzutauchen. Aber ich bleibe wenigstens meinem Grundsatz treu: ich genieße was sich bietet und mache mir wegen des Kommenden keine Sorge, und dadurch habe ich besonders den Vortheil, daß ich mir nie eine fröhliche Stunde durch höchst nutzloses Grübeln oder Plänemachen verderbe.

Uebrigens hatte ich wirklich nicht geglaubt, daß ich in Caracas so viele Deutsche finden würde, als sich wirklich in den nächsten Tagen herausstellte, denn eine prächtige Gesellschaft aus allen Klassen und Geschäftszweigen stellte sich zusammen, und die kurze Zeit, die ich da oben in der freundlichen Stadt verlebte, verging mir wirklich wie im Flug. Hier in Caracas fand ich aber dabei das Nämliche, was mir schon in Laguayra aufgefallen, daß sich nämlich so viele Deutsche mit Creolinnen, d. h. von spanischen Eltern oder Großeltern dort im Land geborenen

Damen verheirathen, die glücklichsten Ehen führen und eine Anzahl von reizenden Kindern um sich her aufziehen. Ich habe wirklich in keinem Land so viele hübsche Kinder gefunden, wie gerade in Venezuela — und trotzdem bleiben unsere Landsleute dabei Deutsche. Das ist aber in allen südamerikanischen Republiken der Fall, denn im nordamerikanischen Element geht der Deutsche auf. Die Kinder wenigstens verschmelzen mit demselben und haben das Wort dutchman so oft im Munde wie irgend ein Yankee. Im spanischen aber erhält es sich, und gewinnt sogar nicht selten das Uebergewicht.

Die gebildeten Familien Venezuelas stehen übrigens auch Europa viel näher, als irgend ein anderer Theil des südlichen amerikanischen Continents, wie sie ihm ja auch schon durch ihre Lage näher gerückt sind. Sehr viele Venezulaner haben — und sogar mit ihren Frauen „das alte Land" besucht, sprechen französisch oder englisch, ja selbst deutsch, und neigen sich überhaupt mehr den Fremden zu, wie sie auch gern mit ihnen verkehren.

Häufig findet man in Gesellschaften der Venezulaner fast alle Nationen vertreten, und die Kinder aus solchen gemischten Ehen, wenn sie

auch natürlich schon durch die Schule lieber spanisch als eine andere Sprache reden, schämen sich doch nie, von fremden Eltern abzustammen, und geben sich, wenn herangewachsen, sogar Mühe, die Sprache derselben nicht zu verlernen.

Caracas selber hat nicht allein sehr viele deutsche Kaufleute, und unter ihnen mit die angesehensten des Landes, ebenso wie Laguayra und Porto Cabello, sondern auch viele deutsche Handwerker giebt es dort. Merkwürdiger Weise aber nicht einen einzigen deutschen Arzt, und selbst nur einen einzigen in Laguayra, der aber kaum noch zu den Deutschen gerechnet werden kann, wie er auch sehr wenig mit ihnen verkehrt. Deutsche Apotheken dagegen sind mehrere dort.

Ebenso hörte ich die Klage, besonders in Caracas, nach guten deutschen Schustern und Schneidern, die dort, wenn sie ihre Arbeit aus dem Grund verstünden, gewiß ihr gutes Brot finden würden.

Die Umgebung von Caracas ist wirklich wunderbar schön, wenn auch nicht gerade echt tropisch, denn Palmen kommen nur in einzelnen Exemplaren vor, und die Cocospalmen tragen dort auf 3000 Fuß über der Meeresfläche nur sehr selten Früchte. Kaffee, Zucker und

Bananen gedeihen aber doch — nur keinen Bambus sah ich, und ihn auch nirgends auf irgend einer Hacienda verwandt. Möglich daß das Land zu hoch und trocken dafür liegt. Leider fand ich Venezuela jetzt nicht in seinem frischen und prächtigen Grün, wie es schon wenige Wochen nach der Regenzeit herausbricht. Die lange Dürre hatte sogar von vielen Bäumen die Blätter so total herabgeworfen, daß sie so kahl dastanden, wie bei uns im Winter. Auch der Boden zeigte nirgends junges Gras und sah an den Hängen gelb und welk aus. Ueberblickt man aber das weite Thal, durch welches die Guayra aus den Bergen plätschert, dann kann man leicht erkennen, wie üppig das Alles hier aufblühen muß, wenn erst einmal die Wolken ihre Schleusen öffnen.

Aber ich genoß auch die Gegend, und zwar machte ich mit den dort gewonnenen deutschen Freunden ganz prächtige Spazierritte in die Umgegend, die nach allen Richtungen hin, und selbst in dieser Jahreszeit, wunderhübsche Punkte bietet. Bald ging es an Kaffeepflanzungen und reichen Haciendcn mit wahrhaft prachtvollen alten Bäumen hin, bald zu alten Ruinen hinaus, aus der spanischen Zeit — verfallen und verlassen, wie

sie von ihren früheren Herren und den Herren des Landes geräumt wurden, bald an dem kleinen Strom Guayra hinauf bis zu dessen Ursprung, d. h. bis zu der Stelle, wo er von zwei anderen kleinen Bächen gebildet wird und mit diesen ein überaus fruchtbares, besonders zum Anbau von Zuckerrohr verwandtes Thal durchfließt. — Gerade dort draußen lag aber auch der Negergeneral Colina, die Geißel der Provinz und von dem Volk El Colera genannt, mit seinen Regierungstruppen, und das Herz mußte selbst einem Fremden bluten, wenn er sah, wie dies schöne Land durch eine erbärmliche und gewissenlose Regierung mißhandelt, ausgesogen und zertreten wurde. — Die Gegend war ja wunderschön — überall hoben sich die malerisch geschnittenen Bergkuppen empor, überall spannte sich der blaue klare Himmel. Hier blitzte der kleine muntere Strom durch ein Dickicht von wildem Rohr und Weiden, dort im Thal lagen die fruchtbaren Hacienden, mit ihren hellgrünen Zuckerfeldern und lichten Wohngebäuden — aber dicht an der Straße war Alles Verwüstung, als ob ein Heuschreckenschwarm über ein Maisfeld gerathen wäre — und wohl hatten die Herren hier auch wie die Heuschrecken gewirthschaftet.

Ueberall am Wege trafen wir Soldatentrupps von drei oder vier Mann, die bald kleine Heerden von Rindern, bald einzelne — und natürlich gestohlene Stück Vieh — vor sich hertrieben. Den armen Leuten hatten sie es weggenommen, wo sie es bekommen konnten, und verwünscht wenig fragend, ob die Familie vielleicht nur die eine Kuh hatte und davon lebte, oder ob sie es aus einer großen Heerde nahmen. — Es gab wohl eine Constitution im Lande, aber kein Gesetz; der Negergeneral Colina regierte dort, wo er gerade mit seinen Banden lagerte, und von ihm gab es keine Appellation an ein höheres Gericht. — Auch die am Weg liegenden Felder waren total verwüstet worden, und Mais und Zuckerrohr durch Pferde oder Lastthiere abgetrieben. Ja schon in die entfernteren Hacienden machten die Soldaten jetzt Excursionen und brachten Eselladungen von Futter — und Futter wie Esel waren gestohlen — aus dem Thal herauf.

Den traurigsten Anblick boten aber — wenn die Burschen auch selber pittoresk genug aussahen — die kleinen Ortschaften, die wir auf unserem Ritt passirten, denn von vier Häusern waren immer drei verschlossen und verlassen.

Wer hätte auch zwischen dem Gesindel hausen mögen, wenn er überhaupt fortkommen konnte! In den übrigen Wohnungen hatten sich aber die Soldaten selber eingerichtet, lagerten vor den Thüren, ihre Gewehre neben sich lehnend, oder amüsirten sich mit Kartenspiel, bettelten uns aber auch gewissenhaft an, wo sie nur irgend Gelegenheit dazu bekamen. — Unterwegs begegneten wir dem General Colina zu Pferd. Er selber, ein richtiger Neger, kam mit einem braunen und einem gelben Adjudanten, beide auf Maulthieren und eine hübsche Gesellschaft zusammen, aus der Stadt zurück — und sah unzufrieden und mürrisch genug aus. Er hatte wahrscheinlich für seine Officiere — denn die Soldaten bekamen überhaupt Nichts — Geld haben wollen und dafür, wie gewöhnlich, eine Anweisung auf das Zollamt erhalten.

Es war das eine Eigenthümlichkeit jenes Präsidenten Falcon, daß er eben Alles für sich selber gebrauchte, denn nicht einmal die Soldaten, die ihn doch noch für eine kurze Zeit in seiner Stellung hielten, konnten den ihnen schuldigen Sold bekommen und mußten sich, was sie zum Leben nun einmal nothwendig brauch-

ten, auch persönlich stehlen. — Der Präsident stahl nur für sich selber.

Ganz ähnliche Zustände herrschten in der Hauptstadt, und es war eine Heidenwirthschaft, die aber wahrhaft komisch wurde, wenn ein Ministerium abtrat und ein neues, auch mit einem neuen Beamtenschwarm, wieder anzog. So — um nur ein Beispiel anzuführen, nahmen die Secretäre im Ministerium, wenn sie ausgetrieben wurden, nicht allein sämmtliches — doch auf Kosten oder Credit des Staates angeschaffte Papier, Couverte und Federn, sondern auch die Dintenfässer, ja in einzelnen Fällen sogar die Tischdecken und ihre Stühle mit, und die neuen Beamten, mit keinem Centabo in der Kasse und ebesowenig Credit, mußten zusehen, wie sie sich nach und nach wieder neues Material beschafften. — Das klingt in der That unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger wahr, und mag ein Bild von dem Zustand geben, der in allen diesen Republiken, bei ihrem steten Regierungswechsel, herrscht.

Einer der freundlichsten Spazierritte war, aus Caracas hinaus, lang durch die Kaffeeplantagen, die schon unmittelbar an der Stadt beginnen und in jetziger Zeit allerdings ein wenig ein=

getrocknet aussahen. Der Kaffee wird hier ebenfalls unter Schattenbäumen angepflanzt, was einer solchen Plantage fast etwas Europäisches giebt, da sie einem angelegten Walde gleicht; die niederen Kaffeebäume bilden dann darin das Unterholz. — Hier draußen war denn auch der Versuch gemacht — kühn genug, wenn man die Verhältnisse in Venezuela bedenkt, eine Eisenbahn nach einem nicht sehr entfernten Punkt anzulegen und sie dann, wenn sich das Geschäft rentiren sollte oder ruhige Zeiten blieben, weiter fortzuführen. — Ruhige Zeiten in Venezuela!

Ich war in der That erstaunt, als ich von Weitem schon eine Locomotive erkannte und die Personenwagen droben auf einem erhöhten Perron halten sah — die Bahn lief auch von dort aus ab — aber der Zug nicht mehr, und als wir näher hinankamen, endeckte ich etwas, was ich in meinem ganzen Leben nicht für möglich gehalten — einen mit rothen Ziegeln gedeckten Personenwagen.

Ich hatte gelacht, als ich in Arkansas mit Schindeln gedeckte Waggons fand — und hier waren es Ziegeln. Es sah in der That zu komisch aus, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Waggon auch ein unicum in der ganzen

Welt und Barnum in New-York sollte ihn sich nicht entgehen lassen. Der Anblick war wirklich zu kostbar — ein Waggon mit Ziegeln, so daß er aussieht wie ein Stall oder Waschhaus. Uebrigens wird er ja auch jetzt nicht mehr gebraucht und — wie mir gesagt wurde — nur manchmal von Nachtwächtern zur Schlafstelle benutzt. — Die Eisenbahn selber, die früher weiter nichts als eine Probefahrt auf einige Leguas gemacht, war nie ausgebaut worden. — Eine Kasse befand sich in dem Bahnhofgebäude ebensogut wie im Finanzministerium in Caracas, aber eben so leer wie dort. — Es war kein Geld dagewesen — das schon Hergestellte zerfiel wieder, das Material verfaulte oder verrostete, und auch diese Arbeit, wie alles Uebrige, sollte den Nachkommen aufgehoben werden, damit sie doch etwas zu thun vorfänden.

Schon in Laguayra war es mir von den dortigen Freunden gerathen worden, jedenfalls die stille oder Charwoche in Caracas zuzubringen, da ich dann die Stadt in vollem Glanze sehen würde. Das hatte ich denn auch nicht versäumt und durfte es später nicht bereuen, wenn mir auch von allen Seiten versichert wurde, daß gerade in diesem Jahr, der gedrückten politischen

Verhältnisse wegen, das Fest verhältnißmäßig still vorüberginge. Es war das erste Mal, daß ich eine „heilige Woche" — denn semana santa wird sie in Venezuela genannt, in einer südamerikanischen Stadt zubrachte. Nur einmal hatte ich sie auf der Mission Dolores bei San Francisco verlebt, sonst war ich jedesmal, wenn gerade auf Reisen, in der Zeit auf See herumgeschwommen.

Schon am Montag beginnen unter Glockengeläute, was aber am Donnerstag und stillen Freitag schweigt, die Feierlichkeiten. Man sah überall auf den Straßen Damen im höchsten Staat, die nach den verschiedenen Kirchen, besonders nach der Kathedrale, strömten, und Nachmittags um fünf Uhr begann die erste Procession, die vor dem Palast des Erzbischofs vorbeizog und sich dann auf ihrem festbestimmten Weg durch einzelne Straßen bewegte, bis sie Abends wieder in die Kirche, von wo sie ausgegangen, zurückkehrte.

Mir waren diese Processionen etwas Neues, und ich muß gestehen, daß ich sie mit großem Interesse, wenn auch vielleicht nicht mit der nöthigen Andacht beobachtete. Es ist aber auch etwas Eigenes um die Religion, und Jeder dient

seinem Gott auf verschiedene Weise. Ich wäre auch gewiß der Letzte, der über die Form eines anders Denkenden die Nase rümpfte. Lasse jedem Menschen seinen Glauben, wenn er dem nur treu und mit offenem Herzen angehört. — Haben diese Processionen aber wirklich viel mit dem wahren Glauben zu thun, wenn der äußere Prunk nur die Hauptsache zu sein scheint? — Es ist Sitte in Caracas, daß die Damen in dieser Woche an jedem Tag ein anderes und neues Kleid tragen; der höchstmöglichste Staat wird dabei entfaltet, die größte Pracht an Tagen zur Schau getragen, die den wirklichen Christen in der Erinnerung an das Geschehene nur mit tiefer Trauer erfüllen sollten — und wie schminken sich die bildhübschen Gestalten und was für entsetzlich lange Schleppen ziehen sie durch den Staub.

Doch was nützen die Reflexionen; sie ändern die Welt nicht, und mag die Form so wunderlich sein wie sie will, wenn man nur, was man zu glauben vorgiebt, auch wirklich glaubt, und nicht nur allein den äußeren leeren Schein beobachtet, so denke ich, daß sich dann doch wohl später ein Jeder mit seinem Gott und seinem eigenen Gewissen abfinden wird.

In Mexiko sind sämmtliche Processionen außerhalb der Kirche untersagt, wie auch die Priester dort in ihrem Ordensgewand oder in ihrer geistlichen Tracht nicht über die Straße gehen dürfen. Hier in Venezuela blühen sie noch in voller Pracht, und die ganze Umgegend strömt in der heiligen Woche nach der Hauptstadt, um das Schauspiel mit anzusehen.

Ich hatte mich mit einigen Freunden an einer Ecke postirt, wo der Zug vorbeikommen mußte, und wir sahen schon, gar nicht weit entfernt, die vorgetragene Fahne und dichtgedrängte Menschenschaaren. Auch die vergitterten Fenster dort waren überall mit geputzten Damen und reizenden Kindern gefüllt. Trotzdem dauerte es eine sehr lange Zeit, bis der Zug herankam, der sich nur entsetzlich langsam fortbewegte. Die Procession geht Schritt für Schritt und braucht zu einer Quadra, also eine Entfernung etwa von 900 Fuß, reichlich eine halbe Stunde; es blieb uns deshalb genügend Zeit, uns in der Nachbarschaft ein wenig umzuschauen, und ich muß wirklich gestehen, daß ich lange nichts Interessanteres gesehen habe.

Caracas ist eigenthümlich gebaut, wie ich schon vorhin erwähnt habe — allerdings im Gan=

zen wohl nach altspanischer Art, aber doch auch wieder mit manchen Neuerungen, die dem Charakter der Bewohner mehr entsprechen. Die Häuser selber liegen meist alle — wenigstens die besseren, in einem Quadrat, das einen kleinen freundlichen, mit Blumen bepflanzten Hofraum einschließt. Allerdings ist dieser entweder mit viereckigen Backziegeln, oder auch gar mit Marmorplatten gepflastert, aber für Blumen hat man an bestimmten Stellen Oeffnungen gelassen, denn der Venezulaner liebt das Grüne — und an den Seiten, im Hofraum, sind ebenfalls eiserne Ringe befestigt, um die stets gebrauchten Pferde daran anzuhängen.

Hinten liegen gewöhnlich die Schlaf- und Wirthschaftsräume, die ersteren auch wohl an den Seiten, vorn aber sind die Wohn- und Gesellschaftszimmer — hoch und luftig gebaut, da sie die ganze Höhe des Hauses einnehmen, und die Fenster, da man parterre doch nicht gut einen Balcon haben kann, mit nach vorn wohl einen Fuß auslaufenden und oft sehr elegant gearbeiteten eisernen Gittern versehen. — Es giebt freilich auch zweistöckige Häuser in Caracas, aber sie sind selten.

Diese vorgeschobenen Gitterfenster haben nun

allerdings etwas ungemein Bequemes für die Inwohnenden, denn sie können darin wie in einem Balcon sitzen und die Straße hinab oder hinauf sehen. Für die ohnedies schmalen Trottoirs sind sie aber nichts weniger als angenehm, denn wenn nur zwei Menschen neben einander gehen, muß der an der äußeren Seite bei jedem Fenster mit einem Fuß auf die Straße treten. An diesem Tag aber war ich den Gittern gut, wenn ich mich auch vorher wohl manchmal über sie geärgert haben mochte, denn da man genau vorher wußte, welchen Weg die Procession nahm, so hatte sich in den dafür bestimmten Straßen die ganze schöne Welt Venezuelas — die darin wirklich Außerordentliches leistet — an den Fenstern versammelt, und Gruppen habe ich da gesehen so schön, wie sie die reichste Phantasie des Malers nicht schöner auf die Leinwand zaubern könnte. — Besonders die Kindergruppen an manchen Fenstern waren zu lieb — manchmal sechs oder sieben der kleinen reizenden Wesen, mit den schwarzen Locken und Augen und dem blendend weißen Teint, hinter einem Gitter, und dazwischen die Mütter, denen man die Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, daß sie manch=

mal noch hübscher, oder doch eben so hübsch aussahen wie ihre Kinder.

Allerdings traf man auch wohl dann und wann, wenn man die Straße hinabschlenderte, auf ein solches Gitterfenster, hinter dem ein paar alte Megären mit ihrer Cigarre im Munde saßen, so daß das ganze Haus einer Menagerie glich, in der ein paar gefährliche Bestien sicher hinter Eisenstäben gehalten und verwahrt wurden; aber die Lichtseiten waren viel häufiger als die Schattenseiten, und überstrahlten sie vollkommen.

Es wurde jetzt Zeit, daß wir unsere Plätze einnahmen, denn die Procession kam näher und näher, und die Zuschauer, unter denen sich aber auch die geputztesten Damen befanden, sammelten sich schon an den nächsten Ecken. — Dem Zug voran kam Musik, die einen Trauermarsch spielte, und hoch über das Volk empor ragte dabei eine Art von Tisch, auf dem, von Menschen getragen und von hohen Glasvasen und Windlichtern umgeben, eine lebensgroße Gruppe von drei Figuren stand, die aber alle prachtvoll gekleidet und mit Goldstickereien bedeckt waren. Sie stellten Christus vor, dem der Engel den Leidenskelch reicht, während neben ihm eine andere Gestalt, wahrscheinlich Johannes, stand. Ueber den Tisch,

den Figuren als Teppich dienend, hing eine schwersammetne, reich gestickte Decke, die nur vorn von einzelnen Leuten emporgehoben wurde, damit die darunter befindlichen Träger hinlänglich Licht und Luft bekamen.

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, auf mich machte aber die ganze Gruppe keinen erhebenden Eindruck. Die Gestalten waren gut ausgeführt, aber nicht in der Tracht jenes Zeitalters, und überladen mit langen goldgestickten Gewändern. Eine solche Unmasse von Glasvasen und Bouquets und Silber- und künstlichen Blumen umgab dabei die Gruppe, daß das Ganze eher einer wandelnden Glashandlung, als einer zur Verehrung bestimmten bildlichen Darstellung glich. An den Vasen hingen außerdem eine Unzahl geschliffener Glasstücke, die fortwährend klingelnd zusammenstießen, und schwankend bewegte sich dabei das Ganze auf den Köpfen der Träger, wie sie den rechten oder linken Fuß niedersetzten. Neben dieser wie den nachfolgenden Gruppen gingen einzelne Soldaten mit aufgestecktem Bajonnet — zu welchem Zweck weiß ich nicht, denn zur Verzierung sehen die Soldaten von Venezuela nicht hübsch genug aus, und zum Schutz der Procession sind sie auch nicht nöthig,

denn es würde sicherlich Niemand wagen, oder auch nur daran denken, sie zu stören.

Dieser ersten Gruppe folgte eine zweite Figur — einer der Apostel, aber ich konnte nicht bestimmen welcher, da er keine Insignien trug. Dann kam die heilige Veronika, in einem schweren, goldgestickten Sammetkleid und langer Schleppe, ein feingesticktes Taschentuch in der einen, ein silbernes Blumenbouquet in der andern Hand haltend.

Hinter dieser kam eine Gruppe von drei Aposteln, Petrus, Paulus und ein Dritter, den ich nicht erkennen konnte. Petrus hatte als Abzeichen den Hahn vor sich und ein Schwert in der Hand.

Die letzte Figur war die Jungfrau Maria in schwerem Lilla-Sammet, reich mit Gold gestickt und mit hinten herunterhängender Schleppe gekleidet, in der Brust aber einen Dolch, um ihr Herzeleid anzudeuten. — Den Zug schloß ein kleines Piquet Soldaten, bei dem leisen Anschlag der Trommeln, als ob sie einen Kameraden zu Grabe geleiteten.

Bis dahin hatten wir Tageslicht gehabt; jetzt wurde es zu dunkel, um die Figuren der Procession noch deutlich erkennen zu können, und

der Zug hielt, wie er uns eben passirt hatte, damit vorher die Windlichter angezündet wurden. — Ob das nicht besser gleich in der Kirche geschehen wäre, weiß ich nicht, mir aber kam es fast wie Blasphemie vor und machte eher einen komischen als ernsten Eindruck, daß jetzt ein gewöhnlicher Peon oder Arbeiter in Hemdsärmeln hinter der Jungfrau Maria auf den Tisch kletterte, ihr natürlich auf der Schleppe herumtrat und sich Streichhölzchen, die der Luftzug immer wieder auswehte, an den verschiedensten Stellen in Feuer brachte — bis es ihm endlich gelang, die sämmtlichen Windlichter anzuzünden. Dann setzte sich der Zug auf's Neue in Bewegung.

Am Dienstag war eine ähnliche Procession, aber [illegible] fortgehend, die dur[illegible] hindurch zur Anschauung gebracht werden soll, nur daß man mit Allem einen Tag früher erscheint, weil am Charfreitag Christus schon im Sarge liegt und damit das Ganze abschließt. Am Donnerstag wird er deshalb am Kreuz herumgetragen.

Am Dienstag erschien die heilige Magdalena, die ich mir aber, nach den alten Oelgemälden, anders gedacht. Sie war eben so prachtvoll und mit

Stickereien bedeckt gekleidet, als die übrigen Gestalten.

Einer der Haupttage ist der Mittwoch, wo Christus das Kreuz trägt.

Die Gestalt, die den Heiland vorstellen sollte, trug einen richtigen Schlafrock aus dunkelrothem Sammet, mit Gold fast überladen und mit schweren goldenen Troddeln an dem Gurt um die Hüften. Hinter ihm stand eine andere Figur, etwas bunt, mit einem kurzen spanischen Mantel, aber ebenfalls vollständig neu gekleidet, und hob das untere Ende des Kreuzes. Noch mehrere Gestalten folgten nach, die letzte war aber wieder die Jungfrau Maria in aller Pracht, die Dornenkrone in der Hand, und heute sieben Dolche in [illegible] Brust.

Allge[illegible] frau vor[illegible] hinter den Fenstern [illegible] Sitz auf die Kniee niedergleiten und dort liegen bleiben, bis ihnen das Bild den Rücken wendet. Daß die Männer, so wie sie die Procession erreicht, den Hut ab- und die Cigarre aus dem Munde nehmen, versteht sich von selbst. Ich habe aber keinen von ihnen niederknieen sehen, und bei der übrigen Procession wird ruhig fortgeraucht.

Eigenthümlich bei dieser Procession ist ein Trupp von verkleideten Männern und Knaben, die dem Zug voraus eine Fahne mit den römischen Buchstaben S. P. Q. R. tragen. Sie haben ein Gewand ähnlich den Mönchkutten, aber aus Steifleinwand, und scheinen sich vortrefflich dabei zu amüsiren. Der Volkswitz, der sich wenig um das S. P. Q. R. der alten Römer kümmert, behauptet, die vier Buchstaben bedeuteten: San Pedro quiere Reales, d. i.: St. Petrus wünscht kleines Geld. Am Donnerstag, ganz mit den bisherigen Feierlichkeiten, wird Jesus am Kreuz herumgetragen und der Tag ist ziemlich dasselbe wie bei uns der Charfreitag. Keine Glocke darf dann mehr geläutet werden, und am stillen Freitag hat die Procession ihren Höhepunkt erreicht. Alle Damen erscheinen dabei in schwarzer Kleidung, also tiefer Trauer, und schon von Mittags zwölf Uhr an bewegt sich die Procession, die heute den Sarg des Heilandes mit sich führt, durch die Straßen. Am Sonnabend dagegen, und man sieht, daß die ganze Feier eigentlich einen Tag der wirklich angenommenen Zeit voraus ist, feiern alle Glocken die Auferstehung des Herrn, und die schöne Welt zieht dann das prächtigste Gewand an, das sie besitzt.

In diesen drei letzten Tagen sind die Kirchen Morgens mit Andächtigen gefüllt, obgleich ich selber auch nicht die Spur von Andacht darin entdecken konnte. Die kirchlichen Formen gehen allerdings ihren gewöhnlichen Gang, oder werden auch vielleicht noch mit größerer Feierlichkeit verrichtet, aber die Menschen — scheinen aus einem ganz andern Grund in die Kirche gegangen zu sein, als um darin zu beten.

Das Schiff der Kirche und den ganzen inneren Raum der verschiedenen Abtheilungen füllen allein die Damen aus, die — den Freitag ausgenommen — in ihrem höchsten Staat, und oft ganz unnatürlich geschminkt, nicht dort auf den Knieen liegen, denn das würden sie auf die Länge der Zeit nicht aushalten können, sondern in Reihen und kleinen Gruppen auf den Steinen, die Füße dabei untergeschlagen, sitzen und die in den Gängen herumgehenden Herren mustern oder auch Begrüßungen mit ihnen wechseln, sich aber dabei fortwährend Bemerkungen über den Staat ihrer Nachbarinnen mittheilen.

Dort mit dem Rücken an den einen Altar gelehnt, sitzen ein paar alte Damen, die sich augenscheinlich über das Kleid einer vor ihnen kauernden jungen Dame unterhalten und höchst

entrüstet darüber scheinen. Sie zeigen sogar dann und wann mit den Fingern auf einzelne Theile desselben und bekreuzigen sich dazwischen bei dem Ton einer kleinen Glocke oder anderen Perioden des Gottesdienstes.

Auch die Jugend dringt in die Kirche. Ein paar ziemlich abgerissene Jungen der untersten Klassen machen sich das Vergnügen, mit den nackten schmutzigen Füßen zwischen den Damen herumzugehen, die mit ihren langen Kleidern zwischen sich einen ununterbrochenen Teppich bilden. Die jungen Damen werfen ihnen freilich zornige Blicke zu und suchen ihre Kleider fortzuziehen, aber es ist, des reichhaltigen Stoffes wegen, unmöglich, und Lärm dürfen sie natürlich nicht machen, während die unverschämten Jungen nicht die geringste Notiz von ihnen nehmen. Alle Farben und Racen sieht man dabei in der Kirche vertreten, und ein Unterschied zwischen Schwarz und Weiß wird natürlich im Hause Gottes nicht gemacht. Uebrigens kleiden sich die schwarzen Damen weit einfacher als die weißen, was aber wohl schwerlich aus Neigung und Frömmigkeit, sondern nur deshalb geschieht, weil es — die Mittel nicht erlauben.

Den Charfreitag verbrachte ich nicht in Caracas, sondern in Laguayra, weil ich meinen Reiseplan geändert hatte und gern am Ostersonntag wieder in der Hauptstadt sein wollte. Man hatte mir nämlich in Caracas von den verschiedensten Seiten abgerathen, die Tour nach dem Orinoco durch Barcelona und die dortigen Llanos direct nach Angostura zu machen, sondern viel lieber von hier aus die allerdings wohl weitere, aber auch lohnendere Reise nach dem Apure und diesen hinab in den Orinoco hinein zu versuchen. Ich durchschnitt dabei die besten Jagdgründe Venezuelas und bekam auch viel mehr und Wichtigeres von dem Land zu sehen.

Am Charfreitag Morgen fuhr ich deshalb wieder, diesmal mit der Diligence, wozu sie etwa drei Stunden gebraucht, zu Thal, um dort mein Gepäck zu ordnen, meinen alten Koffer wieder einmal voraus nach der Insel Trinidad zu senden und dann zuzusehen, wie ich auf einem kleinen Umweg von einigen Hundert Leguas hinter ihm her käme.

Der Weg da hinab ist allerdings in dieser Jahreszeit außerordentlich staubig, aber auch wunderhübsch — die Kutscher fahren dabei wie toll an dem durch kein Geländer geschützten Ab-

grund hin und Unglücksfälle sollen auch schon vorgekommen sein — aber wer denkt an so etwas. Entzückend wurde der Anblick, als wir den letzten Hang umfuhren und nun Laguayra, mit dem blauen Meer, in aller Pracht die eine tropische Sonne nur darüber ausgießen konnte, vor uns liegen sahen.

In Herrn Schröder's gastlichem Hause wurde ich dabei wieder eben so herzlich aufgenommen, wie am vorigen Mal, und verbrachte noch ein paar recht freundliche Tage unter den guten Menschen. Laguayra war freilich gerade jetzt, im Verhältniß gegen Caracas, wohin sich in dieser Zeit Alles drängt, still, und selbst eine Menge Besuch von der Hafenstadt fort- und hinaufgezogen. Nichtsdestoweniger wurde das Fest auch in den hiesigen Kirchen gefeiert. In den Kirchen sind ähnliche Figuren ausgestellt und Abends wurde sogar eine, aber sehr kleine und kurze Procession gehalten. Die ganze Stadt eignet sich aber auch nicht dazu. Die Straßen sind zu eng und laufen zu steil an dem Hang empor, und dann — ist auch Caracas reicher und kann das Fest schöner ausstatten.

Nachmittags besuchte ich die nächste Kirche, wo eine Menge von Menschen, aber in Alltags-

kleidern aus- und einströmte, weil ich neugierig war zu sehen was dort vorging. Es war auch in der That der Mühe werth. In der Kirche wurden nämlich die Vorbereitungen zu der heutigen Aufführung getroffen, und das Ganze erinnerte mich augenblicklich an ein Theater hinter dem Vorhang, kurz vor Beginn der Vorstellung. Auf ihren Gerüsten standen schon der Apostel Johannes und die heilige Veronika — auch hier mit dem unvermeidlichen gestickten Taschentuche — einander gegenüber. Arbeiter brachten gerade den Sargdeckel des Heilandes, ein kostbares Stück aus Schildpatt, Perlmutter und Silber und mit einer Unzahl silberner Blumen verziert — ein anderer Arbeiter, seine Cigarre im Mund, trug ein paar riesige Blumensträuße, die hier mit schwerem Geld bezahlt werden, herbei — Kinder setzten sich um die Pfeiler herum — einzelne Leute brachten die Candelaber in Ordnung, andere waren mit dem Sarg beschäftigt, auf welchem die Figur des Heilandes — nicht ganz in Lebensgröße, um die Hüften mit einem gestickten Tuch bedeckt, ausgestreckt lag. Sie war sonst ganz nackt, aber gewissenhaft mit allen den entsetzlichen Blutspuren bemalt und machte einen schauerlichen Eindruck.

Junge Damen kamen und brachten ebenfalls Geschenke — die Eine einen prachtvollen Blumenstrauß aus Porzellan, — Andere frische Blumen und Bänder, und das schwatzte, lachte und lärmte in dem Gotteshaus herum, als ob es sich auf einem wirklichen Theaterboden befände.

Oben wurde indessen der aus großen Glasscheiben bestehende Sarg zusammengeschraubt. Andere zimmerten das etwas beschädigte Kreuz wieder zurecht und stellten es dann auf, und wohin man blickte, lagen „Requisiten" zu der abendlichen Andacht — alle die Marterwerkzeuge: Lanzen, Nägel, Bohrer, Schwamm, aus Holz gedrechselt und theils mit Goldpapier beklebt, bunte und gestickte Tücher und andere ähnliche Dinge.

Hinten in der Kirche stand die Mutter Maria auf ihrem Gestell, und ich bekam dadurch Gelegenheit, sie ganz in der Nähe zu betrachten. Sie trug ein prachtvolles, schweres Sammetkleid, nicht allein reich, überreich mit Gold gestickt, sondern auch mit eingesetzten Brillanten, die im Lichte funkelten. Ein schwerer goldener Gürtel, an dem ein Kreuz von demselben Metall prachtvoll gearbeitet hing, umgab ihren Leib, und ein

reicher Mantel floß ihr von den Schultern nieder. Niemand bekümmerte sich aber um sie; der Neger mit den beiden Blumensträußen und der Cigarre im Mund ging an ihr vorüber, ohne sie eines Blicks zu würdigen, und ein paar Stunden später? — dann liegen die geschminkten Damen vor ihr auf den Knieen, die Herren gehen zwischen ihnen plaudernd und grüßend herum, und die Geistlichkeit feiert den Tod des Herrn, der für uns gestorben.

Es ist ein wunderliches Leben und Treiben in dieser bunten Welt, und wenn man das so Alles mit ansieht, wird man manchmal an sich selber irre. Die Natur aber geht ihren alten ruhigen Gang, Sonne und Mond scheinen fort, Thau und Regen fallen, und ein blauer Himmel lacht, Gottes Huld verkündend, gleichmäßig über Sündern und Gerechten.

Sonnabend Abend kehrte ich wieder nach Caracas zurück und meine Rastezeit war jetzt vorüber. Wie wohl hätte ich mich noch eine Zeit lang in Caracas fühlen können, wie freundlich, ja herzlich wurde ich von allen Deutschen dort aufgenommen, aber für mich gab es ja keine Ruhe. Ich war nicht hierhergekommen um mich wohl zu befinden — was mir so leicht geworden

wäre, sondern um das Land kennen zu lernen und meine Vorbereitungen zu dem neuen Marsch zu treffen — und so herzlich die Einladung meines lieben Gastfreundes wie seiner liebenswürdigen Gattin war, noch wenigstens eine Woche oder einen Monat dort zu bleiben, ich durfte keinen Tag länger säumen, denn auch die gewöhnliche Regenzeit rückte scharf heran, und ehe diese eintrat, wollte ich doch noch gern wenigstens die Llanos passiren, die in der Regenzeit oft ganz unpassirbar werden sollen.

Vorbei: Am zweiten Osterfeiertag, der hier aber nicht mehr gefeiert wird, denn mit dem ersten ist das ganze Fest vorbei, benutzte ich eine Gelegenheit — und zwar eine Diligence, die sonst regelmäßig jeden Tag nach der kleinen Stadt Victoria abging, jetzt aber nur zu unregelmäßigen Zeiten, und wenn sich gerade Passagiere fanden, lief, und womit ich wenigstens eine Strecke weit in das Land und auch so ziemlich an die Grenze der Civilisation kam. Von dort aus wollte ich dann meinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Die zweckmäßigste Tour war es jedenfalls für mich, denn ich durchwanderte zuerst das ganze Gebirgsland von diesem Theil Venezuelas bis

zur Grenze der Llanos, dann die weiten Ebenen, und zuletzt die beiden Stromgebiete des Apure und Orinoco und bekam dadurch jedenfalls den Charakter des ganzen Reiches zu sehen.

4.

Die damaligen politischen Verhältnisse Venezuelas.

—

„Venezuela ist im Aufstand“ — ein Satz, der ungefähr das Nämliche bedeutet, als wenn man dasselbe von irgend einer andern der südamerikanischen Republiken oder sogar vom Mutterlande liest. — Man beunruhigt sich nicht im mindesten darüber, und doch thut es Einem in der Seele weh, wenn man das wunderschöne Land betritt und dann sieht, wie es einzelnen ehrgeizigen oder geldgierigen Menschen vergönnt ist, Blut und Verderben in ein Paradies zu tragen, nur um ihre eigenen kleinlichen Interessen zu fördern. Und es ist dabei kein Ende abzusehen, denn wird auch wirklich der Aufruhr wieder einmal beseitigt und Friede geschlossen, so ist das ja doch immer nur für eine kurze

Frist, die den Betroffenen kaum Zeit giebt, sich wieder zu erholen.

Armes Land — so reich, so überreich von der Natur begabt und doch nie im Frieden, nie in Ruhe! Der Mensch fände hier Alles, was er zu Glück und Wohlbefinden brauchte, ja, er fände mehr, er könnte mit nur geringer Arbeit im Ueberfluß schwelgen, aber Gott bewahre; das sonst gute und harmlose Volk wird von einzelnen Lumpen so lange bestohlen und schlecht behandelt, bis es aus Verzweiflung zu den Waffen greift, und bekommt es dann wirklich einmal eine gute Regierung, so bohrt und wühlt die andere Partei wieder so lange, bis sie Ordnung und Gesetz umstürzt und den Wohlstand auf's Neue vernichtet.

Aber es geschieht das nicht allein in Venezuela; wir finden die nämliche Geschichte in Mexiko, in Neu-Granada, in Ecuador, in Peru, in Bolivia, wie in den argentinischen Staaten — in der That in allen spanischen Provinzen, Chile ausgenommen, und wie reich und glücklich könnte doch das Volk sein — aber wie arm und elend ist es in Wirklichkeit und wird es auch bleiben, bis einmal eine andere Race die Zügel in die Hand nimmt.

Gegenwärtig hatte nun wieder einmal der Aufruhr die Fackel erhoben, die verschiedenen Heere lagen einander gegenüber und es wird gut sein, die Ursache des ganzen Aufruhrs ein wenig näher zu beleuchten.

Die frühere Revolution, die, wenn ich nicht irre, 1858 begann und viele Jahre dauerte, war von den sogenannten Liberalen gegen die Godos oder Aristokraten, in diesen Ländern immer die anständigen Klassen, geführt und von den Ersteren gewonnen worden. General Falcon wurde damals zum Präsidenten erwählt, und eine Zeit lang schien es, als ob Alles gut gehen sollte, da gerade die Godos am meisten dabei betheiligt waren, daß Ruhe und Friede im Lande herrschte. General Falcon war aber so klug wie ein Mensch, und da er recht gut fühlte, daß er nicht ewig regieren würde, begann er sich in Zeiten nach einem Zufluchtsort umzusehen, auf den er sich, mit dem was er sich derweile „verdient" — d. h. mit dem was er während seiner Regierung im Stande war bei Seite zu bringen, auch in Zeit der Noth und ungefährdet zurückziehen konnte.

Er erstand sich von den Holländern eine kleine Insel unweit Curaçao, auf welcher er sich einen

Palast baute und eine brillante Einrichtung herstellte, und von da an schaffte er Alles was er konnte dort hinüber, und sog dabei das Land auf eine so systematische Weise aus, daß es zuletzt unerträglich wurde und den Widerstand aller Parteien hervorrief.

Der Reichthum dieses an Umfang so großen Reiches liegt überall zu Tage: Landwirthschaft wie Viehzucht könnte es in einem Maße haben wie kaum ein anderes in Südamerika, während die jetzt bearbeiteten Goldminen noch größere Schätze zu Tage fördern, als selbst Californien, und was ist der ganze Staat, mit Ausnahme einiger, aber ebenfalls von den Revolutionen arg heimgesuchter Städte? Kaum mehr als eine Wüste, mit Schulden beladen, ohne Credit und trotzdem noch immer bis auf den letzten Blutstropfen von Menschen ausgesogen, die das, was wir Anderen als unsere Heimath heilig halten, nur als eine Milchkuh betrachten.

Es sind das die Vampyre jeder amerikanischen Republik, selbst Nordamerika nicht ausgenommen, die Stellenjäger, die vier Jahre Zeit verlangen, um sich nachher, trotz eines unbedeutenden Gehalts, als Rentiers von allen Geschäften zurückzuziehen, und die, von einer

oder der andern Partei, sobald die Gegner am Ruder sind und das Volk auf Ruhe hofft, den Kampf von Neuem ungesäumt beginnen.

Venezuela, oder vielmehr die bisherige Regierung, hat aber in diesen Blutsaugern das Aeußerste geleistet, was bis jetzt geleistet worden ist, denn Präsident Falcon schuf — um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, bei einer Armee von kaum 4000 Soldaten allein 2000 — sage zweitausend G e n e r a l e, die, wenigstens auf dem Papier, einen gewissen Sold hatten und den ihnen zukommenden Rang in der Gesellschaft einnahmen, so ruppiges Volk es auch zum großen Theil sein mochte.

Der Zweck dafür lag auf der Hand; er wollte sich damit eine Partei von Männern bilden, die nur allein von ihm abhingen und nur allein durch ihn ihre Existenz gesichert glaubten — eine Partei, die ihn auch, wenn er wirklich gestürzt wurde, überlebte und dann im Stillen für seine Wiedererwählung arbeiten konnte. Die Sache war aber zu klug angefangen, um in Wirklichkeit zu arbeiten, denn der ganzen Bevölkerung konnte er doch nicht den Generalsrang geben und deshalb schlug es endlich fehl.

Und aus was für Familien wählte er seine

Leute. Als ich am Charfreitag wieder nach Laguayra mit der Diligence einfuhr, zeigte mir einer meiner Reisegefährten eine alte Negerin, die, zerlumpt bis zum äußersten und eben so schmutzig, auch jedenfalls der allerunterſten Schicht der venezulanischen Bevölkerung angehörend, mit einem Topf unter dem Arm nach der nächsten Pulperia hinkte.

„Sehen Sie die alte Dame dort?" sagte er, auf die Frau deutend.

„Das alte Negerweib?"

„Bitte," lächelte der Herr, „das ist die Mutter eines unserer Generale, und wenn er einmal seinen Sold bekommt, wird sie sich ein seidenes Schleppkleid anschaffen."

Und das nicht allein — auch einigen Damen hatte Falcon den Generals- oder Officiersrang gegeben, natürlich mit dem entsprechenden Gehalt, der dem „schönen" Geschlecht auch pünktlich ausgezahlt wurde. So war in Laguayra eine Dame, die sich sehr viel mit Politik beschäftigte, zur Obristin mit Orden, Rang und 300 Dollars monatlichem Gehalt befördert worden und eine andere Dame in Caracas zur Generalin — oder wie man hier sagen könnte oder bei uns sagen

würde „wirklichen“ Generalin, mit der nämlichen, oder noch größeren Nutznießung.

Diese Anhänger der Regierungspartei — meist Alles rohes, wüstes Volk, wußten dabei ihres Uebermuths gar keine Grenzen. So beschmierten sie, unter Anderem, regelmäßig in den begangensten Straßen die Wände, indem sie mit großen Buchstaben und schauerlicher Schrift überall die Ausrufe Viva el Gral (Gral Abkürzung für General) Rojas oder Colina oder irgend einen andern Namen anmalten. Das Uebertünchen der Hausbesitzer half auch nichts, denn es würde nur augenblicklich erneuert worden sein und die Polizei half selber mit.

Unter der früheren Regierung hatte man dabei immer doch wenigstens etwas baares Geld im Staatsschatz gehabt, unter der jetzigen war er total leer, denn was Falcon nicht seinen Creaturen auszahlen mußte, wanderte in seine eigene Kasse und kam nicht wieder zum Vorschein. Der Druck im Lande wurde dabei so arg, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen dermaßen darnieder, daß es das Volk zuletzt nicht mehr ertragen konnte, und was wohl Jeder — selbst der Präsident vorausgesehen hatte, war die Folge: eine Revolution.

Diese ging allerdings wieder hauptsächlich von den Godos oder Begüterten aus, aber da sie wußten, daß das eigentliche Volk eine Antipathie schon gegen den Namen hatte, und da die Bewegung diesmal nicht eine einzelne Partei, sondern das ganze Land umfaßte, so nannten sich die jetzigen Widersacher die Unionisten. „Libertad y Union" war ihr Wahlspruch — und außerdem gaben sie sich auch noch die Benennung Reconquistadores „Zurückeroberer", und wählten die blaue Farbe, wie die Regierungssoldaten ein gelbes Band um die Mützen trugen, zu ihrem Zeichen. Im Volk nannte man beide Parteien denn auch bald kurzweg „die Blauen" und die „Gelben".

Indessen war der Landtag in der Hauptstadt Caracas zusammengetreten und die gemäßigte Partei der Godos oder Aristokraten — wenn man den Namen hier gebrauchen darf, da er nicht ganz auf unsere Verhältnisse daheim paßt — wollte versuchen, den Präsidenten Falcon zu Zugeständnissen zu bewegen und den Frieden wieder herzustellen. Da ereignete sich im Abgeordnetenhause eine häßliche Scene. Einer der Abgeordneten protestirte dagegen, einen Officier in den Räumen zu sehen, die ihm durch das Gesetz

verschlossen wären, der betreffende General aber zog in etwas unparlamentarischer Weise seinen Revolver und drohte Jeden, der ihn hinausvotiren wolle, niederzuschießen. Zu gleicher Zeit hatte sich eine ziemliche Zahl von verkleideten und mit Knüppeln bewaffneten Soldaten in dem als Tribüne dienenden und durch ein eisernes Gitter von dem Abgeordnetensaale geschiedenen Nebenzimmer versammelt und fing an, wilde Drohungen gegen die Abgeordneten auszustoßen.

Der Präsident machte allerdings einen Fehler — er versuchte nicht, die Tribüne zu räumen, um, wenn das mißlang, wie es sicherlich der Fall gewesen wäre, eine Vergewaltigung zu constatiren, sondern hob die Sitzung ohne Weiteres auf, wonach sich die Abgeordneten rasch und unter dem Hohn der wackeren Krieger entfernten; aber in sofern ist er auch zu entschuldigen, denn bei einem früheren ähnlichen Falle wurden die Abgeordneten sogar persönlich angegriffen, ja vier von ihnen in dem Saale selber erschossen, und man fürchtete wahrscheinlich eine Wiederholung der Scene.

An dem nämlichen Abend hatte der Präsident des Abgeordnetenhauses eine Anzahl von Kammermitgliedern bei sich versammelt, um

die Vorgänge des Tages zu besprechen, und wie das in südlichen Ländern geht, waren die Herren wohl etwas lebhaft geworden. Da sammelte sich wieder der wahrscheinlich bezahlte Pöbel, denn der wirkliche Bürgerstand ist vollkommen auf Seiten der Abgeordneten, vor dem Hause, ließ den Präsidenten leben, rief „Nieder mit den Verräthern!" und feuerte sogar drei Schüsse ab, wobei eine Kugel in das Zimmer drang, in welchem die Abgeordneten versammelt waren, jedoch glücklicher Weise harmlos in die Wand schlug.

Wirklich uniformirtes Militär wurde allerdings jetzt requirirt und sperrte die Straße ab, ohne jedoch gegen das Gesindel einzuschreiten, ja, einen der Abgeordneten, der allein nach Hause wollte, brachte man sogar, nachdem man ihn insultirt hatte, auf die Präfectur, ließ ihn aber gleich darauf wieder frei. Das übrigens scheint dem Fasse den Boden ausgestoßen zu haben. Das Abgeordnetenhaus erließ einen energischen Protest, die Stimmung in der Hauptstadt, trotz der semana santa oder heiligen Woche, ließ sich ebenfalls nicht verkennen, und der stets abwesende Präsident Falcon, über den man nichts weniger als günstig sprach, kehrte rasch nach der Hauptstadt zurück, um — einzulenken. Es ist

ja so schön, Präsident zu sein. Der Senat sprach dem Abgeordnetenhause sein Bedauern über die stattgehabten Vorfälle aus — das Ministerium dankte sämmtlich ab, und am 8. erließ Präsident Falcon — während schon das Gerücht in der Stadt ging, daß er selber resigniren wolle, woran er aber gar nicht dachte — einen Tagesbefehl, in welchem er Minister ernannte, mit denen man hier sehr zufrieden schien.

Zu gleicher Zeit waren Unterhandlungen mit den Aufständischen angeknüpft worden, die ebenfalls ein Resultat in Aussicht stellen. Es war nämlich zwischen beiden sich einander gegenüber stehenden Parteien ein Waffenstillstand für fünfzehn Tage abgeschlossen worden, wie in dem Decret gesagt wird: „um dem Brudermorde ein Ende zu machen und dem Lande den Frieden wiederzugeben," und man glaubte allgemein, daß das neue Ministerium die Sache zu einem günstigen Ende führen würde — darin sollte man sich aber sehr bald getäuscht sehen, denn das neue Ministerium, das wirklich, dem Ausspruch aller ruhigen Leute nach, aus braven und ehrlichen Menschen bestand, sah wohl bald genug ein, daß es mit Falcon nicht regieren konnte. Dem Finanzminister besonders mag es wohl in

dem leeren Staatsschatz unheimlich geworden sein, kurz, bald nachdem ich Caracas verlassen, dankten sie wieder ab, und die Verwickelung näherte sich jetzt ihrer Katastrophe.

Nun lagen, wie schon vorerwähnt, Truppentheile der Regierung wie der Reconquistadoren im ganzen Land, und in der That Blaue und Gelbe buntzerstreut durcheinander. Die tollsten Gerüchte durchliefen dabei die Stadt, und gerade als ich von Caracas aufbrechen wollte, traf die, wie sich später herausstellte, unbegründete Nachricht ein, daß sich in Victoria — dem kleinen Städtchen, welches ich gerade besuchen wollte — die Regierungstruppen empört und Farbe gewechselt hätten, d. h. von den Gelben zu den Blauen übergegangen wären.

Wie das die verschiedenen Anhänger der Regierung in Bewegung brachte, läßt sich kaum beschreiben, denn das wäre der erste Schritt zu ihrem Sturz gewesen, und schon das böse Beispiel hätte weiter gewirkt. Aber auf meine Reise konnte es keine Einwirkung haben, und nur in einer Hinsicht mußte ich mich vorsehen oder hielt es wenigstens für nöthig, denn auch dessen hätte es, wie ich später fand, nicht bedurft — mir nämlich Pässe von beiden Parteien zu verschaffen,

damit sie mich, welcher Farbe ich auch immer begegnete, als völlig Neutralen ruhig passiren ließen. Selbst die Freunde in Caracas riethen mir das besonders an, da ich noch dazu Waffen, meine Doppelbüchse, einen Revolver und mein Messer mit mir führte.

Das hatte auch wirklich weniger Schwierigkeit, als ich Anfangs selber geglaubt — mein königlich sächsischer Paß, ein vollkommen nutzloses Möbel, den bis jetzt noch kein Mensch zu sehen verlangt, lag außerdem in meinem Koffer und befand sich schon auf der Reise nach Trinidad und durch die Vermittlung eines und desselben Mannes erhielt ich nicht allein einen eigenhändig von Falcon unterschriebenen Paß, sondern auch von anderer Seite einen Brief an die Führer der Reconquistadores, durch welchen ich später, als ich mit den Herren zusammentraf, eine förmliche Paßkarte ausgestellt bekam.

So war ich denn vollkommen ausgerüstet für alle Fährlichkeiten, und nach einem herzlichen Abschied von der lieben Familie Rothe setzte ich mich Nachmittags um zwei Uhr etwa, mit einem andern jungen Venezulaner, der von dem Kutscher Herr Doctor genannt wurde, in den leichten, mit zwei Pferden bespannten Wagen, und

fort rasselten wir über das Pflaster von Caracas auf die gut angelegte und in dieser Jahreszeit auch vortreffliche Straße hinaus, die nach Süden zu, und vor der Hand nach dem kleinen Städtchen Victoria hinausführte.

5.

Das Thal von Aragua.

Die Fahrt war, an einem herrlichen Nachmittag, entzückend schön, und lag wieder das nämliche Thal hinauf, durch das wir schon früher einmal einen Spazierritt gemacht — den Guayra aufwärts. — Der Kutscher — hier lauter Italiener — fuhr ebenfalls vortrefflich, und auf dem guten Weg, nur von dem Staub etwas belästigt, rollten wir lustig in das freundliche Land hinein.

Nun lagen allerdings — wie ich recht gut wußte, eine Menge von Regierungstruppen gerade an dieser Straße, da aber auch in eben dieser Zeit zwischen den Blauen und Gelben ein fünfzehntägiger Waffenstillstand abgeschlossen worden, so hoffte ich doch wenigstens aus dem Bereich

der Regierungstruppen zu kommen, ehe derselbe abgelaufen, denn denen traute ich viel weniger als den Revolutionssoldaten.

An das Gerücht, daß sich die Truppen in Victoria empört haben sollten, hatte ich gar nicht mehr gedacht, bis wir auf der Straße sehr lebhaft daran erinnert wurden. Dort fanden wir nämlich sämmtliche Truppen alarmirt und theils mit Gewehr im Arm wie fertig zum Marsch, theils exercirend, theils ihre Waffen in Ordnung bringend, und in der That die ganze Straße so belebt, ja bedeckt von ihnen, daß wir manchmal anhielten und warten mußten, bis es den Herren nur gefällig war, Raum zu geben. —

Die Uniform des Militärs war allerdings sehr einfach, aber dem Klima entsprechend. Sie bestand aus derber ungebleichter Leinwand — sogenannten Turner-Jacken und Hosen, einem sehr leichten Käppi, das ich in Verdacht habe aus Pappdeckel zu bestehen, und einem breiten gelben Band um dasselbe, dann Seitengewehr und recht gute Bajonnet-Flinten, die Officiere und Generale übrigens, die sich fast in Nichts als einem Säbel von den Uebrigen unterschieden, trugen alle möglichen Arten von Strohhüten und viele von ihnen den Degen nicht einmal umge=

schnallt, sondern, wie die Polizei, mit der Scheide in der Hand.

Malerische Gruppen gab es aber gleichfalls dabei. So standen nahe bei dem einen Dorf zwei kleine, dort angepflanzte Palmen, und zwischen beiden hatte ein General seine Hängematte aufgehangen und sah dort, bequem ausgestreckt — ja so bequem, daß er sogar die Stiefel ausgezogen — dem Exerciren zu. Ein plötzlicher Ueberfall war auch nicht zu fürchten, denn überall an den Hängen konnte man kleine Piquets erkennen, die dort jedenfalls auf Posten standen, um das Nahen eines Feindes gleich zu melden — und man hatte in der That gefürchtet, die Blauen würden mit den in Victoria vermutheten Rebellen den Waffenstillstand brechen und auf Caracas marschiren. Endlich an dem Ort Las Ajuntas — wo der Zusammenfluß der beiden Bäche stattfindet, die den Guayra bilden, ließen wir das eigentliche Hauptcorps zurück, und ich kann es ihm zum Ruhm nachsagen, daß wir nur etwa drei- oder viermal, wenn der Wagen gerade langsam fahren mußte, von den Soldaten angebettelt wurden. Hinter Ajuntas aber kam das häufiger vor.

Von dort aus wurde das Thal enger, und

da wir das Gros der Armee, etwa 1000 Mann vielleicht, hinter uns hatten, so liefen wir jetzt durch eine Vorpostenkette Spießruthen, die sich, immer ein paar Hundert Schritt von einander entfernt, an jedem Vorsprung aufgestellt hatten, von wo aus sie den voraus liegenden Weg, oder wenigstens eine Biegung desselben, übersehen konnten. Sobald diese, die sämmtlich barfuß liefen und auch nicht einmal sämmtlich Uniform hatten, es irgend möglich machen konnten, kamen sie an den Wagen gesprungen — und nicht etwa um nach einer Legitimation zu fragen, denn darum kümmerte sich Niemand — sondern nur um einen „realito“ oder etwas klein Geld zu erbitten, wobei sie denn auch nicht einmal ein paar der dort gemachten, wahrhaft nichtswürdigen Cigarren verschmähten. Mehrmals fiel es dabei vor, daß die armen Teufel mit wirklich kläglicher Miene sagten: „Por Dios, Sennor, wir haben den ganzen Tag noch keinen Bissen zu essen bekommen,“ und sie sahen wirklich so aus, als wenn sie die Wahrheit sprächen.

Nicht weit mehr aber, so hörten die letzten auf, und unser Kutscher versicherte uns, die Blauen hätten hier herüber schon ein paarmal Streifzüge geschickt, die einzelnen Soldaten weg-

gefangen und sie dann unter ihre eigenen Truppen gesteckt — was sehr einfach dadurch geschehen konnte, daß man ihnen das gelbe Band ab- und ein blaues umband — nachher war die Uniform fertig. In dem kleinen Ort voraus aber: Losteces, wo wir übernachten würden, sollten wieder Regierungstruppen liegen.

Der allerdings sehr gut gebahnte Weg wurde hier übrigens fast ein wenig zu interessant, denn er führte, in den kürzesten Einbiegungen und immer den Einschnitten des Berges folgend, unmittelbar an einem Abgrund hin, während unser italienischer Kutscher dabei ununterbrochen auf seine, überdies etwas munteren Thiere einhieb, daß der leichte Wagen nur manchmal so um die scharfen Ecken herumflog und irgend ein Zufall uns Hals über Kopf in die Schlucht hinabsenden konnte.

Wir waren, dem Lauf des einen kleinen Baches aufwärts folgend, schon immer höher in die Berge hineingestiegen und rasselten jetzt durch ein Felsenterrain hin, dem man den Namen Sebastopol gegeben hatte. Nun war mir schon in Caracas erzählt, daß vor nicht langer Zeit einer dieser Wagen, wie er mit scharfem Schwung um eine der Felsecken herumflog, gerade an

dieser Stelle — und es sah schauerlich aus, wenn man da hinunterblickte — hinabgestürzt wäre, und man sollte kaum glauben, daß auch nur einer der Passagiere hätte mit dem Leben davonkommen können — während in Wahrheit nur einer verunglückte.

Als wir den Platz passirt hatten — denn in der Zeit wollte ich ihn nicht gern stören, frug ich den Kutscher jenes Sturzes wegen, aber diese Leute hören die Fragen nicht gern, denn es könnte ihnen „auf der Linie" Schaden thun. Er schüttelte denn auch mit dem Kopf und antwortete nicht gleich.

„Aber ich habe doch gehört, daß einer von den Passagieren verunglückt sei."

„Hm, ja," sagte der Kutscher, „es war einer aus Victoria."

„Also der brach den Hals?"

„Ja," sagte der Italiener, „aber — er war schon vorher krank gewesen."

An dem Abend, wenn auch erst mit einbrechender Nacht, erreichten wir das kleine Städtchen Losteces, das ebenfalls eine Besatzung von Amarillos hatte. Vor Tag aber fuhren wir wieder aus, um Victoria noch bei guter Zeit zu erreichen.

Hier wußte man nichts von einem Aufstand

in dem unfern davon gelegenen Victoria — also war die Sache auch nicht begründet.

Noch in dem Dorf oder Städtchen wurden wir von den Posten angeschrieen und mußten halten, damit sie sich überzeugen konnten, wer wir wären. Dann ließen sie uns passiren, und eine halbe Stunde lang fuhren wir etwa noch im Dunkeln, aber die hier ziemlich gute Straße entlang, und froren dabei bitterlich.

Losteces liegt nämlich sehr hoch in den Bergen — Palmen kommen hier gar nicht mehr vor, ja ich glaube kaum, daß sich die Bananen da wohlbefinden, und die Nacht war es so kalt gewesen, daß ich Alles über mich deckte, was ich mitgenommen, und mich trotzdem kaum erwärmen konnte.

Jetzt endlich dämmerte der Tag, der uns wieder die warmen Sonnenstrahlen bringen sollte. Wir hielten uns dabei noch immer auf dem Höhenzug, und der Wind, der von da unten herüberstrich, war eisigkalt. Jetzt endlich hatten wir den Gipfel erreicht — der Wagen hielt, und als ich hinaussah — ich war eben am Einnicken gewesen, war im Nu Kälte und Müdigkeit vergessen, denn das Bild, das sich uns hier bot, war so eigenthümlich als malerisch.

Vor uns stand — dicht am Rande des Abhangs, aber so an die Bergspitze herausgeschoben, daß man von da aus beide Biegungen des Wegs nicht nur überschauen konnte, sondern auch die Auffahrt von beiden Seiten beherrschte, ein kleiner offener Schuppen, mit Binsen gedeckt, das Dach nur auf Pfählen ruhend, und unter demselben kauerten etwa zehn oder zwölf wild genug aussehende Burschen in blauen Cobijas (wie man hier eine Art Poncho oder Serape nennt) und schienen jämmerlich zu frieren. Zwei andere waren eben damit beschäftigt ein Feuer anzuzünden, und ein dritter stand vor unseren Pferden und hatte jedenfalls die Wagen angehalten.

Diese Leute trugen allerdings Musketen, aber sonst gar keine Abzeichen, nur der Officier, der jetzt herankam und (der einzige von allen, der auch Stiefel an den Füßen hatte), zeigte an seinem Strohhut eine blaue aus Band gefertigte Cocarde. Wir hatten den ersten Vorposten der Reconquistadores erreicht, der hier kaum eine englische Meile von Losteces entfernt stehen konnte. Waren wir doch die ganze Zeit nur sehr langsam gefahren.

Die Leute waren aber so freundlich und

artig wie nur möglich. Der Officier erkundigte sich nur, woher wir kämen, wohin wir wollten, und lachte, als ihm mein Begleiter erzählte, welche Aufregung das Gerücht über den erfundenen Aufstand Victorias in Caracas hervorgerufen.

„Noch nicht,“ sagte er, „die Nachricht ist nur etwas verfrüht — aber meine Herren, ich will Sie hier nicht länger auf dem kalten Höhenzug aufhalten. Machen Sie, daß Sie wieder hinunter in's warme Land kommen.“

Den Soldaten dann abwinkend, grüßte er uns freundlich, und gleich darauf rasselten wir wieder zu Thal.

Um neun Uhr etwa erreichten wir wieder ein Dorf, das von den Blauen besetzt gehalten wurde. Hier mußten wir drei Real Schutzgeld zahlen. Es war das die einzige Steuer, die von den Insurgenten erhoben wurde, und allerdings mäßig genug. — Aber auch hier wurden wir von den einzelnen Soldaten angebettelt. Die armen Teufel bekamen eben keine Löhnung, weder hüben noch drüben, und waren auf das angewiesen, was sie sich so am Wege verdienten.

Von dort ab hielten die Revolutionäre den Weg überall besetzt, bis wir gegen Mittag in der Nähe von Victoria selber wieder ein kleines

Städtchen erreichten, in welchem Falcon'sche Linientruppen zu liegen schienen, die sämmtlich anständig gekleidet gingen — bloße Füße natürlich oder Sandalen abgerechnet. Hätte aber ein preußischer General das erlebt, was uns hier begegnete, er wäre wahrlich aus der Haut gefahren.

Als wir nämlich an einer der größeren Pulperien oder Verkaufsläden vorfuhren, weil unser Kutscher dort etwas abzugeben hatte, fanden wir die ganze Militärmacht, etwa 80 oder 100 Mann, vor dem Hause in doppeltem Gliede aufgestellt, die Musik an der Spitze, und auf's äußerste überraschten mich hier schon die beiden Trommelschläger, welche die in Deutschland neu eingeführten flachen Trommeln trugen. Das war aber noch nichts. Unser Wagen hielt vor dem aus Backsteinen gelegten Trottoir, als plötzlich einer der Trommelschläger, ein Pfeifer und ein Hornist vortraten, sich, während die Mannschaft mit Gewehr bei Fuß stand, vor dem Wagen aufstellten und dann einen lustigen Marsch zu spielen begannen. Ich achtete Anfangs nicht viel darauf, denn schön war die Ausführung nicht, und was ging mich auch die Militärmusik an,

als mein Reisegefährte, der Doctor aus Caracas, in die Tasche griff und sagte:

„Wir werden den Leuten wohl etwas geben müssen.“

„Welchen Leuten?“

„Nun, den Soldaten, den Musikanten.“

„Ja, um Gottes willen, spielen denn die für uns?“

„Ja gewiß.“

Er hatte Recht; die Musik brachte uns, den beiden Reisenden, während sie in Reih' und Glied aufgestellt war und noch unter Waffen stand, ein wirkliches Ständchen, bat sich nachher ein Douceur aus und trat dann, als wir, Einer dem Trommler, der Andere dem Pfeifer einen Vierteldollar in die Hand gedrückt (der Hornist mochte sich nachher mit ihnen vereinigen), wieder auf ihren Platz zurück.

Damit war die Sache aber noch nicht vorbei. Der vor der Front stehende Officier, der dabei seinen gezogenen Degen in der Hand herumschlenkerte und das Ganze mit angesehen, warf den Musikanten jetzt einen unwilligen Blick zu, und ich glaubte schon, daß er sie augenblicklich abführen würde, wonach ihnen dann ein Kriegsgericht kaum weniger als zehn

Jahr Zuchthaus zudictiren konnte, aber Derartiges geschah nicht.

„Na,“ sagte der Officier — jedenfalls ein General, denn Lieutenants gab es gar nicht in der Armee — „bedankt Ihr Euch denn nicht?“

Und der Trommelschläger und Pfeifer — der Hornist schien verdrießlich, denn er hatte nichts bekommen — traten noch einmal vor, spielten mit großem Eifer ein neues, wenn auch etwas kürzeres Stück und gingen dann ohne Weiteres und ohne um Urlaub zu fragen in die Pulperia hinein, um dort jedenfalls ein Glas zu trinken. Der Hornist ging übrigens auch mit.

Victoria, das wir bald nachher erreichten, befand sich übrigens noch ganz ruhig in den Händen der Amarillos oder Gelben, und als wir in die Stadt einfuhren, wurden wir von dem Wirth, vor dessen Haus der Wagen hielt, gleich angewiesen, am Regierungsgebäude vorzufahren, um uns dort zu legitimiren.

Dort wurden wir, ohne daß man irgend einen Paß verlangt hätte, und zwar auf die artigste Weise examinirt und über den Stand der verschiedenen Truppen gefragt. Der Doctor nahm dabei das Wort, und während er nach bestem Wissen Alles erzählte, was er über die Regie-

rungstruppen wußte, erwähnte er die Blauen mit keinem Wort und gab, als direct darum befragt, nur ausweichende Antworten. — Es war in der That Alles auf Seiten der Revolutionspartei, und es ist mir bis jetzt noch unbegreiflich, daß sich Falcon überhaupt so lange halten konnte.

Etwa 4 Leguas von Victoria entfernt hatte nun, wie ich schon in Caracas gehört, ein Deutscher Namens Vollmer eine bedeutende Hacienda, und dorthin beschloß ich jetzt mich zu wenden, da eben Herr Vollmer, der im Land selber geboren war und es genau kannte, mir jedenfalls den besten Rath geben konnte, wie ich von hier ab meine Reise anzutreten habe.

Mein weniges Gepäck, das ich von hier aus auf einen Esel oder ein Maulthier zu packen gedachte, schickte ich mit einem Eseljungen hinaus, und selber meine Büchse schulternd, machte ich mich an demselben Nachmittag auf, um den Platz noch womöglich vor Dunkelwerden zu erreichen.

Hier betrat ich auch den eigentlichen Fruchtgarten von Venezuela — das Thal von Aragua, das seines Gleichen an Fruchtbarkeit und ge-

sunder Lage kaum noch in diesem Theil der Welt findet.

Wie schön ist diese venezulanische Welt — welch ein Paradies könnte es sein, wenn die häßliche Leidenschaft der Menschen und Neid und Habgier nicht so oft eine Hölle aus ihr machen wollten.

Anfangs hatte ich noch einige ziemlich sterile Hügel zu passiren, die aber in der lang anhaltenden trockenen Jahreszeit auch vielleicht magerer aussahen, als sie sich sonst wohl gezeigt hätten; nur etwas weiter hin erreichte ich aber die eigentliche fruchtbare Ebene, die endlich durch lang ausgestreckte Hecken und behagliche Wohngebäude zeigte, daß sich die Cultur vollkommen dieses Bodens bemächtigt habe und ihn zu benutzen verstand.

Gerade mit einbrechender Dunkelheit erreichte ich die Hacienda und wurde von dem Eigenthümer, obgleich ich ihm vollkommen fremd war, auf das herzlichste und gastfreiste aufgenommen, und dort war ich wieder einmal an der Grenze der Civilisation angelangt, um auf's Neue in die Wildniß einzutauchen.

Herr Vollmer, obgleich im Lande selber geboren, war aber doch in Deutschland erzogen

worden und hatte sich denn auch hier eine vollkommen deutsche Häuslichkeit gebildet. Es wurde hauptsächlich, sogar von den Damen, deutsch gesprochen, und besonders viel und *gute* Musik getrieben — nicht das gewöhnliche südamerikanische Walzergeklingel, denn Herr Vollmer war durchaus und gründlich musikalisch gebildet und spielte selber meisterhaft das Piano.

Auf die freundlichste Weise erbot er sich dabei, mir in *jeder* Hinsicht behilflich zu sein, und meinte nur, daß es schwer sein würde in jetziger Zeit, wo man alle jungen Leute zu Soldaten presse, einen Führer für das innere Land zu bekommen — und den mußte ich allerdings haben, denn in den pfadlosen Llanos, die noch dazu in jetziger Zeit vollkommen wasserleer waren, hätte ich *ohne* Führer mit meinem Thier recht gut verdursten können — aber auch das wäre möglich zu machen — ich solle nur ein oder zwei Tage Geduld haben.

Trotzdem daß er in damaliger Zeit auch den Kopf voll genug hatte, denn gerade in diese fruchtbare Gegend warfen sich — besonders während des Waffenstillstandes, beide Theile und suchten sich da ihren Unterhalt, gab er sich doch Mühe mir gefällig zu sein, und wo ein *Wille*

ist, läßt auch die That nicht auf sich warten. Die Zwischenzeit benutzten wir aber auch noch außerdem dazu, die unmittelbare Nachbarschaft zu durchstreifen, und es giebt wohl kaum einen Platz in der Welt, der das besser lohnte, als dieser.

Das herrliche Thal von Aragua, mit einem Klima und Boden, wie man sich beides nicht prachtvoller wünschen könnte, mit seinen üppigen Weiden, seinen Kaffee- und Zuckerpflanzungen, seinen stattlichen Bäumen und Palmen, wie friedlich und still lag es um mich her, aber die Geißel des Krieges hatte überall gewüthet. Der kleine Ort San Mateo schien fast verlassen, Vieh und Thiere waren aus den Hacienden fortgetrieben und von den Amarillos als gute Beute erklärt worden, und fortwährend noch suchten kleine Trupps die Landgüter der Besitzenden auf, so daß diese aus Angst und Aufregung keine ruhige Stunde hatten. Ja, selbst die Leute holten sie fort, und man war dabei nicht einmal sicher, daß an ein und demselben Tage die beiden verschiedenen Parteien ihre Besuche abstatteten.

So viel aber zur Ehre der Reconquistadores, daß sie sich dabei stets auf das anständigste be-

nahmen und nie plünderten, sondern die Besitzer um nöthige Lebensmittel baten, die ihnen dann auch bereitwillig gegeben wurden. Die Regierungstruppen dagegen nahmen einfach weg was sie fanden, und wie dabei gewirthschaftet und das Land selber verschuldet wurde, mag nur ein Beispiel aus hunderten zeigen.

Einem Spanier wurden mehrere Hundert Stück Vieh fortgetrieben, die für einige Hundert Mann bei nur einigermaßen vernünftigem Wirthschaften hätten auf Monate hin Provisionen liefern können. Die Regierung bezahlte ihre Truppen aber gar nicht — womit auch, es war ja nicht ein Peso in der Kasse, — die Officiere suchten sich also selber zu helfen. Jeder von diesen nahm sich von dem Vieh, soviel er wollte, und verkaufte einen Ochsen oder eine Kuh dann unter der Hand für 4 oder 5 Pesos das Stück, die vielleicht 30 und 40 werth waren. Wer aber kaufte auch gern gestohlenes Vieh, das leicht wieder reclamirt werden konnte? — und so mußte es denn verschleudert werden. In fünf Tagen war von der ganzen Heerde kein Stück mehr übrig geblieben; der Spanier aber schickte seine Forderung für das confiscirte Vieh, die sich auf 20,000 Pesos belief, an den spanischen Gesandten,

und das arme Land hat solcher Art für die Beköstigung von vielleicht 300 Soldaten, die sich den Tag über bequem mit 30 Pesos unterhalten ließen, für fünf Tage 20,000 Pesos zu zahlen.

Auch Herrn Vollmer waren einige 30 Stück seiner besten Kühe fortgetrieben. Er wandte sich darauf augenblicklich an das Obercommando und erbot sich, 300 Pesos zu zahlen, wenn man ihm das Vieh ließ. Das wurde bereitwillig zugestanden. Er zahlte seine 300 Pesos und bekam das Vieh zurück — aber schon am nächsten Tage schickte das nämliche Obercommando einen andern Trupp, und der Deutsche war jetzt nicht allein sein Vieh, sondern auch seine 300 Pesos los. Was die Falcon'sche Partei in der Hand hielt, gab sie auch sicher nicht wieder her — und deutsche Consulate — Du lieber Gott, was konnten die ihm in der Weise, wie sie bis jetzt gestanden hatten und gestellt waren, nützen — ja, wenn er der Abkömmling eines andern Landes gewesen wäre! — Doch auf das deutsche Consulatswesen komme ich später noch zu sprechen.

Weit besser haben sich übrigens die Reconquistadores benommen. Gerade auf dieser Hacienda hatte eine kleine Patrouille an demselben Tage, an dem ich mich dort befand, den Major-

domo oder Aufseher als brauchbaren Soldaten mitgenommen. Herr Vollmer ging an das Obercommando der Blauen und erklärte ihnen, daß er den Mann auf seiner Hacienda nicht entbehren könne, und ohne Weiteres wurde er wieder losgelassen. An demselben Tage hatte ein kleiner Trupp von Soldaten mit blauen Bändern in den Häusern der Hacienda verschiedene Sättel und Cobijas oder Ponchos mit fortgenommen, kaum aber war die Anzeige gemacht, als man auch schon eine Patrouille hinter ihnen her schickte und die Burschen abfaßte, die, wie sich herausstellte, weiter westlich desertirt und jetzt auf ihrem Wege nach Hause gewesen — auch wahrscheinlich gar nicht zu den Blauen gehörten, sondern nur so lange die Farbe angenommen hatten, als sie sich im Bereich der Insurgenten befanden.

Einen prachtvollen und lohnenden Ritt machten wir auf die nächsten, allerdings kahlen Höhen, die aber unmittelbar hinter der Hacienda begannen, und von wo aus man eine nicht zu beschreibende Fernsicht über das ganze Thal von Aragua bis zu der Lagune von Valencia, dem Paradies Venezuelas hatte.

Man behauptet, und ich glaube mit vollem Recht, daß allein das diese Lagune umschließende

Land genug Producte erziehen könnte, um ganz Venezuela damit zu erhalten, und wie sah es jetzt da aus: prachtvolle Hacienden umgaben die deutlich sichtbare Lagune wohl nach allen Seiten, Kaffee- und Cacao-Plantagen, Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen, Palmen und Hunderte von anderen Fruchtbäumen bilden ihre Wälder, und ein Reichthum herrschte dort früher, der unbeschreiblich war. Die Revolutionen haben auch den Grund und Boden nicht verderben können; die Ursache dieses früheren Reichthums ist geblieben und kann ihn jedes Jahr wieder zurückbringen, aber in diesem Augenblick liegt Alles darnieder. Viele Hacienden sind sogar in dieser Zeit von ihren Eigenthümern verlassen und nur dem Aufseher übergeben; Tausende von Aeckern des herrlichsten Landes liegen brach und die schönen Rosenhecken und Gärten sind verwildert, aus den Häusern selber alle werthvollen Sachen ausgeräumt. Wer sollte auch jetzt seine Aecker bestellen, nur um die Thiere der einen oder andern Partei damit zu füttern? Hat doch das ganze Heer der Reconquistadoren lange Zeit darin gelegen und sich auch sicher wohl darin befunden. Wenn die Haciendaderos aber auch hätten ihre Felder bebauen wollen, so wäre es unmöglich

gewesen, denn alle jungen Leute waren unter die Soldaten gesteckt oder hatten flüchten müssen, um sich dem edlen Kriegerstande zu entziehen. Es gab keine Arbeiter im Lande und man fürchtete sogar schon, daß selbst die Ernte gefährdet würde, wenn dieser Zustand noch lange andauern sollte.

Von dort oben überschaut man aber, außer dem bebauten Thal, auch eine ungeheure, eben so fruchtbare Ebene, die noch der fleißigen Hand des Menschen harrt, um ihn mit ihren Gaben zu überschütten. Wer aber denkt jetzt in Venezuela an Land urbar machen, wo man nicht einmal alles das benutzen kann und mag, was sich schon unter Cultur befindet. Dazu müssen erst ruhigere und friedlichere Zeiten eintreten, und daß das bald geschieht, will ich dem armen Lande recht von Herzen gönnen.

Ehe wir nach der Hacienda zurückkehrten, ritten wir nach dem kleinen, unfern davon liegenden Städtchen Kagua hinüber, und dort betrat ich zum ersten Mal ein volles und richtiges Lager der Reconquistadores, die sich hier entschieden festgesetzt und ihr Hauptquartier hatten.

In der einen Hauptstraße hielten die drei Anführer der Partei dieser Gegend mit ihren

Pferden und im Sattel in einer Berathung, die sie aber auch nicht unterbrachen, als Herr Vollmer an sie hinanritt. Es handelte sich um ein eben erlassenes Manifest, das in den entschiedensten Ausdrücken gegen die jetzige Wirthschaft in Caracas protestirte und das der Eine von ihnen, ein Halbindianer, wie denn alle Drei der gemischten Race angehörten, laut vorlas. Ich lenkte mein Thier nebenan in den Schatten einer Mauer, und hatte dort volle Muße und Gelegenheit, die dunklen kräftigen Gestalten genauer zu beobachten.

Der Lesende hatte ein ausdrucksvolles und lebendiges Gesicht, und seine Augen blitzten ordentlich, wenn er zu einer der oft sehr kräftigen und jedenfalls entschiedenen und nicht mißzuverstehenden Passagen kann.

Sie gingen Alle sehr einfach in meist blaues leichtes Sommerzeug gekleidet, und hatten keine weiteren Abzeichen ihrer Würde, als Jeder eine ziemlich große, wenigstens deutlich erkennbare hellblaue Cocarde am Strohhut und dann natürlich die Degen an der Seite, wie einen Revolver im Gürtel. Sie sahen auch wild und malerisch genug darin aus — aber ebenso die gemeinen Soldaten, von denen der Ort schwärmte, denn

uniformirt waren sie nicht einmal in Turnerzeug, sondern Jeder von ihnen hatte angezogen was ihn freute, oder was er vielmehr selber eigen besaß. Dazu gehörten aber unter keiner Bedingung ein Paar Schuhe — höchstens die dort üblichen Sandalen oder Alpargates. Nicht einmal blaue Bänder besaßen Alle, und doch schienen sie dieselben als eine Auszeichnung zu betrachten und stolz darauf zu sein. — So widerwillig aber die Bewohner der verschiedenen Districte den Druck der Einquartierung, wenn er von Regierungstruppen ausging, zu tragen schienen, so willig zeigten sie sich hier, der Truppe Alles zu verabfolgen was sie brauchte, denn man betrachtete sie nicht mit Unrecht als Schutz gegen Falcon's Schwärme. Sie bekamen auch von allen Seiten willig, was sie an Nahrung brauchten, und das Trinken ist eigentlich kein Laster der südlichen Stämme — man sieht wenigstens nur in höchst seltenen Fällen Betrunkene auf der Straße.

Herr Vollmer hatte die Führer der Partei, denen er mich vorstellte, gebeten, mir einen Paß für mich und meine Waffen auszustellen, damit ich unbelästigt meine Reise durch's Innere fortsetzen könne, und ohne Weiteres willigten sie

ein. Im nächsten Kaufladen — denn hier in der Stadt waren, trotz der bedeutenden Einquartierung, alle geöffnet, ließ der erste Chef Andres Alvarado, el Gral Jefe (Gral ist hier stets die Abkürzung von General), den Paß ausstellen und unterzeichnete ihn dann unter dem Motto Dios, Union y Libertad, ebenso wie der Colonel Adolfo Garcia.

Während ich vor dem Laden stand, um die Ausfertigung des Documents zu erwarten, traten ein paar Soldaten an mich heran und baten mich um einen realito, den ich ihnen nicht abschlagen mochte, denn sie sahen mich Beide so vergnügt dabei an. Es war in der That *sehr* heiß und die Leute *konnten* Durst haben, ich gab also dem Einen ein zwei Realstück für Beide und laut aufjubelnd sprangen sie damit fort, und zwar in den gegenüber liegenden Laden hinein, in dem keineswegs Spirituosen feil gehalten wurden. Es dauerte auch gar nicht lange, so kehrten sie zurück und zeigten mir nun triumphirend Jeder ein *blaues* Band, das sie sich da drüben gekauft und nun stolz genug um ihre alten Strohhüte knüpften.

Herr Vollmer bezweifelte allerdings, daß ich selbst mit diesem Paß die verschiedenen Banden, die

auf dem Weg lagen, unbelästigt passiren könne, und meinte, mein Thier und meine Waffen würde ich wohl schwerlich nach San Fernando bringen. Ich hatte aber besseres Vertrauen. Bei großen Trupps befanden sich auch jedenfalls Officiere, die, zu welcher Partei sie auch gehörten, entweder den Paß des Präsidenten oder den des General Alvarado respectiren würden, und einzelne Streifzügler? — daß die meine gute Doppelbüchse und meinen Revolver nicht bekamen, davon war ich überzeugt, und so lange ich die behielt, mußten sie mir auch mein Packthier zufrieden lassen.

Die Schwierigkeit war in dieser Zeit, einen Führer zu bekommen, denn ein alter Mann hielt die beschwerliche Tour nicht so leicht aus. Herrn Vollmer aber, der sich wirklich in liebenswürdiger Weise die größte Mühe gab, gelang es, auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Er fand nämlich einen einarmigen jungen Burschen — der in einer der früheren Revolutionen einen Arm verloren hatte. Dieser war bereit, mich für einen peso fuerte (span. Dollar) den Tag zu begleiten und mein Thier zu treiben, und so wurde denn auf den nächsten Morgen die Abreise bestimmt.

Diesen Tag benutzte ich dann noch, um die Hacienda selber zu besichtigen, und das war um so lohnender, da sie für eine der besten im ganzen Lande galt.

Die Gebäude stammten noch zum großen Theil aus der altspanischen Zeit her, ebenso die massiv gebaute Wasserleitung, die nicht allein Haus und Wirthschaftsräume, sondern auch einen großen Theil der Pflanzungen mit Wasser versah. Die Gebäude nahmen dabei einen ungeheuren Flächenraum ein, besonders die für Aufbewahrung und Reinigung des Kaffees bestimmten, die ein Quadrat bildeten und theils mit Cement ausgegossen, theils mit Platten belegt waren.

Die Kaffeeplantage selber — und der Kaffeebau ist der Haupterwerbszweig aller dieser Hacienden — befand sich trotz der Kriegszeit in musterhafter Ordnung. Leider blühten nur erst hie und da einzelne Bäume, die in der Nähe von Wasser standen; so wie aber die Regenzeit beginnt, brechen sie alle auf, und ein solcher Kaffeegarten bietet dann einen reizenden Anblick.

Der junge Kaffeestrauch muß, wie schon erwähnt, im Schatten groß gezogen werden, und Bäume werden deshalb zwischen die Reihen ge=

pflanzt; aber man kann nur solche dazu nehmen, die wieder nicht zu vielen Schatten geben, denn die Frucht braucht auch etwas Sonnenlicht und Wärme. Leider hat man noch keinen auch sonst nutzbaren Baum ausgefunden, der sich besonders dazu eignet. Zu der ersten Anpflanzung des Kaffee benutzt man aber meistentheils Bananen oder Platanos (Pisang), die rasch wachsen und mit ihren breiten Blättern die Pflanzen genugsam decken. Diese geben dann zugleich eine prachtvolle Frucht, und in manchen Ländern, z. B. in Ecuador, leben ja die Eingeborenen fast ausschließlich von der Banane.

Venezuela ist besonders reich an diesen Früchten und liefert die verschiedensten und schmackhaftesten Sorten, von der Zwergbanane bis zu der großen Platano — besonders gewürzhaft ist aber die kleinste Art.

Ein kleines Thier machte übrigens in der stillen Schwüle, die auf der Kaffeepflanzung lag, Spectakel genug und schien sich dennoch ganz vortrefflich darin zu befinden, und das war eine allerdings käferartig aussehende Grille mit langen, breiten, durchsichtigen Flügeln, einer großen, ungestalten Fliege nicht unähnlich, nur daß die Flügel weit länger sind, als der Körper.

Das kleine, etwa 1¼ Zoll lange Geschöpf, hier im Lande Chicharra genannt, macht wirklich einen für seine Größe ganz unverhältnißmäßigen Lärm, und man begreift gar nicht, auf welche Weise es diese gellenden, fast unerträglich lauten Töne herausbringt.

Die Chicharra, die oft in ganzen Colonien den Wipfel eines Baumes, und vorzüglich in Kaffeepflanzungen, inne hat, beginnt mit einem Ton, der genau so klingt, wie das Gackern einer jungen Henne. Die Laute folgen sich aber immer rascher und rascher, bis sie zuletzt in eine Art von Pfeifen und endlich in einen so scharfen, langgezogenen Pfiff ausgehen, wie ihn nur noch der Dampf an einer Locomotive hervorbringt, und Einem dabei vollständig die Ohren gellen. Man behauptet sogar, daß sie sich oft so übermäßig dabei anstrengt, bis sie platzt und vom Baume herunterfällt; ich weiß aber nicht ob das begründet ist. Eine Eigenthümlichkeit hat sie aber außerdem, nämlich die, daß sie beim Singen fortwährend eine Feuchtigkeit umherspritzt, die man deutlich auf der Haut fühlt, und sind viele in dem Wipfel, so sieht das sonst überall vertrocknete Laub unter dem Baume so naß aus, als ob es darauf geregnet hätte.

Hier in Herrn Vollmer's Haus hörte ich auch zum ersten Mal, oder wurde vielmehr zum ersten Mal aufmerksam gemacht auf die eigenthümliche Weise einer Melodie, den Nationaltanz des Landes und eine sogenannte Dansa, und ich bin fest überzeugt daß der beste Clavierspieler Deutschlands (den Abbé Liszt selbst nicht ausgenommen) diese Melodie nicht so spielen kann, wie sie gespielt werden muß.

Sie geht nämlich in zwei Viertel Tact, und der erste Theil bietet nichts Außergewöhnliches, im zweiten aber spielt die linke Hand, während die rechte bei ihren zwei Vierteln bleibt — fünf Achtel und zwar nicht etwa mit einer Triole und zwei Achteln, sondern die fünf Achtel regelmäßig im Tact vertheilt.

Man muß in Venezuela geboren sein, oder den Tanz selber eine halbe Lebenszeit gehört haben, ehe man im Stande ist, das nachzuspielen. Dort ist es jedoch etwas Allgewöhnliches.

Die Venezulaner sind aber wirklich durchaus musikalisch, selbst die unteren Klassen, und Herr Vollmer erzählte mir z. B. daß er schon mehrere Male die Arbeiterinnen auf der Plantage belauscht habe, wie sie, vollkommen rein und correct, Passagen aus Beethoven'schen Sonaten

nachsangen, die sie nur oben im Haus ein paar=mal gehört.

Der Viehstand der Hacienda, der früher sehr bedeutend gewesen, war durch die Raubbanden der Amarillos, wenn auch noch nicht total ruinirt, doch beinah zerstört worden. Nur ein paar Milchkühe hatte man bis jetzt noch vor den verschiedenen Streifpartien versteckt gehalten, und dann war noch einiges junges Vieh übrig geblieben. Ebenso war es den Maulthieren er=gangen, und als mir Herr Vollmer in freund=lichster Weise anbot, mir ein Maulthier für mein Gepäck zu borgen, das mein Führer dann wieder zurückreiten konnte, und ich es nicht an=nehmen wollte, denn ich konnte ihm keine Ga=rantie bieten, daß es der Bursche glücklich wie=der zurückbrächte, sagte er:

„Und habe ich hier eine Garantie dafür? Wir sind dahin gelangt, daß jeden Augenblick ein Soldatentrupp der einen oder andern Par=tei einbricht und mitnimmt was er findet, und vielleicht ist mein Maulthier sicherer unter=wegs, als auf der Hacienda."

So waren die Zustände im Frühjahr von 1868 in Venezuela und so kehren sie wieder bei jeder neuen Revolution, wenn es den Venezulanern

nicht gelingt, einen tüchtigen — und, was die Hauptsache ist, ehrlichen Mann zum Präsidenten zu bekommen.

Und giebt es keinen solchen Mann in Venezuela? — Sonderbarer Weise hörte ich, sowohl schon in Laguayra wie auch in Caracas, und jetzt ebenso wieder hier, nur einen Namen, nur einen einzigen Mann nennen, den man aller Orten als den dazu passenden bezeichnete, und das war der jetzige Präsident einer entlegenen Provinz — wenn auch der größten des Landes: Guyana, und der Mann hieß Dalla Costa.

Und weshalb kam er da nicht nach dem Norden, wo das Land so viele Sympathien für ihn hatte? — Die Sache war sehr einfach — er befand sich in Guyana, von dem Volk dort geliebt und geachtet, so wohl, daß er bis jetzt noch nicht die geringste Lust zeigte sich in die wirren Händel des Nordens zu mischen. Er sollte erklärt haben, daß er vielleicht die Präsidentschaft annehme, wenn er allgemein gewählt werde, für jetzt aber halte er sich noch fern und dulde nicht einmal, daß sich Guyana an dem Kampf betheilige.

Dalla Costa, aus einer italienischen Familie

stammend, aber im Land geboren, galt als Einer der wackersten und — was ebenfalls schwer in's Gewicht fiel, als Einer der ehrlichsten Männer des Landes. Er war dabei vollkommen unabhängig und reich und hatte, wenn er einen solchen Ehrenposten einnahm — einen guten Namen zu verlieren — was nur Wenige der übrigen Herren von sich sagen konnten. — Auf ihn bauten sich deshalb die meisten Hoffnungen, und auch hier im Thal von Aragua, und besonders unter der Partei der Blauen, hörte ich seinen Namen oft mit Achtung nennen.

Die Zeit muß jetzt freilich lehren, wie sich Alles in dem armen zerrissenen und mißhandelten Reich gestalten wird. Nur den einen Trost hat es, wenn das ein Trost genannt werden mag — daß es nie schlechter werden kann, als es jetzt ist.

Doch es wurde jetzt Zeit an meine Reise zu denken, denn Ruhe giebt es ja nun einmal für mich nicht unterwegs — und Gott weiß es, ich bin fast den größten Theil meines Lebens unterwegs gewesen.

Am andern Tag Morgens packte ich denn mein weniges Reisegepäck, das ich so knapp als möglich eingerichtet hatte, auf das Maulthier,

ich selber schulterte meine Büchse, und nach herzlichem Abschied von der liebenswürdigen Vollmer'schen Familie, wanderte ich durch das reizende Thal hin meinem fernen Ziel, dem breiten Strom Apure wohlgemuth entgegen.

6.
Durch die Llanos.

Die Gegend selber, durch welche ich von jetzt ab wanderte, war noch auf eine lange Strecke hinaus — wenigstens theilweis — der Cultur gewonnen. Man sah dann und wann Felder am Wege, fand einzelne Häuser und erreichte in nicht zu großen Entfernungen kleine Städtchen mit leidlichen Posaden (Hôtels), aber überall zeigten sich Spuren dieser verderblichen Revolution in den geschlossenen Läden der Städtchen, in den verlassenen Hütten, die am Wege standen. Rinder und Kühe waren ebensowenig unterwegs mehr zu finden. Milch gehörte zu den alten lieben Erinnerungen vergangener Zeiten, und von Zug- und Reitthieren waren nur noch ein paar armselige Esel mit übermäßig wund ge-

scheuerten Rücken übrig geblieben, die sich jetzt vergebens bemühten, unter den ihrer Blätter beraubten Bäumen einen schattigen Platz zum Nachdenken — und Heilung zu finden.

Da ich mich aber nicht gleich am ersten Tag zu sehr anstrengen wollte, übernachtete ich schon in einem kleinen, allerliebsten Städtchen: Villa de Cura, das wir etwa um zwei Uhr Nachmittags und ziemlich in der größten Hitze erreichten, und wo ich noch eine ganz vortreffliche Posada fand.

An dem Tag hatte ich auch noch meine europäischen Stiefel getragen, fand sie aber zu heiß, und da ich mir von Caracas zur Vorsorge die Sandalen des Landes, die sogenannten Alpargates mitgenommen, beschloß ich am nächsten Tag einen Versuch mit diesen zu machen.

Die Alpargates — eine Ledersohle mit gewirktem Fußhalt, der aber überall offen ist, sind allerdings sehr leicht und sitzen außerordentlich bequem am Fuß, aber sie haben den großen Nachtheil, daß man gleich beim ersten Schritt kleine Steine und grobkörnigen Sand hineinbekommt. Die Eingeborenen scheint das nun gar nicht zu geniren, und sie haben sich einen Gang angewöhnt, bei dem sie auch bei jedem

Schritt das eben Eingenommene wieder ausschütteln, für den Europäer ist es aber eine mißliche Tracht auf solcher Bahn, und ich kehrte denn auch schon am nächsten Tag wieder zu meinen, wenn auch heißeren, doch dichteren Schuhen zurück.

Von hier ab veränderte sich auch der Charakter des Landes ganz entschieden und wurde mehr bergig und steinig.

Es war wirklich schmählich heiß. Die Regenzeit schien noch nicht einsetzen zu wollen. Der Himmel blieb klar und die Sonne braunte auf das ausgetrocknete Gestein derartig nieder, daß mir die durchwandernden Leguas manchmal entsetzlich lang vorkamen. Aber es half nichts. Morgens in aller Frühe brach ich mit meinem Führer auf, um elf Uhr etwa, wenn die Sonne zu heiß wurde, rasteten wir einige Stunden und setzten dann unsern Marsch um halb drei oder drei Uhr, in der kühleren Zeit, wieder fort.

In dem kleinen Städtchen Ortiz, wo wieder, Regierungstruppen lagen und fast alle Läden geschlossen waren, machte ich einen Rasttag. Die Hitze hatte mich zu sehr erschöpft. Ich fing doch an meine 52 Jahr zu fühlen, mit denen

auf dem Rücken ich das nicht mehr leisten konnte, was mir vor 30 Jahren Kinderspiel gewesen.

In Ortiz herrschte aber an dem Tag wirklich eine Art von Aufregung, denn bis jetzt hatte der Ort fast allein von den Leuten existirt, die aus dem Innern ihre Heerden hindurch nach Caracas trieben und nun natürlich, unter den gegenwärtigen unsicheren Verhältnissen, ausblieben wie Röhrwasser. Heute nun war zum ersten Mal wieder seit langer Zeit ein solcher Transport eingetroffen, und das erregte wirkliches Aufsehen. Der Eigenthümer wurde aber auch von allen Seiten gewarnt, nicht weiter damit zu gehen, denn bis Caracas brächte er sie doch nie im Leben. — Ein solches Vertrauen hatte man zu den Regierungstruppen!

Von Ortiz aus war das Land durchaus gebrochen und zerklüftet, rechts und links auch von höheren Gebirgszügen eingeschlossen, die aber augenscheinlich niederer wurden, je weiter wir nach Süden vorrückten. Einen ganz eigenthümlichen Charakter nahmen aber die Contouren der Berge an, als wir das kleine Städtchen San Juan erreichten und den Morro oder Berg, el morro de San Juan genannt, selber schon von

Weitem in seiner wunderlichen Form erkennen konnten.

Noch Leguas entfernt, sah er aus wie ein langer Rücken, aus dem man einige Stücke mit einem scharfen Messer herausgeschnitten hatte, als wir uns aber darunter befanden, konnte man deutlich sehen, wie diese sonderbare Form entstanden. Es war früher einmal ein fester, solider Berg mit ziemlich spitz zulaufender Kuppe gewesen, als ihn ein Erdbeben aus allen Fugen brach. Die furchtbare Gewalt muß ihn gerade an der Wurzel und im Mittelpunkt gefaßt und emporgehoben haben, und wenn auch das alte Gestein fest zusammenhielt, so konnte es doch ein solches Gewicht nicht binden. Wie ein kleiner zugespitzter Haufen nassen Sandes auseinander brechen würde, wenn man ihn gerade in seinem Mittelpunkt empordrücken wollte, so spaltete der riesige Berg in drei Theile, die dann auseinander klafften, aber doch noch deutlich genug erkennen lassen, wie sie früher einmal zusammengehört.

Es soll sich auch eine höchst merkwürdige Höhle hier im Berg befinden, die ich gern besucht haben würde, aber es hätte mich wenigstens um zwei, vielleicht drei Tage aufgehalten, und die konnte und wollte ich nicht daran wenden.

Wie heiß die Sonne auf dem Boden lag, von dem sie ihre Gluth wiederstrahlte, und wie weh das den Augen that! Welch ein Unterschied zwischen einer Fußtour hier und einem Frühlingsmarsch durch den wundervollen deutschen Wald! Sonderbar eigentlich, daß mir das damals gerade einfiel. Auch wenig Thierleben zeigte sich. Nur wo sich ein kleiner Bergbach aus der nassen Jahreszeit noch ein paar Eimer Wasser aufgehoben, sah ich ein paar Vögel oder hörte sie in den Zweigen zwitschern — bis zum Singen schienen sie es in der Hitze nicht zu bringen. Einmal fand ich auch einen Hirsch links vom Wege am Wasser stehen und hatte böse Absichten. Visir und Korn flimmerte mir aber in der vom Boden aufsteigenden Gluth vor den Augen, und ehe ich beides zusammenbrachte, bekam das Wild unsere Witterung und war mit einem Satz im Dickicht drin. Ich hatte auch wirklich keine rechte Lust zum Schießen gehabt, es lag eine gar zu dumpfe, stille Schwüle auf der ganzen Natur.

Und dort fingen die Berge an kleiner und niedriger zu werden. Wenige Leguas hinter der kleinen Stadt Ortiz öffneten sich schon ihre Ausläufer dem Blick, und zeigten den freien

Horizont, der sich meeresgleich im Süden ausdehnte.

Und dort breiteten sich die Llanos — streckten sich jene Ebenen vor mir aus, nach denen ich mich so lange gesehnt, und die ich nun zum ersten Mal in meinem Leben betreten sollte, wie eine neue, fremde Welt.

Und das war es auch in der That, denn als wir jetzt den letzten Berghang hinabstiegen, der uns allmählich in die Ebene führte, fanden wir nicht allein eine verschiedene Scenerie, nein auch eine andere Vegetation, andere Thiere, ja ich möchte sagen andere Luft. Es war hier allerdings eben so heiß, ja vielleicht noch heißer als oben in den Bergen, aber es kam mir fast so vor, als ob man hier freier athmen könne, weil eben der Blick so frei und unbeengt in die Weite schweifen konnte.

Das Gras da unten sah freilich gelb aus und das frische Grün fehlte der Landschaft; hatte es doch so lange nicht geregnet, daß der Boden keine Feuchtigkeit bewahrt haben konnte. Aber dort unten lag gleich eine Lagune, und Palmen, von denen ich keine mehr gesehen, seit ich das Aragua-Thal verlassen, standen darum

her, aber meist in Vertiefungen des Bodens, die ihnen doch mehr Nahrung boten als die Höhen.

Es ist dies die sogenannte Palma sombrero, eine Mauritia, mit jenen breiten, ausgefiederten Blättern, wie sie von den Chinesen zu ihren ordinären Fächern benutzt werden. Sie wachsen übrigens nicht sehr hoch und standen dabei noch ziemlich vereinzelt über die Ebene zerstreut. In der Lagune badete sich aber ein kleiner Trupp Pferde, und eine Menge verschiedener Wasservögel, von Becassinen bis zum Löffelreiher und außerdem eine ziemlich große Reiherart, standen überall am Rande.

Die Nacht blieben wir in einem einzelnen Hato, in früherer Zeit eine Art Milchwirthschaft, jetzt aber ohne Kühe. Es gab aber auch wenig Wasser dicht an den Häusern, und für unser Maulthier mußten wir das, was es brauchte, aus einer brunnenartigen Grube in einer großen Calabasse herauftragen. Und Bequemlichkeiten für die Nacht? Wer die nicht mit sich führt ist verloren; es fällt aber auch keinem Reisenden in Venezuela ein, selbst nur die kleinste Tour zu unternehmen, ohne sein eigenes Bett, d. h. seine Hängematte, mit sich zu führen; und Lebensmittel? Du lieber Gott, das Herz thut

Einem ordentlich weh, wenn man sieht, wie und von was die Leute hier, die mit der leichtesten Mühe in jedem Ueberfluß schwelgen könnten, leben, seit die Revolutionen das Land und auch ihren Wohlstand ruinirt haben.

Häuser habe ich betreten, die auch nicht das Geringste in ihren vier gelben Lehmmauern umschlossen, als ein altes irdenes Gefäß mit etwas schmutziggelbem Trinkwasser und einer kleinen Calabasse darin zum Ausschöpfen. Ob sie das Uebrige aus Furcht, daß man ihnen das Letzte nehmen könnte, versteckt, ob das schon geschehen war? — ich weiß es nicht; aber etwas Traurigeres läßt sich auf der Welt nicht denken, als eine solche armselige Hütte in den von der Sonne verdorrten und ausgetrockneten Llanos.

Am nächsten Tage erreichte ich, wie ich glaubte, die Palmengrenze. Diese hochstämmigen und immerhin hübschen Bäume verschwanden, und dafür trat eine kleine verkrüppelte Baumart auf, die, besonders in der Ferne, täuschende Aehnlichkeit mit unseren Apfelbäumen hatte. Es sind die sogenannten Chaparros, mit trotz der Dürre hell und lebendig grünen, wenn auch sehr trockenen Blättern, und dabei so rauh-scharf, daß sie in den südlicher gelegenen Städten von den Tisch-

lern wie Chagrin zum Abreiben von Hölzern benutzt werden. Der Baum hat übrigens eine ganz reizende kleine Samenkapsel, die ich später, denn jetzt war sie noch nicht gereift, weiter südlich fand.

Wir machten Mittag in einer einzeln stehenden Hütte, neben der sich aber auch etwas Feld und ein kleiner Wald fand. Unter den Bäumen wuchs der Drachenblutbaum besonders häufig, schien aber hier noch nie angezapft zu sein. Was für Schätze in jeder Hinsicht birgt überhaupt Venezuela — von solchen Kleinigkeiten gar nicht zu reden, die man bis jetzt kaum dem Namen nach kennt, weil sie hier doch nicht zur Geltung kommen können! Wer soll hier etwas unternehmen und Geld in ein Experiment stecken, da es ihm selbst auch im günstigen Falle des Gelingens doch keinen Nutzen bringen würde? Irgend eine neue Revolution fegt es hinweg, und die Bewohner eines solchen Landes lassen endlich lieber Alles zu Grunde gehen, ehe sie sich wieder und wieder der Früchte ihrer Arbeit beraubt sehen wollen.

Während ich noch in der Hängematte lag, um die ärgste Tageshitze vorübergehen zu lassen, wurde plötzlich draußen Pferdegetrappel laut.

Wir befanden uns dort nur eine kurze Strecke von der Llanosstadt Calabozo, in der viel Regierungsmilitär lag, und ich glaubte nicht anders, als daß eine Truppe der Amarillos dort vorbeikäme; es waren aber im Gegentheil die Blauen.

Draußen vor der Hütte warfen sie sich von ihren Thieren, ein Officier, an der blauen Cocarde und an dem Säbel und Revolver kenntlich, die Soldaten mit nichts bewaffnet als einem alten Carabiner, für den bei uns der Eisenhändler wahrlich nicht mehr als den Werth des Eisengewichts bezahlt haben würde. Nur noch Messer trugen sie an der Seite, und zwar zwei von ihnen statt des eigentlichen Messers eine zweischneidige, scharfgeschliffene Lanzenspitze, die in einer Scheide stak und dann leicht an einer kurzen Stange befestigt werden konnte. Die Burschen sahen aber prächtig aus; sie waren freilich nicht uniformirt und unterschieden sich in nichts als dem blauen Band um den Hut von den übrigen Llaneros, aber es stak Mark und Leben in ihnen. Man sah es ihnen an, daß sie sich auf einer etwas gefährlichen Tour befanden und daß sie Freude daran hatten; das läßt dann schon kein schläfrig Wesen zu.

Mit welcher Freude wurden aber die „blauen“ Gäste von der jungen Wirthin und einigen Hausleuten empfangen, und wie viel hatte man Anfangs zusammen zu flüstern, was der Fremde gar nicht zu hören brauchte; aber hungrig waren sie auch, und was das Haus noch bot, — es war freilich wenig genug — wurde aufgetragen. Der Officier setzte sich dabei mit dreien seiner Leute zu Tisch, die übrigens auch ihre kurzen Gewehre zwischen den Knieen behielten, während der Jüngste an der Thür stehen blieb und Wache hielt. Nach Süden und Norden, wie der Weg lief, konnte man die Llanos auf eine weite Strecke überschauen, und es war deshalb keine Gefahr vorhanden, daß sie so leicht überrascht werden konnten.

Erst als die Ersten abgegessen hatten und einer von ihnen an die Thür trat, setzte sich der Letzte ebenfalls und aß die landesübliche Sancoche, eine Suppe mit Fleisch, Kartoffeln und Kürbis.

Meine Doppelbüchse lehnte an der Wand und der Officier betrachtete sie sich genau; sie schien ihm ungemein zu gefallen und seine Soldaten hätten wahrlich solche Gewehre gebrauchen können; aber er setzte sie ruhig wieder fort, erkundigte sich nicht mehr, wohin ich wolle, wie es

jeder andere Reisende auch gethan haben würde, und gab dann das Zeichen zum Aufsitzen.

„Morgen früh kommen wir zum Kaffee wieder,“ nickte er der Wirthin zu, als er sich im Sattel zurechtrückte — das war die ganze Bezahlung, die er bot, oder die sie forderte, und über die Ebene sprengte der kleine Trupp mit verhängten Zügeln.

Es war eine Recognoscirung gewesen, die der Officier gegen das feindliche Lager zu unternommen, und leicht konnte er das, denn jeder Llanero, den er unterwegs traf, war sein Freund. Zwei Tage später rückte denn auch richtig ein Corps von etwa 1000 Mann gegen Calabozo vor, wo die Amarillos standen, und lagerte, etwa eine halbe Legua von der Stadt entfernt, auf einer Mission.

Allerdings hatte ich in Caracas, als ich dort meinen Reiseplan machte, gehört, daß der Fluß bei Calabozo, der Huarico, schiffbar sei, und deshalb geglaubt, ich würde mir nachher ein Canoe kaufen und den Strom darin bis in den Apure hinabgehen können, also bis Calabozo selber meine Fußtour beendet haben. Hier hörte ich aber daß dem keineswegs so sei — der Huarico hatte nicht Wasser genug selbst für ein Canoe,

und ich fing an das Marschiren in der furcht-
baren Hitze satt zu bekommen. Ich hätte auch
keinen Genuß von der Reise gehabt, wenn
ich mich so übermäßig anstrengte, und da ich
zufällig einen alten Sattel fand, der feil war,
kaufte ich mir einen Esel dazu, lud auf diesen
mein weniges Gepäck, setzte mich selber auf das
Maulthier und konnte nun die übrige Strecke
mit mehr Bequemlichkeit zurücklegen.

Man darf sich übrigens die Llanos keines-
wegs als eine vollkommen baumlose, kahle Ebene
denken, wie z. B. die Prairien in Nordamerika
oder die Pampas in der Argentinischen Repu-
blik häufig solche Flächen zeigen. Es giebt aller-
dings Stellen, wo auf Leguas Entfernung kein
Baum oder Strauch steht und der Blick weit,
wie über den Ocean schweift, aber diese können
nicht für die Regel in den Llanos gelten, ja
sind sogar nicht einmal häufig. Meist immer
sind Palmen oder, nach der Gegend, Laubbäume
in Sicht, und an kleinen, jetzt allerdings ver-
trockneten Wassercoursen stehen auch starke
Dickichte, die Wäldern gleichen und durch die
man sich nur mühsam eine Bahn erzwingen
könnte.

Die Chaparrobüsche, die hier ziemlich dicht

standen, wuchsen etwa bis 18, ja hie und da bis 20 Fuß hoch, und bilden fast kleine Wälder — mit Lichtung jedoch genug dazwischen, um überall durchzukommen, wie denn auch schon eine breite Straße durch die früheren Viehheerden gebrochen und frei gehalten war. Nur dann und wann wichen sie einmal auseinander und zeigten eine weite parkähnliche Fläche.

Jetzt aber wurde das Gebüsch dichter — der Boden, mit dicken Kieseln überstreut, zeigte, daß der Huarico in der Nähe sein müsse und welche enorme Breite er in der Regenzeit beanspruche.

„Da sind wir am Fluß," sagte mein Führer, und als wir eine kleine Erhöhung überritten, mußte ich laut auflachen, denn ich sah plötzlich den Huarico — oder vielmehr sein Bett zu meinen Füßen, das auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser enthielt.

Und auf dem F l u ß hatte ich wollen in einem Canoe meine Reise fortsetzen? — Es lag Humor in der Sache. Daß ich mich aber wirklich am richtigen Fluß befand, darüber konnte ich nicht im Zweifel bleiben, denn erstens zeigten das die hohen Uferbänke, und dann schimmerten auch schon an der andern Seite die Häuser von Calabozo durch die Büsche.

Unmittelbar an unserem Ufer stand ein kleines Haus — eine der gewöhnlichen Pulperien, mit der verhängnißvollen Inschrift:

Peage — Wegegeld.

Eine Anzahl von Arrieros, von denen wir übrigens nur wenige unterwegs getroffen, hielten vor dem Haus, und ich mußte hier in der That fünf Real Wegegeld erlegen. Für was, weiß ich freilich bis auf den heutigen Tag nicht, denn von einem Pfad durch die Llanos hatte ich wohl die bald hier- bald dahin führenden Spuren gesehen, aber von einem Weg wahrhaftig nichts. — Aber was konnte es helfen? Der Staat erhob hier mit demselben Recht etwa, wie wir bei uns daheim zuweilen Pflastergeld bezahlen, sein Wegegeld, und ein „armer Reisender" mußte sich dem natürlich fügen.

Die Pulperia hatte übrigens das Gute, daß wir dort einige vortreffliche Wassermelonen fanden und uns daran erfrischen konnten. Es war das erste Labsal wieder nach langer Zeit und nach einem bitter heißen Marsch.

Und jetzt ritten wir durch den Huarico, und mußten wenigstens hundert Schritt in dem Strombett hinabgehen, um nur zu einem kleinen Wasserloch zu kommen, wo wir unsere Thiere tränken

konnten. Das Flußbett war total ausgetrocknet und nur noch an den tiefsten Stellen hatte sich etwas Wasser gehalten, das aber kaum dem Esel schmeckte. Das Maulthier roch nur daran und drehte sich dann wieder ab.

Calabozo, der alte Handelsplatz der Llanos, ist eine nicht unbedeutende Stadt, durchgängig aber mit niederen Häusern und — wie alle diese Ortschaften des Innern — Ziegeldächern. In guten alten Zeiten herrschte auch hier ein bedeutender Verkehr, denn die Bewohner von Calabozo gerade trieben einen starken Vieh- und Pferdehandel mit dem Süden und schafften die Thiere dann nach Caracas, um von dort, für den Erlös, wieder europäische Waaren in die Llanos zu bringen und zu verwerthen.

Das Alles war jetzt unterbrochen. Die Viehzüchter südlich vom Apure, wohin der Bürgerkrieg noch nicht gedrungen war, hüteten sich wohl, ihre Thiere dem Feind — oder hier der Regierung, was gleichbedeutend war, in die Hände zu liefern, sondern blieben zu Hause, und ebensowenig konnte man in jetziger Zeit Waaren von Caracas herunterbringen, wo man unterwegs jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt war, mit

Waaren sowohl wie Packthieren einem der verschiedenen Streifcorps in die Hände zu fallen.

Außerdem sollte in dem, kurz vorher von dem Negergeneral genommenen Calabozo der Zustand so unerträglich geworden sein, daß fast alle reichen oder der Regierung etwas verdächtigen Leute die Stadt verlassen hatten, um nicht den ewigen Contributionen ausgesetzt zu sein.

Wie öde und leer sah aber die Stadt aus, als ich am 24. April Mittags zwei Uhr durch die vollkommen menschenleeren, sonngebraunten Straßen ritt; denn wenn man auch in dieser Tageszeit in den Tropen nicht gern sein Haus verläßt, so bleiben doch, in ruhigen Jahren, wenigstens die Läden offen und man sieht Menschen in diesen und an den Fenstern der Schattenseite. Hier aber traf ich Niemanden, ja, sah keine Seele — keinen Laden geöffnet, selbst die Pulperien verschlossen, und wenn mein Bursche nicht die Posada gewußt hätte, in der Straße trafen wir Niemanden, um ihn darnach zu fragen. — Und selbst die Posada lag verödet da.

Sonst schwärmte sie von Gästen, wie mir später der Wirth sagte — jetzt war ich der einzige Gast in dem ganzen weiten Raum.

Kaum war ich übrigens aus dem Sattel ge-

stiegen und glücklich genug gewesen, ein wirkliches Waschbecken zu bekommen, um mich nach dem heißen und staubigen Ritt zu reinigen, als ein Soldat der Amarillos — ein großer, derbknochiger brauner Bursche, seine Muskete in der Hand, zu mir in's Zimmer trat und mich aufforderte, ihm in das Gouvernementsgebäude zu folgen. Ich wusch mich gerade und bat ihn deshalb, einen Augenblick zu warten und sich zu setzen. Natürlich war kein einziger Stuhl in dem ganzen öden Zimmer, nur ein dreibeiniger Tisch und eine venezulanische Bettstelle — d. h. in jeder Wand ein eiserner Haken, wo dann der Reisende seine Hängematte oder Chinchorra aufhängen kann.

Er sah sich etwas mißtrauisch im Zimmer um, blieb aber dann, bis ich fertig war, geduldig an der Thür stehen und lud mich darauf sehr freundlich ein, ihm zu folgen. Unterwegs trafen wir auf eine Anzahl Straßenjungen, und da diese wohl glauben mochten, daß ich jetzt abgeführt würde, um wahrscheinlich erschossen zu werden, folgten sie uns natürlich, um sich den Spaß mit anzusehen, und zogen dadurch andere Menschen nach. Glücklicher Weise war das Gouvernementsgebäude nicht sehr weit entfernt,

aber dort davor blieben sie auch stehen, der Dinge wartend, die da kommen sollten.

Der Gouverneur, oder welchen Posten der Herr auch bekleidete, empfing mich übrigens sehr artig, erkundigte sich, ob ich unterwegs nicht belästigt worden wäre — von Revolutionstruppen natürlich, und fragte dann nach dem Stand der Verhältnisse auf der Straße, von der er gar nichts zu wissen schien, da sich seine Soldaten ja nicht einzeln hinauswagen durften. Ich sagte ihm auch ganz offen, daß die „Blauen" überall umherschwärmten, sich aber sehr anständig betrügen und ich nirgends Klagen über sie gehört hätte.

„Ob ich keine Zeitungen mit aus Caracas brächte?"

„Nein; nur zwei alte, den Federalista vom 8. und 11. April (in welchen Nummern die Ernennung der damalig neuen Minister stand). Er würde aber jedenfalls schon neuere Nachrichten haben." — Es war ja auch der 24. des Monats.

„Nein," erwiderte der Beamte, „wir haben lange nichts von Caracas gehört; kann ich die Zeitungen zu sehen bekommen?"

„Mit Vergnügen, aber ich habe sie nicht bei mir, sie sind in der Posada."

„Der Mann kann mit Ihnen gehen und sie holen."

Es war fast unglaublich, aber wahr, daß die Beamten hier mit einer Truppe Soldaten mitten im Lande saßen und so ohne jede Nachricht von der Centralregierung in Caracas gelassen wurden, daß ihnen die erst ein Fußwanderer mitbringen mußte.

Als mich jetzt übrigens der Soldat mit seinem Gewehr wieder zurückbegleitete, fühlten sich die draußen harrenden Straßenjungen fest überzeugt, daß Alles in Richtigkeit sei. Jetzt war ich abgeurtheilt worden und nun mußte ich erschossen werden. Ich war jedenfalls als Spion aufgegriffen und hatte deshalb bald bis zur Posada einen ganzen Menschenschwarm hinter mir. Dort fanden sich die guten Leute aber leider getäuscht, und als die bewaffnete Macht mit den Zeitungen fortging und mich allein zurückließ, unterhielten sie sich wohl noch eine Zeit lang auf der Straße, zerstreuten sich dann aber ebenfalls.

Die Posada war ein trauriges ödes Gebäude und schien mir völlig leer — ich sah wenigstens keinen Menschen als den Wirth, der aus einer Seitenthür — wenn der Tisch gedeckt war, er-

schien, um mir Gesellschaft zu leisten, um dann eben so geheimnißvoll wieder dahinter zu verschwinden. Eine junge Mulattin, die ein allerliebstes Kind bei sich hatte, besorgte die Küche, und ein Eseljunge, der Wasser holte — woher er es kriegte weiß ich nicht — und dann auch Futter für seinen eigenen Esel brachte, waren die einzigen lebendigen Personen außer dem Wirth.

Das Haus selber nahm einen Flächenraum ein, auf dem in Wien z. B. wenigstens tausend Personen — und vielleicht noch mehr gewohnt hätten. Vorn lagen weite öde Zimmer, mit geschlossenen Läden und vollkommen leer — rechts hin lief eine Gallerie, die sich in drei oder vier dumpfige und fensterlose Kammern öffnete — eine von diesen bildete mein Quartier, aber ich konnte natürlich die Nacht nicht darin schlafen und zog mir mein Feldbett, das ich dort vorfand, auf den offenen Hof hinaus. Gereinigt war das Zimmer aber wahrscheinlich nicht seit der Zeit als der Maurer, der es gebaut und inwendig weiß getüncht, den Schutt hinausgefegt hatte. Aber ich benutzte es ja doch zu weiter nichts, als eben mein weniges Gepäck und meinen Sattel unterzubringen, und da ich

schon am nächsten Nachmittag wieder aufbrechen wollte, genügte es vollkommen.

Zu Mittag frug mich mein Wirth, ob ich keine Zeitung mitgebracht hätte, und als ich ihm sagte daß ich Alles, was ich bei mir führte, dem Gouverneur oder Bürgermeister oder wer es sonst sei, gegeben, war er außer sich und bat mich auch, sie augenblicklich wiederzuholen. Ich dachte aber gar nicht daran mich deshalb zu bemühen und sagte ihm einfach, wenn ihm soviel daran läge, möchte er es selber thun — ich hätte nichts dagegen, und gegen Abend hatte er sie sich denn auch richtig erbeutet, und er und ein anderer ältlicher Herr, den er mitbrachte und der etwas schwer hörte, studirten und debattirten nachher auf das eifrigste darüber.

Als ich meine Siesta hielt, amüsirte ich mich über ein Fresco-Wandgemälde höchst eigenthümlicher Art. In der einen Hofwand lief nämlich eine dünne Röhre nach dem Hof hinaus, die wahrscheinlich einen kleinen Theil des Regenwassers in den Hof selber leiten sollte. Um diese herum nun hatte irgend ein Künstler der Llanos einen schauerlichen Mulattenkopf gemalt, dem diese Röhre, wie eine Cigarre, etwas schräg im Mund steckte. Das war ihm aber

immer noch nicht schön genug gewesen, und er hatte deshalb dem Mulattenkopf — nach Art der Engel auf den Raphael'schen Bildern — aber nicht so gut ausgeführt — ein Paar Flügel gegeben, die rechts und links hinausstanden. Ich konnte mich wirklich nicht satt daran sehen.

Als es endlich kühl wurde, beschloß ich einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, und eben als ich fort wollte, kam die Kleine der Köchin und guckte halb scheu, halb schelmisch zu mir in die Stube. Es war ein gar niedliches Kind, und da ich eine Anzahl von Glasperlen mit mir führte, um hie und da ein kleines Geschenk machen zu können, gab ich ihr eine Schnur blauer Perlen, mit der sie jubelnd zu ihrer Mutter lief.

Ich wanderte jetzt hinaus in's Freie, und vor allen Dingen der nicht fernen Plaza zu, die stets von dem Militär dieser südamerikanischen Republiken bei irgend einer Revolution inne gehalten und vertheidigt wird. Ist die Plaza von einem angreifenden Trupp genommen, so betrachtet man den Ort als nicht mehr haltbar, und zieht ab.

Eine solche Plaza hat gewöhnlich nur vier Ecken, denn selten kommt es vor, daß noch in

der Mitte der vier Häuserfronten eine Straße einmündet. An diesen vier Ecken standen jetzt sogar am hellen Tag Posten, und überhaupt waren die Soldaten fast alle unter Waffen und mußten jedenfalls durch ihre Kundschafter erfahren haben, daß ihnen die Blauen wieder näher gerückt seien. Ebenso wußte ja auch kein Mensch, ob der vor kurzer Zeit mit den Revolutionären abgeschlossene und gerade jetzt abgelaufene Waffenstillstand wieder verlängert sei oder nicht. Falcon regierte eben in Caracas und kümmerte sich den Henker um die kleinen Truppentheile, die zerstreut im Land umherlagen. Die mochten sehen, wie sie selber fertig wurden.

Und was für eine Bande von Soldaten lag hier in Garnison! Wie sahen die Burschen aus, Nur uniform zerlumpt waren sie, weiter nichts und mit allen Schattirungen der Hautfarbe — weiß aber fast gar nicht — vertreten, und dann sehr schmutzig. Mit allen Farben von Kleidern, die sie selber aber gar nicht abgetragen haben konnten, liefen sie auf das äußerste abgerissen umher und hatten nicht einmal gleiche Waffen.

Vor dem einen Gebäude an der Plaza, das früher einmal ganz stattlich ausgesehen haben mochte, jetzt aber wie eine Art Ruine dastand

und wohinein das Hauptquartier verlegt war, hatte sich ein Haupttrupp gesammelt und stand dort aufmarschirt, und rechts und links flankten die Uebrigen aus. Von diesen aber lagerten die Meisten auf dem Pflaster, oder saßen und kauerten zerstreut umher, während eine eben so ruppige Trompeterbande in der Mitte des Halbkreises soviel Lärm als möglich mit ihren Instrumenten machte.

Schon mit der Abenddämmerung wurden übrigens die verschiedenen Ecken der Plaza durch Piquets besetzt, und ebensolche, als es vollständig dunkelte, bis an die zweite Ecke vorgeschoben. Es war augenscheinlich daß sie sich nicht sicher vor einem Angriff fühlten, und sie wußten dabei daß sie die ganze Stadt selber gegen sich hatten.

Und was konnten nun solche vorgeschobene Truppenkörper von vielleicht 300 oder 400 Mann der Regierung in Caracas nützen, denn vollständig von jeder Verbindung mit der Hauptmacht abgeschnitten, sogar ohne die geringste Nachricht von draußen und während die revolutionären Schwärme mit jedem Tag wuchsen, konnten sie auf der Gottes Welt nichts thun als da, wo sie gerade lagen, das Land aussaugen,

So wie aber der Kampf begann, waren sie von allen Seiten eingeschlossen und mußten sich entweder ergeben — worauf übrigens auch die Meisten warteten, oder sich einzeln todtschlagen lassen.

Als ich wieder nach Haus zurückkam — denn in den Straßen wurde man schon von den Soldaten angeschrieen, stand der Wirth in der Thür und schien mich erwartet zu haben. Er frug mich auch, etwas verlegen, ob ich noch vielleicht von den blauen Perlen hätte, von denen ich dem Kind heute eine Schnur gegeben.

„Ja — weshalb? —"

„Ob ich ihm wohl einige davon verkaufen möchte?"

„Lieber Herr," sagte ich ihm, „derlei Dinge führe ich nur zum Verschenken bei mir; verkaufen thue ich nichts davon — aber was wollen Sie damit? —"

„Ach," sagte er — und wurde noch verlegener — „meine Töchter haben die Perlen gesehen, und mich so gequält, ich möchte ihnen doch einige verschaffen — und sie sind hier in der Stadt gar nicht zu haben."

„Sind Sie denn verheirathet? —"

„Gewiß — ich wohne hier gleich nebenan."

„Du lieber Gott," lachte ich, „wenn ich Ihren Töchtern damit eine solche Freude machen kann, so steht ihnen ein Theil von dem, was ich noch habe, gern zu Diensten."

„Also Sie wollen mir welche verkaufen."

„Nein, aber ich werde mir erlauben ihnen ein Geschenk damit zu machen."

Der kleine Mann schien darüber doppelt erfreut, und so sorgfältig er bis jetzt seine Thür verschlossen gehalten, so bat er mich doch jetzt zu den Damen mit hinüber zu kommen.

Nun hatte ich schon vorher in Caracas, und später auch in Victoria gehört, daß Calabozo in der ganzen Republik seiner hübschen Mädchen und Frauen wegen berühmt wäre, an dem ganzen Tag aber auch noch nicht eine einzige von ihnen zu Gesicht bekommen, denn die Damen hielten sich bei dieser Militärwirthschaft und der Bande natürlich fest in ihren Häusern verschlossen und ließen sich noch weniger auf der Straße — nicht einmal an ihren Fenstern sehen. Ich war aber hier wirklich überrascht, denn zwei so bildhübsche Mädchen hatte ich sicher nicht erwartet zu finden, als sie der alte Bursche hier wohlweislich hinter verschlossenen Thüren hielt. Aber ein Schmuck hat schon manche Thür ge-

öffnet, ob das nun Diamanten oder Glasperlen sind — die Sache bleibt sich gleich — es kommt nur auf die Gegend an.

Ich hatte noch etwa drei oder vier Pfund der verschiedensten Perlen bei mir, und es war wirklich ein Vergnügen zu sehen, mit welchem augenscheinlichen Entzücken die jungen Damen, von denen die Jüngste höchstens sechzehn, die Andere vielleicht ein oder zwei Jahr mehr zählen mochte, den Schatz von bunten Perlen vor sich ausgebreitet fanden — denn da kein Tisch im Zimmer war, setzten wir uns Alle — die Mutter ebenfalls — ganz behaglich auf die Matte nieder.

Die beiden jungen Damen hatten, wie fast alle Südamerikanerinnen, prachtvolles schwarzes Haar und große dunkle Augen, wie ebenfalls einen prachtvollen Teint — und wie die Augen jetzt in Vergnügen blitzten! Es war wohl ein paar Händevoll Glasperlen werth, das wirklich wunderhübsche Bild zu beobachten.

Zuerst griffen sie übrigens nach den blauen Perlen, und als ich ihnen bemerkte, daß das ja die Farbe der Revolution sei, betrachteten sie mich so schelmisch von der Seite, als ob sie

hätten sagen wollen — und ihre Augen sagten das auch — „ja eben deshalb.“

Im Anfang suchten sie aber nur sehr schüchtern aus. Jede eine oder zwei Schnuren, und als ich ihnen sagte, daß sie nur mehr wählen möchten, sahen sie ihre Mutter fragend an, und diese erkundigte sich vor allen Dingen nach dem Preis. Als ich ihnen aber wiederholte daß die Perlen überhaupt keinen Werth hätten und sie davon nehmen möchten was sie freue, blitzte es über die lieben Gesichter und sie griffen jetzt herzhaft zu — aber immer noch bescheiden, bis ich denn ausfand, welche ihnen am besten gefielen und dann reichlich selber gab.

Ich habe wenigstens das Bewußtsein, die beiden jungen Wesen an dem Tag glücklich gemacht zu haben — und es ist ja schon ein Glück, sich nur über eine solche Kleinigkeit freuen zu können.

Ich verbrachte wohl eine Stunde in der Familie und bekam bald heraus daß sie vollkommen revolutionär gesinnt und mit einem Wort *echt blau* seien. Die Mutter versicherte mich sogar, daß ich durch die ganze Stadt gehen und in *jedem* Haus das Nämliche finden könne.

Am nächsten Morgen sah ich ein Exercitium

der Soldaten, die langsam durch die Stadt mar=schirten, und ich muß gestehen, daß mir eine zerlumptere Bande solcher armen Teufel noch im ganzen Leben nicht vorgekommen. Keiner von Allen hatte Schuhe an, Jacken ebensowenig. Einigen schien es selbst an einem Hemd zu fehlen, denn sie trugen ihre alten, zerlumpten Cobijas, trotz der Wärme, über die Schultern geworfen. — Und wie waren sie bewaffnet! Unter der ganzen Truppe sah ich nur zwei Musketen, die ich aber nicht um alles Geld der Welt hätte abfeuern mögen. Drei Andere trugen noch Carabiner und die Uebrigen führten allein Lanzen — jedenfalls eine bessere Wehr, als die Carabiner, die höchstens zum Dreinschlagen dienen, und dann hinten losgehen konnten.

Alle diese Leute waren zu Soldaten gepreßt worden. Keiner von Allen bekam den ver=sprochenen Sold, und zu essen? -- wenn sie selber etwas fanden, ja, sonst aber waren in Calabozo schon alle Thiere aufgezehrt und die Fouragirtrupps von der Umgegend ebenfalls abgeschnitten. Und diese Leute sollten ein ganzes, im Aufstand begriffenes Land bekämpfen? Wer sie nur sah, konnte über das Resultat auch keinen Moment im Zweifel sein.

Als ich diese traurige Truppe — und die Leute sahen außerdem niedergeschlagen genug aus, hatte an mir vorbeidefiliren lassen, machte ich mit einem jungen Deutschen, der ebenfalls von Caracas erst kürzlich nach Calabozo gekommen war, um hier Gelder einzukassiren, aber total unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte — denn wer besaß in der jetzigen Zeit Geld — einen Spaziergang vor die Stadt, und hatte wahrlich nicht erwartet, eine so reizende Scenerie zu finden.

Dies Calabozo muß in friedlichen Zeiten ein wirklich reizender Ort sein, und hat auch wirklich in dem südlichen Theile Venezuelas, schon seiner Bäder wegen, einen Namen. Wenn es aber in den Llanos überhaupt einen schönen Fernblick geben kann, so darf ihn dieses Städtchen beanspruchen.

Dicht am Huarico und auf dem hohen Ufer desselben gebaut, überschaut es die weite, durch nichts unterbrochene Ebene nach allen Seiten, und da dieselbe dort ziemlich dicht mit grünen Büschen und einzelnen zerstreuten Palmen bedeckt ist, bietet sie auch einen freundlichen Anblick. Ganz prachtvoll aber liegt die Stelle, an welcher sich die Bäder — kalte wie

warme — befinden. Dort ist überhaupt Wasser genug, und prachtvolle Mangobäume ragen mit ihren dichtbelaubten und riesigen Wipfeln selbst über die Hügel hinauf und beschatten die unten angebrachten und ausgemauerten Badeplätze. Aber das nichtsnutzige Soldatenvolk hat auch diese friedliche Einsamkeit gestört und für den Augenblick sogar zerstört. Dort unten hinein haben sie nicht allein ihre Thiere getrieben und den Platz vollkommen abweiden lassen — das möchte noch seine Entschuldigung finden — nein, auch in die Bäder selbst trieben sie Pferde und Maulthiere, bis die Eigenthümer die kleinen Schleusen öffneten und das Wasser total ausströmen ließen. Den Damen von Calabozo wurden alle die schönen Bäder entzogen, und es hätte dessen in der That nicht bedurft, um sie noch gegen die Regierung und ihre Truppen zu erbittern. —

Aber meines Bleibens war nicht länger in Calabozo, und nachdem ich an dem Tag noch die größte Hitze abgewartet und im Schatten des Hauses verbracht, sattelte ich mir, etwa drei Uhr Nachmittags, wieder mein Maulthier, um meine Reise fortzusetzen und nun in den eigentlich wilden und selten besuchten District der Llanos einzutauchen.

Ehe ich aber aus dem Hof hinausritt, wurde mir noch eine Ueberraschung. Die beiden jungen Damen, die ich heute gar nicht gesehen und denen ich mich nur durch ihren Papa hatte empfehlen lassen, kamen heraus, um mir noch zum Abschied die Hand zu reichen — aus Dankbarkeit für die Glasperlen. Gott segne ihre lieben Gesichter — sie sahen wieder bildhübsch heute Morgen aus.

Von Calabozo aus behielten wir allerdings noch Anfangs die bisherigen Chaparrobüsche, welche die Gegend ein wenig monoton machen; bald aber traten die kleinen eigenthümlichen Palmen wieder auf, und zwar immer häufiger, bis sie zuletzt einen einzigen, wirklich malerisch schönen Wald bildeten, der uns auch einigen so sehr herbeigesehnten Schatten gab.

Weit ab vom Wege sahen wir einzelne Hirsche, aber sie gingen flüchtig fort. Sie waren jedenfalls durch irgend etwas verscheucht worden, und als wir bald darauf eine etwas größere Waldblöße erreichten, die sich nach Osten zu öffnete, entdeckten wir eine kleine Gruppe von Soldaten, die dort ihre Thiere weiden ließen. Sobald sie uns übrigens bemerkten, sprang Einer von ihnen in den Sattel, griff seine im Boden

steckende Lanze auf und sprengte auf uns zu, um sich zu vergewissern wer wir wären. Nur an meinen Peon richtete er aber ein paar Fragen — dem gelben Band nach gehörte er zu den Regierungstruppen — und schloß sich dann gleich darauf wieder den Uebrigen an.

Etwa eine Stunde später überholten sie uns, galoppirten aber darüber, ohne sich aufzuhalten. Wie wir an dem Abend noch erfuhren, waren sie ausgeritten, um eine Schaar der Ihrigen anzutreffen, die vom Apure her erwartet wurde.

Die Scenerie war hier wirklich wunderbar hübsch, ein vollkommener Palmenwald, und etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir auch eine kleine Hacienda mit einem Zuckerfeld, aber es gab kein Wasser für unsere Thiere, und wir durften deshalb hier nicht übernachten. Unmittelbar fast hinter der Hacienda aber und kaum eine halbe Legua davon entfernt, mit einbrechendem Abend, trafen wir ein Rudel Rothwild — denselben virginischen Hirsch, der im Norden bis zu der kalten Zone hinaufreicht, nur hier mit vielleicht durchschnittlich etwas geringerem Geweih — und ich schoß einen davon, um wenigstens ein gutes Stück Wildpret für unser Abendessen zu haben.

Gerade als ich noch damit beschäftigt war, ihn aufzubrechen, sahen wir eine Staubwolke uns entgegenkommen, und bald darauf unterschieden wir auch den ankommenden Soldatentrupp, dem sich unsere Bekannten von heute Morgen angeschlossen hatten. Nur die Officiere waren natürlich zu Pferd, die Soldaten hatten aber den ganzen Tag in der bösen Hitze marschirt. Sie sahen auch erschöpft genug aus, ohne übrigens durch das geringste Gepäck belästigt zu sein — Einzelne nur hatten ein Stück frisches Kuhfleisch auf ihr Bajonnett gespießt — dabei lachten und plauderten sie aber lustig zusammen und wollten mit einem Gruß vorüber, als ich den Officier anrief und ihn fragte, ob er nicht seinen Soldaten wolle das Wildpret mitnehmen lassen, da ich und mein Peon natürlich sehr wenig davon brauchten. Das wurde denn auch mit Dank angenommen; an Lebensmitteln fehlte es den armen Teufeln ja immer. Uebrigens ging ihnen das Zerwirken trefflich von der Hand, und in wenigen Minuten war mein Hirsch derartig beseitigt, daß die Aasgeier für den nächsten Morgen kaum noch ein dürftiges Frühstück an den Eingeweiden übrig behielten.

Die Nacht trafen wir kein Haus mehr, sondern mußten, da kein Mondschein war, unter einer kleinen Palmengruppe lagern, ohne daß wir oder unsere Thiere auch nur einen Tropfen Wasser gehabt hätten. Mein Führer versicherte mich übrigens, daß wir nicht mehr weit von einer kleinen Lagune entfernt wären, wo wir wenigstens die beiden Thiere ganz früh am Morgen tränken könnten.

Wasser! es ist das ein böses Hinderniß für die Cultur dieser Strecken, und wie muß man sich behelfen, wenn man wirklich einmal zu einem Brunnen kommt. Wir sollten das am nächsten Tag erfahren.

Morgens erreichten wir nach kaum einstündigem Ritt die kleine Lagune, von da ab ritten wir aber den ganzen Tag bis Nachmittags drei Uhr, ohne auch nur noch einem einzigen Tropfen zu begegnen, und wie entsetzlich trostlos lag das Land!

Es war ein verzweifelter Marsch, die Sonne brannte mit einer wahren Gluth auf die dürre, in der Trockenheit überall aufgesprungene Ebene nieder — und doch wuchsen noch Blumen in den verschiedensten Farben darauf, besonders viele sensitive Pflanzen, die noli me tangeres,

die sich hier auf dem trockenen Boden vollkommen wohl zu befinden schienen.

Das war auch Wildniß, wie man sie sich nicht öder denken kann, und doch hatten es Menschen, jedenfalls Viehzüchter, früher einmal versucht, sich hier niederzulassen, aber in dieser Dürre mit ihrem Vieh flüchten müssen, um den Portugese-Strom oder Apure aufzusuchen.

Das erste Haus was wir anritten, lag auf einer kleinen Erhöhung, und dicht daneben befand sich ein früher gegrabener Brunnen — aber ein Brunnen, wie ihn diese Art Leute gewöhnlich graben — kaum mehr als eine weite, etwa 12 Fuß tiefe Kuhle, zu der man bequem hinabsteigen konnte, die aber jetzt auch natürlich nicht die Spur einer Feuchtigkeit mehr zeigte.

Und immer heißer brannte die Sonne und die Zunge klebte uns am Gaumen. Da endlich sahen wir links vom Wege ab wieder eine Wohnung liegen. Ich traute freilich nicht mehr und wollte vorbeireiten, mein Führer aber bat, ich möchte doch einmal zusehen — es wäre ja möglich, daß wir dort einen Becher voll Wasser fänden, um uns wenigstens einen Schluck Kaffee zu machen.

Ich trabte hinüber, und als ich die nieder-

gebrochene Umzäunung erreichte, rief ich das Haus an — Niemand antwortete, aber im Innern hörte ich eine Katze miauen — dort mußten also doch Menschen sein, und wo wir Menschen fanden, fanden wir auch Wasser.

Ich ritt an die Thür hinan und sah in das Haus. Es war vollkommen leer, eine kleine gelbe Katze ausgenommen, die auf einer Art von Lehmbank lag und kläglich miaute, als sie meiner ansichtig wurde. Das arme Thier war hier jedenfalls halb verdurstet und halb verhungert und mußte da elend krepiren — aber wie konnten wir ihr helfen? Wieder hielten wir hinaus in die Llanos, und mein Maulthier schien so erschöpft, daß es kaum von der Stelle wollte. Es konnte nichts helfen; hier gab es keine Rast für uns, und in die senkrecht niederbrennende Sonne drängten wir auf's Neue hinein.

Als wir endlich, etwa um drei Uhr Nachmittags, einen Brunnen erreichten, war es ein Brunnen in der Wüste, von der gewöhnlichen Tiefe, nicht zum Heraufziehen des Wassers, sondern zum Hinabsteigen eingerichtet, und mit eben genug fließendem Wasser darin, um vielleicht jede Minute einen Trinkbecher zu füllen. Dort wuschen Frauen, die sich das Trinkwasser in einer

Calabasse (hier Totuma genannt) heraufholten. Dort stand eine andere Frau mit einem Esel und zwei kleinen Fässern darauf, die sie hier ebenfalls füllen wollte. Dorthin kam ein Bursche mit zwei Zugstieren, die er zu tränken gedachte, aber die Waschfrauen ließen es nicht zu, und er mußte wieder abziehen. Dort langten wir ebenfalls an zu demselben durstigen Zweck, und so trostlos der Platz aussah, da nicht einmal ein Schattenbaum, sondern nur eine dürftige Akazie an dem Brunnen stand, hielten wir doch eine kurze Rast, gaben den Thieren etwas zu saufen und marschirten dann noch eine kurze Strecke weiter, um dort zu übernachten.

Ein wunderbarer Unterschied muß hier aber in der That zwischen der nassen und trockenen Jahreszeit herrschen, denn während jetzt die ganze Natur wie ausgetrocknet und verdorrt schien, zeigte mir mein Führer unterwegs Stellen, wo wenigstens 12 Fuß über dem Boden, von einer höheren Stelle bis zu einer andern, eine Art von Steg aus Holzstämmen gemacht war, damit dort oben die Arrieros mit den Ladungen trocken überpassiren konnten, während die Thiere hier unten durchschwammen. Die ganze Llano soll in der Zeit unter Wasser stehen und viele

von diesen Plätzen sind dann wirklich nur mit Lebensgefahr zu passiren. Wo waren aber jetzt die Fluthen, die sonst hier hindurchströmten, und welchen Segen würde nur ein kleiner, unbedeutender Theil derselben dem Boden gebracht haben? Dieses von einem Extrem zum andern Uebergehen herrscht aber in vielen tropischen Himmelsstrichen, und während in einem Theile des Jahres das Land fast ersäuft, reißt es in dem andern die furchtbare Dürre so von einander, daß man sogar das Maulthier vorsichtig zwischen diesen Rissen hindurchleiten muß. Und wie soll es hier regnen, wenn es einmal beginnt — so, daß sich ganze Lagunen in wenigen Stunden anfüllen und der Wanderer sich hüten muß, an einer tiefgelegenen Stelle Halt zu machen.

Wieder ein langer öder Tagesmarsch mit nur hie und da einem Rudel Wild, die entsetzliche Einsamkeit zu unterbrechen. Frisches Wildpret hatten wir wenigstens die Zeit über. Merkwürdig war übrigens die Gier, ja Frechheit der Aasgeier, wenn ich ein Stück geschossen hatte. Man wußte manchmal wahrlich nicht, wo sie so plötzlich herkamen, wenn sie nicht versteckt in den Palmenwipfeln gesessen hatten. Wie eine schwarze Wolke bedeckten sie auch schon, nach kaum einer

Viertelstunde, die Llano neben dem erlegten Stück, und wenn ich nur Miene machte davon zurück zu treten, warfen sie sich mit dem unheimlichen Rauschen der Flügel und mit heiserem Krächzen darüber her. Warf man aber ein Stück zwischen sie hinein, so ballte sich auch in dem nämlichen Moment die ganze Masse zu einem widerlichen Knäuel zusammen, und mit Krächzen und Kreischen und Flügelschlagen rissen sie es in Stücke.

Der Palmenwald hatte hier schon lange aufgehört, Palmen kamen aber noch immer im Einzelnen vor, und merkwürdiger Weise gerade in dieser Gegend fast immer mit einem Laubbaum, der aber nur aus einer Schlingpflanze entstand, eng verwachsen.

Diese Sombrero-Palme, eine kleine Fächerpalme, aber unähnlich den in Afrika wachsenden Fächerbäumen mit Aesten, da sie nur allein palmartig wächst, trägt kleine schwarze Früchte, die, wenn reif (und gerade in dieser Zeit fanden wir schon einige gereifte), schwarz aussehen, von der Größe eines kleinen Taubeneies sind und fast wie Johannisbrot, aber ziemlich trocken schmecken. Der Wipfel derselben bildet sich rasch aus, und auch der Stamm bekommt fast gleich im Anfang seine spätere Stärke, und wächst nur mit den

Jahren höher, wobei der Wipfel dann die unteren Blätter, wie der Stamm emporsteigt, fallen läßt. Die Stumpfen dieser Blätter bleiben aber noch lange stehen, und wie sie in ihren Höhlungen Feuchtigkeit halten, weht auch dort der Same einer besondern Schlingpflanze hinein, die darin wächst, nach und nach den ganzen Stamm umspannt und zuletzt die Form eines Baumes annimmt, ohne je die umschlossene Palme zu schädigen oder zu erdrücken.

Nur eine einzige Palme fand ich in einer solchen Umarmung abgestorben -- aber auch der Baum war todt, der sie umschlossen hielt.

Gegen Abend erreichten wir endlich das nicht gerade kleine Städtchen Kamahua, das an dem Portugese-Fluß liegt und einen sehr bedeutenden Stromhandel mit dem Apure und selbst dem Orinoco treibt. Außerdem ist der Ort auch noch ziemlich bedeutend in der Fabrikation von Hängematten.

Von hier aus hätte ich nun in der That meine Reise zu Wasser beenden können, aber San Fernando sollte, wie mir mein Führer sagte, ein viel besserer Platz sein, um mich einzuschiffen, und da ich diese Stadt von da aus in einem Tag bequem erreichen konnte, beschloß ich mich

hier nicht aufzuhalten. Aber wieder lag unsere Bahn durch eine furchtbar trockene Wüste, die, nur hie und da mit Palmen bestanden, die Augen schmerzte, während sie ihnen nicht die geringste Abwechslung bot. Kein Tropfen Wasser war auf dem ganzen Weg zu finden, bis dicht vor San Fernando selber und schon unmittelbar an dem Waldstreifen, der den Apurestrom begleitete.

Nicht weit von einer dort stehenden kleinen Hütte entfernt und reichlich noch eine halbe Legua in gerader Richtung von dem Fluß selber, trafen wir einen Kaiman oder Alligator, der auf vollkommen trockenem, ja ausgedörrtem Boden in der Sonne briet und uns, ohne auch nur eine Bewegung zu machen, dicht an sich vorbeireiten ließ. Wir belästigten ihn auch nicht weiter. Es war dort viel zu heiß, um sich mit dem faulen Burschen einzulassen.

Uebrigens bekam ich dadurch Gelegenheit, ihn ziemlich genau zu beobachten. Er mochte etwa 9 oder 10 Fuß lang sein, hatte einen viel kürzeren Schwanz als die nordamerikanischen Alligatoren, und auch eine grünliche, in's Graue spielende Färbung — sonst aber dasselbe nichts-

würdige, maliciöse Gesicht und die nämliche, nichts weniger als schöne Gestalt.

Jetzt hatten wir die Bäume erreicht, aber Schatten gab es deshalb noch immer nicht, denn der Weg führte breit hindurch und die Sonne brannte wie Feuer auf den gedörrten Boden nieder. Weiter und weiter! Wenn ich glaubte, jetzt müsse sich der Wald lichten und uns die heiß-erstrebte Stadt zeigen, war es nur immer wieder eine Waldblöße, die wir erreichten, bis wir am Ende plötzlich vor dem Apure selber standen und jetzt auch, am andern Ufer, San Fernando de Apure in seiner ganzen Breite vor uns sahen.

Aber alle Wetter! welch ein Strom! So groß und breit hatte ich mir den Apure wahrlich nicht gedacht, der dort, wo die Stadt lag, dem Mis-sissippi selber wenig nachgab. Und wie frisch der Wind über seine Fläche strich, aber was für tüch-tige Wellen er dabei auch aufwühlte! Und das war dabei erst der Apure, der sich in den noch weit größeren Orinoco ergoß! Aber ich machte mir jetzt wahrlich keine Sorgen, wie ich diese ziemlich hochgehenden Wellen mit einem schwan-ken Canoe befahren sollte. Hier endlich hatte ich das Wasser, nach dem ich mich so lange gesehnt, erreicht — da, zu meinen Füßen, lag der Strom,

dort drüben das Ziel einer langen, mühseligen Wanderung, und damit war ja auch der weiteste Punkt gewonnen, der mich noch von der Heimath abzog. Von hier konnte ich rechnen, daß ich mich auf dem Heimweg befand, und alles Andere schwand in dem einen Gedanken zu Nichts zusammen.

7.
San Fernando de Apure.

Unmittelbar am diesseitigen Stromesufer standen ein paar Gebäude mit einem langen Schuppen daran gebaut, in welchem eine Unmasse von Packsätteln und anderem Reitgeschirr aufgestapelt lag. Auch ein paar Tische mit Bänken waren darin angebracht, und Leute saßen dort, die theils Karten spielten, theils über die jetzigen Zustände politisirten — aber Alle im revolutionären Sinn — und hier erfuhr ich auch, daß in San Fernando der letzte Vorposten — ich weiß nicht wie viel hundert Mann — der Amarillos oder Regierungstruppen lagen, über welche Don Pedro Manuel Rojas — ein stren=

ger Anhänger des Präsidenten Falcon — commandire.

Dicht dabei war eine Art Pulperia oder Branntweinschank, und in der That da auch gar nichts zu haben, als eben nur ein sträflicher Branntwein, der unserem Kartoffelfusel um gar nichts nachstand — und doch war es, auf den heißen Ritt, eine Erquickung, ja sagar ein Luxus, nur etwas Derartiges zu bekommen.

Der Ausschenker in diesem, nichts weniger als brillanten Hôtel war sonderbarer Weise ein Deutscher, der aber erst kürzlich vom Orinoco hier heraufgekommen war und gar nichts vom Land und seinen Verhältnissen kannte. Er konnte mir also auch keine Auskunft geben, ob ich in San Fernando Schiffsgelegenheit zu Thal finden würde. Er sprach überhaupt erst sehr mittelmäßig Spanisch und schien Einer von den Leuten, die sich vollkommen ziellos in der Welt umhertreiben — jede Schiffsgelegenheit, die ihnen billig oder umsonst geboten wird — wohin bleibt sich gleich, benutzen, und an irgend einem Punkt angelangt, sich um weiter nichts bemühen, als nur so rasch als möglich wieder wegzukommen.

Etwa eine halbe Stunde später hielt das Fährboot, das zwischen San Fernando und dem

diesseitigen Ufer lief, von zwei Mann gerudert, über den Strom herüber. Es war eine ziemlich große Pirogue — canoeartig gebaut und breit genug, auch selbst dem aufgewühlten Strom, ohne besondere Gefahr, die Stirn zu bieten.

Hier war es nun nöthig, ein Arrangement mit meinem Führer zu treffen, der von da ab wieder nach Hause zurückkehrte und das Maulthier an Herrn Vollmer zurückbringen mußte. Er hatte sich auf dem ganzen Marsch als ein zuverlässiger und braver Bursch gezeigt, und da ich doch nicht Lust hatte in San Fernando herumzulaufen, um einen Esel mit seinem Packsattel zum Verkauf auszubieten, so schenkte ich ihm Alles: den Esel, den gekauften Reitsattel, den Packsattel, noch ein Hemd, ein Paar Alpargates, einige baumwollene Tücher und verschiedene andere Dinge und nahm ihn nur mit nach San Fernando hinüber, um ihn dort auszuzahlen und ihm noch Geld für seine Heimreise zu übergeben.

Schon auf der Ueberfahrt, im Strom selber, hörten wir aber den militärischen Lärm, der da drüben vollführt wurde. Das trommelte und pfiff und blies und marschirte nach Herzenslust am Ufer herum. — Aber was kümmerte mich

der Lärm, oder die ganze künstliche Soldatenwirthschaft — mir war zu wohl zu Muthe, daß ich wieder einmal auf Wasser schaukelte und die frische, fast kühle Brise fühlte, die den Strom heraufkam, als daß ich auch nur einen Gedanken hätte auf die Truppen von Don Pedro Manuel Rojas wenden können, und als wir das gegenüberliegende Ufer endlich erreichten, sprang ich mit einer wahren Wonne die steile Sandbank hinauf, die jetzt, bei dem niederen Wasserstand, unter der Stadt lag.

Nun hatte ich schon in Caracas gehört, daß ich in San Fernando wenigstens einen Deutschen, und zwar den üblichen deutschen Hutmacher, der nirgends fehlt, finden würde. Den suchte ich mir vor allen Dingen auf, um wenigstens von ihm eine gute Posada zu erfragen, und dann weiter mit ihm zu besprechen, wie ich später meine Reise am besten stromab fortsetzen könne, denn kurze Zeit mußte ich mich jedenfalls erst in San Fernando nach dem langen, mühevollen Marsch ausruhen.

Den Deutschen fand ich auch — einen alten komischen Kauz und zwar aus Westfalen stammend, der aber Anfangs seine Nationalität vollständig verleugnete und sich für einen Holländer

ausgab, weil er — wie er mir später gestand, bis jetzt noch wenig Freude an den hier eintreffenden Landsleuten gehabt hätte.

Da er aber wohl merkte, daß ich nichts von ihm haben wollte als seinen guten Rath, und auch sonst „keine Arbeit suche", wie das wohl gewöhnlich bis jetzt der Fall gewesen, so wurde er freundlich und opferte mir später wirklich auf die sorglichste Weise seine Zeit, um mir Alles was ich brauchte einrichten zu helfen.

Vor allen Dingen brachte er mich in die Posada des Ortes, wo ich dann auch ohne Weiteres meine in Kamahua gekaufte Hängematte aufhing — denn Betten gab es hier nirgends, und mich hineinwarf, um ein wenig auszuruhen. Mein Bursche war indessen ausgegangen, um noch etwas zu besorgen und einige Briefe abzugeben, die er in Calabozo bekommen, und als er zurückkehrte, rechnete ich mit ihm ab, zahlte ihm reichlich — auch noch — was ich nicht einmal gebraucht hätte, für den Heimweg, und ging dann selber wieder aus, um mir die Stadt ein wenig anzusehen.

Als ich in die Posada zurückkam, hatte sich mein Führer schon wieder übersetzen lassen, um seine Heimreise anzutreten, vorher aber noch sich

auf meine Rechnung von der Wirthin Extra-Provisionen geben lassen und mir außerdem aus meinem Bergsack die beiden letzten baumwollenen Tücher mitgenommen.

Sonderbares Volk! Die Venezulaner sind wirklich im Ganzen brave und ehrliche Leute, und was z. B. in Mexiko zu den Alltäglichkeiten gehört: Straßenraub und Mord — würde hier mit Entrüstung von den Bewohnern des Landes betrachtet und augenblicklich selber bestraft werden — aber solche Kleinigkeiten — ich glaube der Bursche hätte eine Gemüthskrankheit bekommen, wenn er sich zu dem Allen, was ich ihm schon gegeben, nicht noch einen kleinen Ueberverdienst hätte machen können.

Uebrigens muß ich auch wieder bekennen, daß ich während meiner mehrtägigen Anwesenheit in San Fernando meine sämmtlichen Sachen in dem offenen Bergsack in einer Stube liegen hatte, an der sich nicht einmal eine Thür befand, und daß mir nicht die geringste Kleinigkeit weiter abhanden gekommen ist.

San Fernando de Apure — der Name klingt hochtrabend genug, aber dem entspricht freilich die Stadt selber nicht, wenn man sie wirklich betritt. Von über dem Fluß drüben sieht sie

allerdings ziemlich bedeutend aus, denn eine lange Häuserreihe, die auf der hohen Uferbank dicht am Rand des Stromes liegt, bildet ihre Front, und man erwartet natürlich mehr dahinter zu finden. Der ganze Handel beschränkt sich aber in der That nur auf diese eine Reihe von noch dazu sehr einfachen und niedrigen Häusern, und doch ist gerade dieser kleine, unscheinbare Ort — in ruhigen Jahren einer der bedeutendsten Handelsplätze Venezuelas und hat nur das zu seinem Nachtheil, daß es in Venezuela seit den letzten zehn Jahren kaum eine ruhige Stunde, geschweige denn ein ruhiges Jahr gegeben hat.

Allerdings liegt es fast im Mittelpunkt des gewaltigen Reiches — wenn man dasselbe auf einer Landkarte betrachtet, den Strom ausgenommen kann man aber kaum sagen, daß eine wirkliche Straße von irgend einer Richtung her dahin führt, und auf den ersten Blick erscheint es Einem auch wirklich fast nur wie ein etwas weitläufiges Dorf, wie ein Sammelpunkt von Menschen in der Wildniß, mit ein paar kleinen Händlern zwischen ihnen lebend, um ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse zuzuführen. Aber der Schein trügt, denn die meisten dieser „kleinen Händler" sind Commanditháuser großer, weit-

auszweigender Geschäfte, besonders aus Angostura (Bolivar), und was sie importiren, versieht den Bedarf der ganzen Llanos, während sie alle in ihren Bereich kommenden Producte des Landes ausführen und auch zum großen Theil den ungeheuren Viehhandel mit dem Süden und Westen vermitteln. Zu gleicher Zeit laufen ihre Fahrzeuge nicht allein in den Orinoco hinein und bis Angostura herab, dann in den Portugese und die anderen Nebenströme, sondern sie senden dieselben auch Hunderte von Leguas weiter den Strom hinauf in den Meta und alle die gewaltigen Zuflüsse des Orinoco hinein, wo sie mit den dort herum hausenden Indianern selber einen nicht unwichtigen Handel treiben.

Das Städtchen sieht gar nicht darnach aus, aber es sind schon sehr bedeutende Vermögen darin gewonnen worden.

Die Bauart ist ähnlich wie bei allen übrigen Städten in Venezuela, die der oft sehr heftigen Regengüsse wegen von den flachen Dächern absehen und schräge Ziegeldeckung vorziehen — aber nur die besseren Häuser sind in San Fernando mit diesem, hier etwas theuern Material gedeckt, eigentlich fast nur die Kaufläden, während die Wohnungen der ärmeren Klasse mit

den Blättern der, diesem Himmelsstrich eigenen Sombrero-Palme überdacht stehen.

Die Häuser haben alle nur einen Stock, d. h. Parterrewohnung.

Allerdings glaube ich nicht, daß San Fernando auf seinem angeschwemmten Boden und in der ganz flachen Lage je etwas von Erdbeben zu fürchten hätte, aber es fehlt ja nicht an Raum und man hat außerdem das Angenehme, keine Treppen zu steigen.

Nur ein einziges zweistöckiges Haus stand in San Fernando, und zwar an der Plaza. Dort war auch das Hauptquartier der Regierungstruppen, denn oben im ersten Stock wohnte General Don Pedro Manuel Rojas — wie gesagt, ein eifriger Anhänger Falcon's. — Kaum aber drang bald darnach die Kunde von dem Sieg der Revolution nach San Fernando, als er auch augenblicklich mit seiner ganzen Armee zu dem Feind überging, und ich glaube schwerlich, daß er die Soldaten auch nur vorher deshalb gefragt hat.

Hätte er es früher gethan, so wäre ihm vielleicht eine größere Rolle im Staat vorbehalten gewesen, denn er galt für einen tüchtigen Mann, gehörte aber leider zu jener Klasse von Politi-

kern, welche die Nordamerikaner sehr bezeichnend Fenceriber nennen — d. h. Leute, die oben auf einer Fenz oder Umzäunung sitzen und noch nicht genau wissen, nach welcher Seite sie einen Sprung riskiren sollen. Er sprang auch, als ihm keine Wahl mehr blieb, zu den Blauen hinunter, aber es half ihm das nichts weiter, als daß er seine eigene Person in Sicherheit brachte — eine politische Rolle in Venezuela — wird er aber erst dann wohl wieder spielen, wenn die Sache ein wenig vergessen ist — und das dauert in den südamerikanischen Republiken nicht lange. Leute mit einer fleckenreinen Vergangenheit sind überhaupt zu rar, um die Anderen ganz entbehren zu können.

General Don Pedro Manuel Rojas mag übrigens ein sehr gescheiter und tüchtiger General sein — ich weiß nichts zum Gegentheil — aber Gehör kann er unter keiner Bedingung haben, denn dicht und unmittelbar unter seinem Fenster vollführten die Soldaten den ganzen ausgeschlagenen Tag einen solchen Heidenlärm mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten und dann auch noch Nachts mit Guitarrespielen und Singen — und was für ein Gesang! — daß jeder Andere davon taub geworden wäre und es selbst

die Nachbarschaft zur Verzweiflung trieb. Ihn selber schien es aber gar nicht zu geniren, und so lange ich mich in San Fernando aufhielt, wurde es hartnäckig und unverdrossen fortgesetzt.

San Fernando hat in der That eine ungemein günstige Lage, ja so günstig, wie sie nur eine Binnenstadt haben kann, und wäre ein anderes Volk im Besitz des Landes — oder hätte es selbst nur eine ehrliche Regierung, so würde es seine Einwohner nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden zählen. So aber wächst es nur langsam und allmählich fort, ja fristet in solchen Zeiten, wie die jetzigen, kaum sein Dasein.

Der Apure-District ist seiner prachtvollen Weidegründe wegen berühmt, und das sämmtliche Vieh das da heraus nach dem nördlichen Markt getrieben wird, muß hier bei San Fernando den Strom kreuzen. Außerdem ist die Wasserverbindung, fast mit allen Himmelsgegenden — natürlich nicht in der allertrockensten Jahreszeit, eine außerordentliche, denn wenn wir eine Karte von Venezuela ansehen und darauf Wassercourse angegeben finden, die wir gewöhnlich für kleine Flüsse halten, so zeigt die Wirklichkeit da mächtige Ströme, von denen viele,

selbst im Sommer, durchaus schiffbar bleiben und die Fahrzeuge, nicht etwa durch ihre seichten Stellen, sondern durch ihren zu Zeiten so hohen Wellenschlag, sogar gefährden.

Es ist nämlich eine merkwürdige und fast wunderbare Naturerscheinung, wie tief die Passatwinde in den nördlichen Theil des südamerikanischen Continents hineinreichen. Nicht allein bis zu dem etwa 120 geographische Meilen von der Küste entfernten San Fernando streichen die scharfen Ostwinde — die nie wechseln — herauf, nein auch in den Meta hinein und mehr als 100 deutsche Meilen dringen sie sowohl hier, als auch auf dem Amazonenstrom, und ermöglichen so eine Schifffahrt auf diesen ungeheuren Strömen, indem die zu Berg gehenden Fahrzeuge mit diesem Passat allein die gewaltige Strömung des Orinoco sowohl, wie des Amazonenstroms stemmen können.

Diese Wasserverbindung des inneren Landes findet auch in der That erst an den Cordilleren ihre Grenze, denn selbst von Bogota in Neu-Granada nieder, wenigstens nur eine kurze Strecke von dort entfernt, kommen den Meta herab große, dort gebaute Fahrzeuge, die nachher nach dem Tausende von Miles entfernten Bolivar —

wenn man die Krümmungen des Stromes rechnet, geschafft und dort aufgetakelt und vervollkommt werden.

Selbst die Indianer des Rio Negro — eines Tributars, ja man könnte sagen eines Arms des Amazonenstroms, schaffen ihre Producte in den Apure, und nehmen ihre Canoes dann, mit Waaren beladen und von dem Ostwind getrieben, wieder in ihre Heimath zurück.

Ein Hauptarm des Orinoco — der Casiquiare — steht ja auch mit dem Rio Negro in so genauer Verbindung, daß fast gar keine Wasserscheide zwischen beiden zu liegen scheint und die Canoes der Eingeborenen, mit vielleicht nur einem kurzen Trageplatz dazwischen, aus einem in den andern Strom passiren können. Wohl das einzige derartige Beispiel in der Welt, zwischen zwei so gewaltigen Wasserbecken!

Von all' diesem Handel zieht aber San Fernando, in der jetzigen unruhigen Zeit, sehr wenig Nutzen, und da noch dazu die Viehtreiber ausbleiben und nicht daran denken, den Regierungstruppen ihre Heerden in die Hände zu liefern, für die sie dann nie einen Centabo erhielten, hat das eigentliche Geschäft ganz aufgehört, und

selbst der Detailhandel ging seinem Ende entgegen.

An der Ecke der Plaza befand sich eine kleine Pulperia, die ein Italiener hielt, und als ich dort hineinkam, standen im ganzen Laden herum fast nichts als kleine geöffnete Fäßchen mit den verschiedensten Arten von Nägeln, dann einige Schleifsteine und verschiedene Säcke mit Mais. Ich frug ihn nun, ob so viel Nägel hier in San Fernando gebraucht würden, daß er sie so zur Auswahl bereit stelle, er erwiderte aber fluchend: die hätte er den verdammten Soldaten hingesetzt, denn er verkaufe manchmal in der ganzen Woche kein Pfund Nägel, aber wenn er irgend etwas Anderes — Eßbares dastehen habe, dann kämen sie fortwährend herein und holten es ihm weg und dächten natürlich gar nicht an's Bezahlen. Mit den Nägeln aber könnten sie nichts anfangen, und die ließen sie zufrieden.

Höchst interessant soll es in früheren Zeiten gewesen sein, zu sehen, wie die Viehtransporte, die für den nördlichen Markt bestimmt waren, den breiten Strom kreuzten, denn ein richtiges Fährboot für dieselben existirte gar nicht.

Dicht am Ufer war nämlich ein großer Corral oder eine starke Umzäunung — und zwar

nach dem Strom zu offen — gebaut. Dort hinein wurden die angekommenen Thiere getrieben, und hatten sie sich dann ausgeruht und war Alles vorbereitet, so begann das Experiment.

Die Treiber bekamen alle ihren bestimmten Platz i n der Umzäunung und zwar die Thiere einkreisend, um auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig auf sie einzudrängen. Einer der Llaneros und ein geübter Schwimmer hat es indessen übernommen, die Heerde zu leiten. Sobald Alles bereit ist, sprengt er mitten in die Thiere hinein, hält mitten zwischen ihnen und giebt das Zeichen zum Beginn. Darauf haben aber die Uebrigen nur gewartet; jetzt brechen sie auf einmal mit Schreien, Hetzen und Kreischen auf die verdutzten Thiere, die das Wasser gar nicht gern annehmen, ein und drängen sie mit aller Gewalt und Anstrengung dem Stromrand zu.

Diesen Moment muß der Llanero rasch benutzen. — Jetzt galoppirt er hinab bis zum Wasserrand, und während ihm die Kühe folgen, sprengt er m i t seinem Pferd in den Strom hinein, läßt sich aber dort, um sein Thier nicht zu erschöpfen, vom Rücken desselben gleiten und schwimmt nun, es nur am Zügel führend, neben demselben her, dem andern Ufer zu

Jetzt folgen auch die Rinder — zuerst einige der keckſten — oder vielleicht auch furchtſamſten, wie man es gerade nehmen will, ſolche nämlich, die ſich durch das Schreien und Hetzen am meiſten einſchüchtern laſſen — dann die ganze Heerde, und ſelten ſoll dabei — trotz der Breite und ſtarken Fluth des Stromes, ein Unfall vorkommen.

Merkwürdig iſt aber, daß ſich dieſe Llaneros noch in den Strom hineinwagen und hindurchſchwimmen, denn nie in meinem Leben habe ich ſo furchtbare Geſchichten von irgend einem Fluß erzählen hören, wie gerade hier in San Fernando von dieſem nämlichen Apure.

Kaimans giebt es ja darin in großer Zahl, wie ich ſelber bald darauf mit eigenen Augen geſehen habe, und daß ſie ſich beſonders in der Nähe der Stadt halten, weil ſie dort von allen den Abfällen reichlicher Nahrung finden, iſt ebenfalls natürlich. Wahre Mordgeſchichten wurden aber von dieſen Thieren erzählt, ſo daß man, wenn man das Alles glauben wollte, gar nicht wagen dürfte, ſich ſelber die Füße in dem Strom zu waſchen, aus Furcht, von einer der Beſtien erfaßt und unter Waſſer gezogen zu werden — gerade wie ſie ſaufende Kühe bei der Naſe packen

und hineinziehen sollen — eine Sache, die schon an und für sich unmöglich, oder wenigstens äußerst schwierig wäre.

Dann kamen die Geschichten von dem Zitteraal, die Humboldt ebenfalls — sicher auf solche Berichte gestützt — in seinen Natur-Bildern ein wenig romantisch ausschmückt. Aber damit sind wir noch nicht fertig — nun giebt es auch noch die Stachelfische und die Caraiben (kleine Fische, auf die ich später zurückkommen werde), die alle dem Menschen Verderben drohen sollen, wenn er tollkühn genug wäre, sich der Fluth anzuvertrauen. Diese Llaneros durchschwimmen aber den ganzen Strom, und wenn ich auch nicht leugnen will, daß es unter den Kaimans — ebensogut wie unter den Krokodilen, einige sogenannte „Menschenfresser" giebt und einzelne Unglücksfälle vorkommen mögen, so ist das Ganze doch jedenfalls so übertrieben, daß ich mich wenigstens nie habe abhalten lassen, zu baden, wenn mich die Lust dazu überkam — und das war ziemlich alle Tage, ohne je durch irgend eins dieser entsetzlichen Geschöpfe gefährdet zu werden.

Fremde sind wenige in San Fernando — Spanier ausgenommen, in deren Händen sich auch der größte Theil des Handels befindet.

Einige Italiener hatten verschiedene Ecken zu ihren Pulperien eingenommen, wie man das fast durchgehends in Südamerika findet. (In Lima z. B. giebt es, glaub' ich, nicht eine einzige Ecke, an der nicht ein Italiener einen Laden und Schenkstand hat — die Kirchen ausgenommen.) Sonst war noch mein deutscher Hutmacher dort, aber weder ein Franzose noch ein Engländer oder Amerikaner — nicht einmal ein deutscher Consul.

Die Nacht schlief ich in meiner Hängematte zwischen einem Esel und einem Kalb — aber sonst vortrefflich, und es lohnt vielleicht der Mühe, eine solche Posada zu beschreiben.

Das etwa vierfenstrige Haus (dem Verhältniß des Raumes nach, denn wirkliche Fenster hatte es gar nicht) war in zwei Hälften getheilt. Die linke nahm eine Pulperia oder Materialwaaren-Handlung ein, wo eben Alles verkauft wurde, was man nur irgend in diesen einfachen Verhältnissen braucht — in der rechten war das Parlour oder Speisezimmer — d. h. ohne jedes weitere Ameublement, einen Tisch, zwei Bänke und einige Stühle ausgenommen — rechts im Hofe war die Küche und Vorrathskammer, hinten quervor und links einige Ställe und ein

kleiner offener Verschlag, in dem ich meine Sachen liegen hatte.

Und wo schliefen die Gäste? —

Wo sie Lust hatten oder Platz fanden, denn eiserne Haken waren überall in den Wänden eingeschlagen, und im Hof oder an der Gallerie entlang standen auch einige Holzsäulen, um daran eine Hängematte oder Chinchorra aufzuhängen, denn auf der Erde schläft hier kein Mensch, schon des Ungeziefers wegen. San Fernando ist nämlich seiner niguas oder Sandflöhe wegen berüchtigt — von denen ich mir ebenfalls einen in einem Zehen des linken Fußes mit auf die Reise nahm.

Im Hof nun, vor dem Parlour und der Pulperia hinlaufend, befand sich eine Art von Veranda oder Gallerie, und in dieser, da ich nur gezwungen in einem geschlossenen Raume schlafe, hing ich mir meine Chinchorra auf und lag dort kühl und angenehm. Die Sache hatte nur einen Haken, und das waren die verschiedenen Hausthiere, die man dort ebenfalls Nachts unterbrachte, und wo ich mich in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem vorerwähnten Esel und Kalb befand.

Mit Ausnahme einzelner Maulthiere (Pferde

habe ich gar keine in San Fernando gesehen, da man sie wahrscheinlich schon vorher aus dem Bereich der Soldaten geschafft) gab es nur Esel im Ort, die zu den verschiedensten Lebenszwecken, als: Wasser oder Futter holen, Güter oder Häute transportiren ꝛc. verwandt wurden. Diese Esel waren natürlich durch die ganze Stadt vertheilt, und gnade Gott den Schläfern, wenn es einem von allen, wo auch immer — und was jede Nacht regelmäßig wenigstens zweimal geschah — einfallen sollte, seine Stimme ertönen zu lassen, die dann jedesmal in ein klägliches Geschrei ausartete. Vielleicht rief er die Geliebte, die zwei oder drei Quadras von ihm entfernt in einem andern Stadttheil angebunden stand, aber sie vernahm seinen Ruf und antwortete ihm, daß sie ja nicht fortkönne und es sehr bedauere, und nun hatte plötzlich die ganze Familie ebenfalls noch ein Wort mit drein zu reden.

Und das nicht allein — die Maulthiere nahmen Theil an dem unglücklichen Schicksal der Liebenden. Die Hähne fingen dann an zu krähen, die Hunde zu bellen, und es war für etwa eine Viertelstunde ein wahrer Heidenlärm.

Arme Esel! Sie haben ein Recht zu schreien, denn wenn irgend ein Thier auf der weiten

Gotteswelt schlecht und nichtswürdig behandelt wird, so ist es jedenfalls ein südamerikanischer Esel. Das Maulthier muß wohl auch schwere Lasten tragen, aber ein gutes Maulthier kostet auch von 200 bis 300 Pesos, und man verwendet deshalb mehr Sorge auf sie; einen Esel kann man aber schon für 10 bis 12 Pesos erhalten, es lohnt sich also nicht der Mühe, ihn zu schonen.

Dem wird deshalb aufgeladen, was er eben schleppen kann. Sein Rücken ist wund gerieben, und nimmt der Treiber ja einmal den Packsattel ab, so zeigen sich handgroße, blutig gescheuerte, oft eiternde Stellen, auf die sich augenblicklich die Fliegen setzen. Aber was thut das. Sobald man ihm die gewöhnliche Zeit zum Fressen gelassen hat — ob er da draußen in der dürren Llano etwas gefunden oder nicht, bleibt sich gleich — so wird ihm der Packsattel wieder aufgelegt und unbarmherzig festgeschnürt, und macht man den Leuten deshalb Vorstellungen, so ist die einzige Antwort, die man bekommt: — „Warum ist es ein Esel geworden."

Anti-Thierquälerei-Vereine mit weiblichen Mitgliedern, die kleine unangenehme Hunde halten, und sie tausendmal besser füttern und betten, als manche Kinder armer Leute gefüttert und

gebettet werden — hier solltet Ihr Eure Wirksamkeit entfalten — hier wäre ein Feld dafür. Aber es ist das gerade so wie mit den Missionären, nur eben umgekehrt. Diese, die zu Hause bleiben sollten, wo sie genug zu thun hätten, anstatt glückliche und zufriedene Heiden mit Drohungen von schrecklichen Höllenstrafen zu beunruhigen, bleiben nicht, sondern suchen sich irgendwo eine hübsche Insel aus, wo sie sich in Ruhe hinsetzen; die weiblichen Mitglieder der Thierschutz-Vereine dagegen, anstatt auszuziehen und jenem Elend zu steuern, leisten zu Hause ihren fetten Pintschern Gesellschaft. — Wunderliche Welt das!

Den südamerikanischen Eseln ist aber in der That nicht zu helfen, und mir thaten nur immer die jungen Eselein leid, die so vergnügt am Wege standen, und mit den schon völlig ausgewachsenen Ohren und dem dicken wolligen Kopf gar so putzig und verschmitzt aussahen. Sie kennen das Leben ja auch bis jetzt nur von der glücklichen Seite, aber ihre Stunde kommt ebenfalls, wo ihnen zuerst ein Packsattel aufgepaßt wird, und dann sind ihre frohen Tage vorbei. — Glückliche Jugendzeit!

Was das Militär von San Fernando angeht,

so befand sich diese Truppe genau in einem so verwahrlosten Zustand, wie die von Calabozo, und wenn das überhaupt möglich gewesen wäre, hätte sie auch vielleicht noch wilder ausgesehen. Das ging aber nicht an. Jedoch Sinn für Musik schien die Bande zu haben. Während sich über Tag ein Theil der Soldaten in der Stadt herumtrieb, und was sie zum Leben brauchten entweder erbettelten oder erborgten — und beides kam auf eins heraus, denn wer ihnen borgte, konnte sich fest darauf verlassen, daß er auch nie einen Centabo bezahlt bekam, exercirte die andere Hälfte unter ihres Generals Fenster und machte einen Hauptskandal mit der Musik. Abends aber lagen sie auf der nämlichen Stelle auf Kuhhäuten, spielten mit den niegewaschenen Fingern Guitarre und brüllten dazu einige Lieder ab.

Es sah wirklich originell aus, wenn man dort Abends vorüberging und die Burschen da, Jeder seine alte Muskete — und ich glaube sogar noch dazu scharf geladen neben sich, auf den Kuhhäuten und ihren Cobijen ausgestreckt liegen sah. Sie waren auch nicht stolz und verschmähten es sogar nicht, auch einen Civilisten um einen „realito“ anzugehen. Im Ganzen muß ich aber

doch eingestehen, daß ich hier in dem wilden Land, und von der viel elender aussehenden Truppe, lange nicht so viel angebettelt worden bin, als in Caracas selber von der regulären Armee.

Am zweiten Tag wurden indessen plötzlich die Kuhhäute, auf denen sich die Armee so wohl gefühlt, von dem Eigenthümer abgeholt und wo anders untergebracht. Wie er erzählte, waren ihm schon zwei davon verloren gegangen, und da er den „glücklichen Finder" nicht wieder auftreiben konnte, mochte er wohl für den Rest besorgt werden. Die Soldaten mußten sich jetzt mit ihren Cobijen behelfen — die übrigens, beiläufig gesagt, merkwürdige Aehnlichkeit mit den argentinischen dunkelblauen und rothgefütterten Ponchos haben. Uebrigens blieb es noch immer trocken, obgleich man die Regenzeit schon seit fast vierzehn Tagen erwartete.

Unter der Hand erkundigte ich mich jetzt, und nacheinander fast bei allen Kaufleuten, ob nicht in den nächsten Tagen wohl eine Lancha (eins der gewöhnlichen Fahrzeuge, die vielleicht von 20 bis 30 Tonnen Gehalt — auch manchmal mehr — in guten Zeiten fast regelmäßig zwischen Angostura und San Fernando laufen) den Strom hinab ginge, erhielt aber

nirgends eine befriedigende Antwort. Man erwartete allerdings eine oder zwei von unten, und es war möglich, daß diese dann im Lauf des Monat Mai expedirt werden konnten — keinesfalls aber vor dem 25. oder 30., und das half mir entschieden nichts, denn gerade in den Tagen ging der Dampfer von Bolivar (Angostura) ab, der Anschluß an die französische Linie in Trinidad hatte, und die wollte ich jedenfalls zu meiner Heimkehr benutzen.

So ging ich denn daran ein Canoe zu suchen, und selbst das schien in dieser Zeit nicht so leicht, denn ich brauchte dazu besonders einen zuverlässigen und mit dem Strom genau bekannten Mann, denn mir wurde von allen Seiten gesagt, daß der Orinoco ein ziemlich gefährliches Wasser und zu manchen Tagen gar nicht mit ihm zu spaßen sei. — Allerdings keine übertriebenen Angaben, wie ich später auch selber fand.

Hierbei half mir aber mein in's Holländische übersetzter Landsmann, der deutsche Hutmacher, denn mit allen Leuten hier auf das genaueste schon seit Jahrzehnten bekannt, hatte er bald einen Neger ausgefunden, der, wie er mich versicherte, ein ganz ausgezeichneter „marinero“

wäre, und seine Sache aus dem Grund verstände.

Die Sache war aber nicht billig. Der Mann verlangte für sich selber 30 Pesos — ein Peso etwa soviel wie ein preußischer Thaler — für einen Pilot 25 Pesos und für Canoemiethe 15 Pesos — also zusammen 70 Pesos, und außerdem mußte ich Provisionen für die Reise einlegen, die sich, wie sich später herausstellte, ebenfalls über 10 Pesos beliefen — keine Kleinigkeit also für eine Canoefahrt, die in circa 10 Tagen beendet sein konnte. In früheren Jahren hätte ich sie auch billiger gemacht, aber — ich bin doch mit den Jahren etwas bequemer geworden, und da mir eigentlich gar keine andere Wahl blieb, so nahm ich das Gebotene an.

Komisch war, daß sich auch hier in San Fernando der General Rojas meine alten Zeitungen aus Caracas ausbitten ließ. Auch hier wußten sie nichts aus der Hauptstadt und hatten schon seit über einen Monat keine Nachricht von dort.



Neue Reisen

durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela

von

Friedrich Gerstäcker.

Dritter Band:

Venezuela.

(Zweiter Theil.)

Jena,
Hermann Costenoble.
1869.



8.

Canoefahrt auf dem Apure.

Wie es in dem kleinen Ort bekannt geworden war daß ich wirklich mit einem Canoe in den Orinoco hinein wolle — und bekannt wurde es augenblicklich, denn die Leute hatten ja gar nichts Anderes zu reden, kamen besonders die Fremden, aber selbst auch einige Venezulaner herbei, um mir abzurathen und mir die mir drohenden Gefahren zu schildern — unter anderen auch die, daß ich mich ja — in einer furchtbaren Wildniß einigen Menschen anvertrauen müsse, die ich gar nicht kenne, und die nachher mit mir anfangen könnten, was sie wollten.

Darin irrten sich nun die guten Leute, aber ich habe das Nämliche auf allen meinen Reisen gefunden, denn wo ich auch immer mich nach

einer neuen und etwas außergewöhnlichen Tour erkundigte, wurden mir Gefahren geschildert, die entweder gar nicht existirten, oder doch — wie sich später jedesmal herausstellte — auf das unerhörteste übertrieben waren.

Ich bin aber nicht sehr ängstlicher Natur, habe mich wenigstens noch nie zurückschrecken lassen und brachte denn auch Alles so rasch in Ordnung, daß ich schon am 1. Mai früh Morgens bereit war meine Reise anzutreten.

Das Einlegen von Provisionen war dabei die Hauptsache, denn um meinen Bergsack zu schnüren brauchte ich keine fünf Minuten.

Der Hauptgegenstand der Provisionen — wenigstens für die Venezulaner, ist frischgeschlachtetes und dann gesalzenes Fleisch, das von den Rippen abgelöst und in der Sonne zum Trocknen aufgehangen oder ausgebreitet wird. Wenn es aber etwas Unappetitliches auf der weiten Welt giebt, so ist es dieses Fleisch, das schwarz und ekelhaft aussieht, fortwährend von schmutzigen Kerlen mit schmutzigen Fingern hin- und hergezerrt wird und dabei einen solch unangenehmen Geruch hat, ohne gerade direct zu stinken, um alle Aasgeier aus der ganzen Nachbarschaft herbei zu ziehen. Um die Fleischstände sitzen

diese eklen Thiere den ganzen geschlagenen Tag herum, und ihnen unter den Schnäbeln weg muß man den kaum noch zur Nahrung möglichen Stoff kaufen. Die Eingeborenen hier sind aber so genügsamer Natur, und solche geborene Schweinigel, daß ihnen dieses Fleisch nicht allein jeden Zweck erfüllt, sondern sogar — was das Unglaubliche ist — schmeckt, und Niemand wahrlich wird es ihnen mißgönnen.

Nach dem Fleisch kommt das sogenannte Casavebrot, eine Art Tortilla oder flacher Kuchen oder Matzen, aus dem groben Mehl der giftigen Maniocpflanze, der vorher der schädliche Saft entzogen wird, gebacken.

Diese sehr dünnen und leicht zerbrechlichen, aber nicht unschmackhaften Brote sind gewöhnlich 2 Fuß und oft noch mehr im Durchmesser, und halten sich sehr lange gut und brauchbar.

Nach dem Fleisch und Casavebrot kommt aber unmittelbar, als eben so nöthiges Bedürfniß, der Papelonzucker — d. h. der ordinäre braune Zucker, wie er als Saft eingekocht und in Formen gegossen ist. Sie genießen ihn theils so, theils in Papelonwasser, das sie guarapo fresco nennen und das nicht allein ein erfrischendes, sondern auch zugleich nahrhaftes Getränk ist.

Dazu kam dann noch gemahlener Kaffee, als Luxusgegenstand etwas Käse und für mich selber hatte ich mir noch einige Bananentrauben eingelegt, denn von der Banane allein kann man, ich wenigstens, vollständig leben.

Wirklich komisch war es aber, wie kurz vor meiner Abfahrt von allen Seiten Briefe — oft in ganzen Paketen — für die Hauptstadt von Guyana eintrafen, und sehr natürlich, denn die Gelegenheit, dort in der jetzigen Jahreszeit Nachricht hinab zu senden, war so selten, daß man es den Leuten nicht verdenken konnte, wenn sie dieselbe benutzten. Selbst von der Regierung bekam ich zwei Depeschen mit und hatte meine kleine Ledertasche bald voll von versiegelten Briefen, ohne dabei von der „Postverwaltung" im geringsten behelligt zu werden. Postverwaltung! Du lieber Gott, die Leute hier kannten ein solches Institut kaum dem Namen nach, und es gab nicht einmal eine Botenfrau.

Wenn i ch aber auch, bald genug, zu meiner Fahrt gerüstet war, mit meinen Leuten ging das nicht so rasch, und das ist in allen südamerikanischen Ländern das Nämliche, da diese glücklichen Menschen auch nicht den entferntesten Begriff von einem Werth der Zeit haben. Was ist

ihnen ein Tag! und wem wirklich daran liegt, rasch von der Stelle zu kommen oder in irgend einer andern Art etwas von ihnen bald gethan zu bekommen, darf sie keinen Augenblick aus den Augen lassen, sondern muß nur immer stet und unablässig an ihnen bohren und drängen. Das wird ihnen zuletzt unbequem. Hätten sie ihre Ruhe gehabt, so ist nicht abzusehen, wann sie diese freiwillig gebrochen; werden sie in dieser aber nicht gelassen, nun, so können sie auch eben so gut an die Arbeit gehen. Gegen Abend brachte ich denn auch die Meinigen wirklich so weit, daß ich sie wenigstens vom Ufer ab und ein Stück den Strom hinab bekam, die Hauptsache bei allen solchen Touren, denn die Abfahrt ist gewöhnlich immer das Schwerste.

So war denn auch der 2. Mai herangekommen und es etwa fünf Uhr Abends geworden, als ich endlich die Leute zur Abfahrt bereit hatte. Herr Becker, der deutsche Hutmacher, schaffte mir meine Sachen mit sämmtlichem Provisionsvorrath an den Flußrand hinab, wir nahmen unsere Sitze ein, wobei ich fand, daß der Neger-Marinero außer seinem „Mann" noch einen andern Gehilfen engagirt hatte (engagirt in sofern, als er umsonst mit nach Bolivar fuhr

und seine Passage abarbeitete), und wenige Minuten später stießen wir vom Ufer ab und glitten den jetzt vollkommen ruhigen und spiegelglatten Strom hinab.

Es war ein wunderliches Leben daran. Oben marschirte schon wieder das Militär und machte Exercitien, um die Revolutionäre zu bekämpfen, denen sie sich kaum drei Wochen später auf Commando ihres eigenen Generals anschließen mußten (das heißt Alles: Republik), unten am Strande lagen noch verspätete Boote, die Casavebrot, Papelonzucker oder Bananen den Fluß herabgebracht, und etwas weiter unten wurde das Bild noch viel lebendiger. Ein ganzer Trupp Frauen saß dort am Wasser und wusch, Kinder badeten sich in der Fluth trotz Zitteraalen und Kaimans, Soldaten plauderten mit jungen Mädchen, die Wasser aus dem Strom holten, und Kinder spielten und jauchzten an der steilen Uferbank und hetzten sich und warfen sich einander in den Sand.

Unser Canoe wollte vorbeigleiten, als wir plötzlich von einer Schildwache angeschrieen wurden, die sich bis dahin lebhaft mit einer jungen Dame beschäftigt hatte, jetzt aber, wie in der größten Gefahr, eine Muskete vom Boden em=

porriß und auf uns anlegte. Da der Bursche zielte, hatte ich keine besondere Angst, daß er uns treffen würde, mein alter Negermatrose steuerte aber gehorsam der Stelle zu, und hier stellte sich denn heraus, daß er nichts weniger als eine Legitimation verlangte, ehe er uns erlaubte, den Strom hinabzuziehen. Diese hatte der Neger nun allerdings, und zwar einen richtigen Paß vom Gobernio, aber — die Schildwache konnte nicht lesen und der „General" mußte erst herbeigerufen werden, um die Sache zu untersuchen.

Der General kam auch wirklich gleich darauf die Uferbank herunter, aber er war ohne Epauletten, auch ohne Schuhe und Strümpfe und Hut oder Weste, und trug nur Hemd und Hose, und ersteres zwar ungesetzlich über der letzteren. In Bolivar wurde nämlich neulich wieder ein altes Gesetz in Erinnerung gebracht, das uns in Europa allerdings merkwürdig klingen würde. Dasselbe lautet, „daß es streng und bei bestimmten Strafen den Männern verboten sei, das Hemd über der Hose zu tragen, und zwar nicht allein aus Schicklichkeitsrücksichten, sondern auch der öffentlichen Sicherheit wegen." In unruhigen Zeiten haben die Männer nämlich Messer darunter getragen. Doch das Militär hier be=

fand sich in einem Ausnahmezustande, und ausnahmsweise trug deshalb auch wahrscheinlich der General keinen Degen, sondern nur ein großes bloßes Schlachtmesser in der Hand, mit dem er herunterkam, daß es gerade so aussah, als ob er Einen von uns damit abstechen wolle.

Der Paß wurde ihm übrigens gereicht, und nachdem er sehr lange Zeit gebraucht hatte, um ihn durchzustudiren, gab er ihn endlich zurück, warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu — weshalb, weiß ich nicht, denn ich bekümmerte mich gar nicht um den ganzen Vorgang, lehnte nur behaglich im Canoe und rauchte — und ließ uns dann endlich ungehindert passiren; der Posten schoß nicht, und das war das letzte Mal, daß mir die Soldaten der gelben Partei zu Gesicht kamen — ein paar Schildwachen in Bolivar ausgenommen, die aber auch gleich darauf „in die Minen" geschickt wurden.

Leise glitten wir den stillen Strom nieder, aber nicht lange, denn kaum hatten wir die letzten, hier einzeln liegenden Häuser erreicht, als mein Patron vom Boote das Canoe wieder dem Ufer zulenkte und ich einen andern Neger bemerkte, der mit einem Bündel unter dem Arm die Uferbank herabsprang.

Nun muß ich hier bemerken, daß mir mein Don Pedro, wie der Neger hieß, schon in San Fernando hatte ein paar Mitpassagiere aufhängen wollen, unter dem Vorwand, dann noch einen Marinero zu engagiren, damit wir rascher von der Stelle kämen. Er erwähnte dabei nicht einmal, daß eine solche Last die geringste Preisermäßigung für mich mit sich führen würde. Ich wies ihn denn auch ganz kurz ab und erklärte ihm, ich habe das Canoe für mich selber gemiethet und verbitte mir jeden Mitpassagier; ich wollte keinen Gesellschafter.

„Wer ist der Bursche?" fragte ich deshalb Don Pedro eben nicht besonders freundlich.

„Oh, noch ein Marinero!"

„Aber zum Henker, für so viele Menschen habe ich gar nicht genug Provisionen."

„Wir kommen ja jetzt auch so viel schneller nach Bolivar," sagte der Alte, und ehe ich nur eigentlich recht wußte, was ich dabei thun sollte, saß mein Neger — Serafino mit Namen und mit einer entsetzlich äthiopischen Ausdünstung — vorn auf der Ruderbank und arbeitete mit einem solchen Eifer, als ob er nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren hätte, um nach der Hauptstadt Guyanas zu gelangen.

Wenn der Bursche so fortarbeitete, hatte ich nichts gegen seine sonst eben nicht angenehme Gesellschaft, und überdies beschäftigte mich auch in diesem Augenblick der Strom selber zu sehr, um weiter auf ihn zu achten.

Was für ein wundervoller Abend es war! Nur eine leise Brise strich über den Strom, gerade frisch genug, um die Luft abzukühlen, ohne unsere Fahrt auch nur im geringsten bei der ohnedies sehr starken Strömung aufzuhalten — und wie rasch dabei das schlanke Canoe am Ufer hinschoß! Mit scharfem Flügelschlage schwirrte dabei eine Kette Enten nach der andern an uns vorüber, und in den Uferbäumen klagte die Nachtschwalbe ihr melancholisches Lied.

Ich hatte mir eine Partie Cigarren von San Fernando, wo sie sehr billig waren, mitgenommen und meinen Tabaksgeschmack schon so gründlich in Venezuela verdorben, daß ich selbst dieses Kraut genießbar fand. So, im Canoe zurückgelegt und den blauen Rauch derselben behaglich in die Luft blasend (der Rauch glich wenigstens in der Farbe dem einer Havana-Cigarre), gab ich mich ganz dem angenehmen Gefühle hin, endlich, nach langer Anstrengung und Beschwerde, zu einer Art von Ruhepunkt

gekommen zu sein, während ich zugleich wieder nach Osten und der lang entbehrten Heimath entgegenfuhr.

Heute Abend fuhren wir aber nicht weit; die Leute behaupteten, daß sie sehr müde seien, weil sie soviel hatten herumlaufen müssen, und ich wollte sie nicht gleich von Anfang an treiben, hatte auch wirklich mit meinem eigenen Fahrzeug gar keine solche große Eile und ließ sie ruhig an die nächste Sandbank rudern. Dort wurde von angetriebenem Holz ein gutes Feuer angezündet und ein Topf Kaffee gekocht, der mit etwas Casavebrot gar nicht so schlecht schmeckte, und nachher streckten wir uns auf unsere Decken, mitten im vollen Mondschein, und schliefen die Nacht prächtig.

Die Sandbänke, oder playas wie man sie hier nennt, eignen sich aber auch vortrefflich zu einem Nachtquartier in diesem Klima, denn da der Wind frei über sie hinstreicht, können sich keine Sandfliegen darauf halten, und niguas oder Sandflöhe giebt es dort ebensowenig. Lange vor Tag waren wir übrigens schon wieder munter, schoben das Canoe aus dem seichten Wasser in den Strom, und nahmen unsere Fahrt wieder auf.

Aber was gab es hier für Kaimans! Schon im Dunkeln, als wir die Sandbank verließen, hörten wir sie überall in dem Wasser plätschern, und als der Tag anbrach, sahen wir ihre großen ungeschlachten Köpfe, wohin der Blick auch fiel, auf dem Wasser schwimmen, wo sie, wenn wir näher kamen, langsam untertauchten und erst weiter entfernt wieder zum Vorschein kamen. Uebrigens schienen sie nur friedlicher oder eigentlich gar keiner Beschäftigung nachzugehen und sich eben so sehr an dem schönen kühlen Morgen zu erfreuen, wie wir selber. Ich störte sie denn auch nicht und feuerte meine Büchse auf keinen einzigen ab, obgleich wir sie manchmal schlafend am Ufer und dann auf kaum 15 Schritt Entfernung überraschten.

Schon als wir uns wieder einschifften und, um das Canoe flott zu bekommen, etwa bis an die Kniee in's Wasser mußten, bemerkte ich, daß meine Leute Jeder ein Ruder nahmen und es fortwährend vor sich auf den Sand stießen. Sie forderten mich auf ein Gleiches zu thun, und es hat dies einen ganz bestimmten Zweck.

Es giebt nämlich in diesen Wassern einen kleinen flachen Fisch mit einem Stachel am Schwanz, der sich gern auf seichte Sandbänke

oder Uferstellen legt, und allerdings Niemanden angreift. Berührt man ihn aber, so sticht er zu, und wenn die Wunde auch nicht tödtlich ist, so macht sie doch den verletzten Theil, Arm oder Bein, furchtbar anschwellen und soll ganz außerordentlich schmerzhaft sein, wie auch viele Tage anhalten. Durch das Ruder verscheucht man aber etwa dort liegende Fische.

Auch von den caraibs — ganz kleine Fische, die aber in Schwärmen umherschwimmen — erzählten mir die Leute. Sie sind entsetzlich gefräßig, und fällt es einem von ihnen ein nach dem Beine eines Schwimmenden zu schnappen, wo sie ein kleines Stück herausreißen, so stürmen nach dem Blut alle die übrigen hinzu, und wenn man nicht macht, daß man an's Ufer kommt, ist man verloren.

Von den Kaimans, die den Menschen, in einem etwas summarischen Verfahren, ganz fressen sollen, wußte mein alter Neger — Don Pedro, ebenfalls entsetzliche Geschichten zu erzählen — aber ich wußte, was ich von denen zu halten hatte, und ließ ihn eben schwatzen.

Lange waren wir übrigens nicht gefahren, als wir rechts am Ufer eine Wohnung und eine

Anpflanzung von Bananen bemerkten, auf die mein „Patron“ auch ohne Weiteres zuhielt.

„Landen?“

„Nada mas que un cafecito.“

Also Kaffeetrinken! Dagegen hatte ich selber nichts. In der Hütte fanden wir auch schon Feuer und in zehn Minuten konnten wir wieder unterwegs sein. Aber darin hatte ich mich geirrt, denn mein alter Neger war ein so schauerlicher Schwätzer, daß er, wo er einmal einen Menschen fand, mit dem er sich unterhalten konnte, gar nicht wieder wegzubringen war. Endlich, halb mit Gewalt, bekam ich ihn in's Boot und litt von da ab nicht mehr, daß er je wieder an einer Ansiedlung halten durfte.

Unsere Fahrt sollte aber heute nicht weit gehen, denn wir mußten ein kleines Dach über die Mitte unseres Canoes bauen, um den Regen, den wir in dieser Jahreszeit jede Stunde erwarten durften, von unseren Sachen abzuhalten. An einer Stelle, wo einige palmas sombrero standen, nahmen wir deshalb eine Quantität Blätter mit und legten dann, etwa zehn Uhr Morgens, als es schon anfing tüchtig heiß zu werden, an einem schattigen Platz an, um dieses Dach, das in Ecuador Rancho, hier aber

Carosa genannt wird, zu „componiren", wie die Leute sagten.

Das geschah auf sehr einfache und praktische Weise. Ein paar biegsame Schlingpflanzen wurden über das Canoe gebogen, dann in der Mitte eine große und vorher eingeweichte Kuhhaut gelegt, die Seiten nun mit den Blättern so besteckt, daß jeder darauf fallende Tropfen ab- und über den Bootrand geleitet wurde, und die Carosa war fertig. Ich selber bemühte mich aber nicht viel dabei. Am Ufer trafen wir eine Unmasse von Kühen, so daß ich nicht erwarten durfte, Wild in der Nähe zu finden, und meine Hängematte deshalb zwischen ein paar Bäumen im Schatten festigend, setzte ich meine Ruhezeit dort oben fort, bis, etwa Nachmittags drei Uhr, die Leute ihre Mahlzeit gekocht hatten und wieder zum Aufbruch bereit waren. Ich selber hatte mir etwas zu essen von San Fernando mitgenommen und brauchte deshalb das gesalzene und den Aasgeiern entzogene Fleisch nicht anzurühren.

Uebrigens war mit dem Neger, den wir unterhalb San Fernando als Marinero so gewissermaßen heimlich oder geheimnißvoll an Bord genommen, eine allmähliche Veränderung vor-

gegangen. Anfangs arbeitete er, als ob er sich die Arme ausrudern wolle, dann schonte er sich etwas für seine Familie, und zuletzt saß er stundenlang im Boote, ohne mehr als das Ruder dann und wann naß zu machen, und zupfte sich nur fortwährend an der Nase.

Ich erwähnte es gegen den Patron und fragte ihn, als was er den Mann mitgenommen. Er antwortete: „Als Marinero.“ — „Aber er arbeitet nicht.“ Don Pedro zuckte mit den Achseln, nichts weiter erwidernd, und ich wußte jetzt genau, woran ich war. Der Bursche hatte den unangenehm riechenden Landsmann, da er recht gut wußte, daß er von mir nie die Erlaubniß dazu bekommen würde, heimlich als Passagier mitgenommen und ihm dabei gesagt, daß er ihn als Marinero einschwärzen würde. Zu arbeiten brauche er dann nicht — höchstens so viel, als ihm nöthig schien, mich glauben zu machen daß er das Canoe mit rudern helfe — und der Schlingel zog nicht einmal sein eigenes Gewicht.

Was wollte ich aber hier machen? In der Wildniß konnte ich ihn nicht aussetzen, trug daher Don Pedro auf, ihm zu sagen, daß er arbeiten müsse oder ich ihn nicht weiter mitnehmen

würde, und ließ dann die Sache vor der Hand ihren Gang gehen. Don Pedro sagte natürlich nichts.

Heute fanden wir das Ufer merkwürdig von Vögeln belebt, und dies aus dem sehr erklärlichen Grunde, daß sich hier, in der immer noch anhaltenden Dürre, wohl auf weite Entfernung hin das einzige Wasser befand und die Thiere deshalb an den Strom trieb. Besonders zahlreich vertreten war aber ein Vogel, der übrigens stets am Wasserrande seinen Wohnsitz hat und den wir am Apure in ganz unglaublicher Menge fanden.

Es ist dies der Guadcheraka de agua, ein Vogel von der Größe eines Haushuhnes etwa, von Farbe rostbraun mit hübscher schwarz und weißer Zeichnung und in seinem ganzen Wesen und Bewegen unserem Wiedehopf ähnlich, dessen Krone er ebenfalls auf dem Kopfe trägt. Uebrigens muß er, seinem Fliegen nach, außerordentlich leicht und soll auch ungenießbar sein, während mir mein alter Don Pedro versicherte, er würde bei gewissen Curen mit Erfolg angewandt. Wie? wußte er freilich nicht, und ich konnte auch von Niemandem weiter etwas Genaueres darüber erfahren. Uebrigens fanden

wir sie in großen Völkern zusammen. Es muß ein ungemein geselliger Vogel sein, denn wo wir zwanzig oder dreißig von ihnen beieinander trafen, konnten wir auch sicher darauf rechnen, dicht unterhalb wieder eine neue Colonie und dann noch eine und noch eine anzutreffen. Ich bin fest überzeugt, daß wir mehrere Male, in Zeit von kaum einer Viertelstunde, an vier- bis fünfhundert dieser Vögel vorüberfuhren, die dicht am Wasserrande einen nicht unerheblichen Spectakel vollführten.

Wasservögel giebt es in großer Menge, Reiher, Königsfischer, Enten und anderes kleineres Zeug. Ich schoß einmal Abends mit der Kugel drei Enten, die in der Kette am Ufer saßen, auf einen Schuß. Außerdem kamen aber auch andere Vögel, wie z. B. Pauchis, manchmal zum Trinken an's Wasser, besonders Abends, und die Ufer waren sehr belebt.

Hier sah ich auch ein Beispiel von der so viel beschriebenen Gefährlichkeit des Kaimans, der selbst trinkende Kühe an der Nase packen und hinein in's Wasser reißen soll — was er übrigens gar nicht im Stande ist zu thun. Den zweiten Abend fanden wir eine kleine Heerde Rinder an einer Sandbank saufen, Ochsen, Kühe

und Kälber bunt zusammengemischt, und als wir näher kamen, sah ich einen großen Kaiman auf kaum vier Schritt von ihnen entfernt an der Sandbank liegen, ohne die geringste Notiz selbst von den fast neben ihm befindlichen Kälbern zu nehmen. Die Kühe liefen fort, als wir ihnen dicht gegenüber waren, der Kaiman blieb aber noch liegen, bis wir vorüber waren, dann glitt er ebenfalls in die Fluth hinein.

Bis jetzt hatten wir nur sehr langsamen Fortgang gehabt und meine Burschen schienen keine Lust zu haben, sich übermäßig anzustrengen. Dem machte ich aber ein Ende, denn als sie am nächsten Abend beim herrlichsten Mondenschein wieder beilegen und dann wahrscheinlich die ganze Nacht auf der Sandbank schlafen wollten, sprach ich ein Machtwort und erklärte ihnen, daß wir nicht vor zwei Uhr Morgens anhalten würden. Don Pedro that auch nicht den geringsten Einspruch, und wir rückten dadurch ein tüchtiges Stück von der Stelle.

Im Mondenschein geschah es uns aber verschiedene Male, daß wir einen an der Oberfläche des Wassers schlafenden Kaiman für einen festgeschwemmten Baumstamm hielten und ihm ängst-

lich auswichen, bis wir dann nachher heran=
kamen und der faule Bursche wegsank.

Am nächsten Tage gegen zehn Uhr Morgens
hielten wir wieder an. Die Sonne brannte an
einem vollkommen wolkenreinen Himmel wie Feuer
nieder, und wir suchten am Ufer einen schattigen
Platz. Mir selber aber kam es in sofern ge=
legen, als ich gar keine Privatprovisionen mehr
hatte und nothgedrungen Wild schießen mußte,
und außerdem trieb es mich selber schon hinein
in den Wald. Kaum war denn auch unser
Canoe gelandet, als ich die Uferbank empor=
kletterte, mir den Platz und das gegenüberlie=
gende Ufer genau merkte, um die Stelle auch
wiederzufinden, und dann in das Dickicht ein=
drang, was nicht etwa so leicht war, als man
sich wohl denken mag.

In einem hohen Walde hat man weniger
Schwierigkeiten und eigentlich nur das Hinder=
niß größerer Schlingpflanzen zu überwinden, da
der dichte Schatten Dornranken und anderes
dichtes Gebüsch nicht so leicht aufkommen läßt.
Unmittelbar am Ufer jedoch, wo das Unkraut
Luft und Licht genug hatte, wuchert es auch lu=
stig empor, und da die dann und wann ab=
bröckelnde Bank auch vielen Bäumen den Boden

unter den Füßen wegzieht, daß sie durcheinander stürzen, bildet sich oft ein solches Gewirr, daß es kaum möglich ist, hindurch zu dringen. Hat man aber diesen ersten Wall einmal überwunden, so kommt man auch gewöhnlich in hohes und offenes Holz und findet dann immer lichte Stellen, in denen man fort kann.

So war es auch hier. Als ich den ersten Waldrand durchbrochen, sah ich schon das Licht durch die Bäume schimmern, und fand mich hier gerade an der Stelle, wo die Llanos ganz dicht an das Ufer heranliefen.

Das ist überhaupt hier der Charakter des ganzen Stromgebietes; an beiden Ufern die ungeheure Steppe, die, wenn sie nicht in Zeiten abgebrannt wurde, ein dichtes Gewirr von hohem gelben Gras bildet, im andern Fall aber eine freundliche grüne Fläche zeigt, während dicht am Ufer ein oft nur schmaler, oft breiterer Streifen Wald liegt, in dem sich dann gewöhnlich sehr viel Wild aufhält.

Meine Bootsleute warnten mich übrigens vor dieser Gegend und baten mich vorsichtig zu sein, und nicht etwa der Tiger wegen, von denen sich hier nur selten einer zeigte, sondern weil sich eine Bande Gesindels gerade in dieser Gegend

herumtreiben sollte, die mehr vom Viehdiebstahl als irgend einer andern Beschäftigung lebte. Sie gehörte auch keiner bestimmten politischen Partei an — die alte Geschichte —, sondern neigte sich bald auf die, bald auf jene Seite, wie es ihr gerade unter Umständen paßte. Ich schnallte wenigstens meinen Revolver um und brauchte mich — außerdem mit meiner Doppelbüchse und meinem Messer — wohl kaum vor ihnen zu fürchten.

Die Llanos — ganz ähnlich wie die nordamerikanischen Prairien — boten einen gar freundlichen Anblick. Ueberall darin zerstreut lagen kleine Gruppen von Bäumen, oft kleine Wälder, und zwischen ihnen, da und dort — grasten Rinder, oder lagen auch auf dem grünen Plan im Grase Wild sah ich übrigens hier draußen nirgends, beschloß aber doch, nach einer der Baumgruppen hinüber zu gehen, wo es sich vielleicht im Schatten niedergethan. Nachher konnte ich auch wieder in einem weiten Bogen am Strome hinab und gegen den Wind aufpirschen.

Zwischen den Bäumen fand ich kein einziges Stück Wild, zog aber doch quer hindurch und betrat auf der andern Seite kaum wieder den offenen Boden, als ich mich auch zwei Reitern

gegenüber fand, die im vollen Carrière an den Waldrand — und auf dem weichen Boden unhörbar — herangesprengt kamen. Bewaffnet waren sie ebenfalls. Der Eine trug eine Lanze, der Andere einen Revolver im Gürtel und Beide Degen, wie man das sehr häufig findet. Als sie mich sahen, parirten sie rasch und plötzlich ihre Pferde und Einer von ihnen trabte gegen mich an, war aber sehr freundlich, als er sah, daß ich ruhig meine Büchse von der Schulter genommen und gespannt hatte, und fragte nur, wo ich herkäme und wo ich hinwollte. Ich weiß nicht, weshalb es ihn interessirte, sagte ihm aber gerade so viel, als er zu wissen brauchte, und nur als er sich noch erkundigte, wo mein Fahrzeug läge, erwiderte ich ihm kurz, daß ihn das wohl nicht kümmere. Er schien die Antwort auch gar nicht übel zu nehmen, sondern eher natürlich zu finden, lachte und drehte sich nach seinem Gefährten, der hinter ihm hielt, um. Ich gefiel ihnen aber wahrscheinlich nicht. Daß ich ein Fremder war, konnten sie leicht hören; den Feuerwaffen gegenüber, mit denen sie selber nicht besonders umzugehen wissen, sind sie ebenfalls schüchtern, und dann blieb es außerdem noch die Frage, ob sie überhaupt etwas Böses

im Schilde führten. Wenige Minuten später verfolgten sie wieder ihren Weg den Strom hinab und an dem Waldstreifen hin, den man deutlich auf Leguas entfernt erkennen konnte. Vielleicht habe ich ihnen in Gedanken Unrecht gethan, aber draußen in einer solchen Wildniß ist man lieber zu vorsichtig, als zu vertrauensvoll, denn Burschen, die wirklich böse Hintergedanken haben, sind überhaupt gegen den ehrlichen Menschen stets im Vortheil, da sie angreifen, wenn ihnen die Zeit passend erscheint.

Ich setzte indessen meine Jagd fort, kreuzte etwa eine Legua die Llanos in der brennend heißen Sonne, ohne irgend etwas Lebendiges zu finden, als eine jener Landschildkröten, die allerdings gegessen werden, mit der ich mich aber nicht schleppen wollte, und betrat dann wieder den dichten Wald, in dem ich mit gutem Winde nach der Stelle zurückpirschen konnte, wo das Canoe lag.

Hier gab es Wild. Ich war kaum 50 Schritt darin gegangen, wobei ich allerdings in dem dürren Laube mehr Geräusch machte, als sich mit einem Pirschgang verträgt, da sprangen schon zwei Stück Wild vor mir auf, aber allerdings so im Dickicht drin, daß ich sie nicht zum

Schuß bekommen konnte. Von da ab ging ich vorsichtiger, und nach kaum einer Viertelstunde hatte ich einen prächtigen jungen Bock erlegt, von dem ich aber nur die besten Theile ausschnitt und mit zum Boote nahm. Das Wildpret hielt sich ja doch nicht so lange in der Hitze, und ich sah wohl, daß ich in dieser Gegend mit leichter Mühe erlegen konnte, n · wir brauchten. Ich hätte auch noch recht gut, bis ich das Canoe erreichte, ein zweites Stück schießen können, obgleich ich jetzt nichts weniger als vorsichtig ging, aber muthwillig todtschießen mochte ich auch nicht und begnügte mich deshalb mit dem, was ich hatte.

Den nächsten Tag schoß ich wieder einen Hirsch, fand auch diesmal schon Tigerfährten im Walde, und zwar von einer alten Tigerin und ihrem Jungen, die mir freilich leider nicht zu Gesicht kamen. Uebrigens war der Wald dort ungemein belebt, und wenn ich auch nicht darauf ausging, nur todtzuschießen, wozu ich hier die beste Gelegenheit gehabt, sah ich doch eine Masse verschiedener Thiere. Hier fand ich auch zum ersten Male den weniger schönen als prächtigen Arras in kleinen Schwärmen, denn einzeln hatte ich sie auch schon in den Llanos angetroffen,

Papageien in Masse, ebenso verschiedene Trupps Affen, und als ich mich eine Weile unter einen Baum setzte, um auszuruhen, spazierte ein Leguan, eine jener großen Eidechsen, ohne mich zu sehen oder zu wittern, ganz vertraulich an mir vorüber.

Schlangen, von denen ich viel reden gehört, traf ich gar nicht an, obgleich ich ihre gewundenen Spuren manchmal im Sande fand. Auch die Boa constrictor kommt hier vor, ist aber auch wohl nur sehr selten. Kleine Eidechsen, Chamäleons und dergleichen giebt es aber in einer wahren Unmasse, und für den Jäger sind besonders diese gerade störend, weil sie alle Augenblicke im Laube rascheln und hin- und wiederfahren, so daß man stets glaubt, es stände dort ein größeres Wild.

Am vierten Tage endlich, nachdem wir eigentlich mehr Zeit auf den Apure gewandt, als ich früher für nöthig gehalten, näherten wir uns der Mündung, und diese sollte gerade der Hauptplatz für Tiger sein. Ich ließ auch deshalb mein Canoe etwa um zwei Uhr Mittags anlegen, um den ganzen Nachmittag und Abend für die Jagd zu haben.

Zeichen, daß sich dort Tiger aufhielten, fan-

den wir, so wie wir nur die Playa oder Sandbank betraten, denn gleich dort, wo unser Canoe anlief, lagen die Ueberreste einer ziemlich großen Schildkröte, die ein Tiger überrascht, voneinander gerissen und dann verzehrt hatte. Selbst die Eindrücke von dessen Tatzen im weichen Sande, in den sie sich tief eingebohrt hatten, waren noch deutlich zu erkennen, und als ich nur über die Sandbank hinweg nach dem Ufer zu ging, fand ich noch die Spuren eines etwas kleineren, der wahrscheinlich scheu um den Platz herumgegangen war, als der größere seine Beute verschlang

Ich habe wirklich Unglück mit Tigerjagden, denn obgleich ich mich auf diesen Platz besonders vorbereitet, meine beiden Büchsenläufe vorher abgeschossen und wieder frisch geladen hatte, meinen Revolver dazu umgeschnallt und mein langes, schweres Messer im Gürtel trug, kam ich an dem ganzen Tage nicht ein einziges Mal, wenigstens auf keinen Tiger, zum Schuß. Der Wald war hier allerdings auch entsetzlich verwachsen, daß ich an vielen Orten Mühe hatte, nur durchzukommen. Aber Tiger gab es hier, das ließ sich nicht leugnen. Keine einzige offene Stelle fand ich auf dem ganzen Terrain, auf dem sich nicht große und kleine Tigerfährten ge=

zeigt hätten. An einer schmalen Lagune traf ich sogar ein Lager, das sich ein ziemlich großer Bursche mitten in einer Art von Rohrbruch gemacht, denn eine Menge von Knochen mit einem Hirschkopf, der ein ziemlich kräftiges Geweih trug, lag darin. Aber wo war der Tiger?

Oft hörte ich etwas bald rechts, bald links durch die Büsche brechen, konnte aber nie genau erkennen, was es eigentlich war, noch viel weniger schießen. Selbst auf dem Anstand blieb ich, bis es stockdunkel geworden, am Rande einer kleinen Schlucht, wo ich einen ziemlich offenen Raum übersehen konnte, und durch welche überhaupt ein Wechsel dieser Raubthiere lief — Alles umsonst — Alles vergebens. Nicht einmal einen Hirsch sah ich hier, die sich eben auch nicht besonders wohl in der Nachbarschaft so vieler Tiger fühlen mochten und die Gegend sicher verlassen hatten.

Erst bei Mondenschein, als ich drinnen im Dickicht doch kein Büchsenlicht mehr hatte, verließ ich den Platz, um nach dem Ufer zurückzukehren. Ich kannte auch genau die Richtung, die ich zu nehmen hatte, muß aber gestehen, daß ich meinen Revolver dabei in die Hand nahm, denn ich traute doch nicht ganz, ob nicht eine

oder die andere dieser blutgierigen Bestien — wenn ich auch fest überzeugt bin, daß sie es nicht thun — auf mich einspringen möchte. Was für schreckliche Geschichten hatte mir dabei mein alter Neger von diesen Thieren erzählt, wie denn überhaupt die ganze Schiffsmannschaft, wenn sie einmal davon anfing, gar nicht wieder aufhören konnte, denn Einer wußte noch immer haarsträubendere Thatsachen anzugeben als der Andere. Es geschieht das aber immer von solchen Leuten, die sich selber nicht allein in den Wald hineingetrauen, und gerade soviel Mordanfälle wußten sie in Chile damals von dem sogenannten Leon oder Puma zu berichten, und doch giebt es kaum ein furchtsameres Raubthier als eben diesen.

Es existiren allerdings Beispiele, wo Tiger Menschen angefallen haben; auch sogenannte Menschenfresser unter ihnen, denen der Mensch vielleicht eine Delicatesse ist. Aber im Ganzen, und besonders in diesen wilden, kaum je von einem Jäger durchstreiften Ländern bin ich fest überzeugt, daß man Tag für Tag im Wald umherstreifen könnte, ohne von einer solchen Bestie auch nur im geringsten belästigt zu werden. Ja, man bekommt sie nicht einmal zu Gesicht, denn

der Tiger ist zu scheu, und wo er den Schritt eines Menschen hört, zieht er sich in solche Dickichte zurück, daß eine Verfolgung ganz unmöglich wäre.

Ich fühlte mich aber trotzdem auf dem Weg bis zum Strand nicht ganz behaglich, noch dazu, da ich alle Augenblicke in irgend einer Schlingpflanze oder dornigen Ranke hängen blieb und dann für Momente nicht einmal den freien Gebrauch meiner Arme hatte. Der Weg nahm dabei kein Ende, denn mehrmals mußte ich Dickichte umgehen, die ich in der Nacht nicht hätte kreuzen können oder mögen, und es war wenigstens acht Uhr, bis ich endlich, etwa 200 Schritt unter dem Canoe, die Uferbank wieder erreichte und jetzt mein Fahrzeug anrufen mußte, denn ich wußte nicht mehr, ob ich mich oberhalb oder unterhalb desselben befände. Glücklicher Weise konnte ich, als sie mir von dort endlich antworteten, wenigstens über die Playa hin zu dem Platze hinüberkommen, denn dem Ufer folgend wäre es, noch dazu im Dunkeln, eine böse Arbeit gewesen, und Don Pedro, mein alter Neger, machte mir hier die zärtlichsten Vorwürfe. Er sagte, er hätte sich meinetwegen schon entsetzlich geängstigt und sei fest überzeugt gewesen,

daß mich ein Tiger gefressen habe. Er betheuerte auch, daß er mich unter keiner Bedingung wieder allein in den Wald lassen wolle — „noch dazu bei Mondenscheine". — Er selber ging aber auch nicht mit, und ich blieb von da ab doch auf meine eigene Gesellschaft angewiesen.

Als ich zum Canoe zurückkam, gingen wir wieder unterwegs, um die Mündung des Orinoco noch zu erreichen und dort dann zu schlafen. Als wir aber an jener Stelle, wo ein paar Hütten standen, etwa um vier Uhr Morgens anlangten, trafen wir eine stromaufkommende Lancha, mit einem Verwandten Don Pedro's darauf, und dieser gab uns den guten Rath, die ruhige Nachtzeit ja nicht zu versäumen, sondern ohne Weiteres in den Hauptstrom hineinzuhalten. Thäten wir es nicht, so könnten wir vielleicht gezwungen sein, den ganzen nächsten Tag hier liegen zu bleiben und zu warten, bis sich der, bald nach Sonnenaufgang eintretende Wind gelegt habe — denn hier, über das weite niedere Land und die ungeheure Wasserfläche der beiden Ströme, wehte es oft einen halben Sturm herüber.

Wir konnten deshalb nichts Besseres thun, als diesen sehr vernünftigen Rath befolgen.

9.

Im Orinoco.

Die Scenerie hatte hier etwas furchtbar bewältigendes — Oedes, was die Nacht nur natürlich noch vermehrte. Das Ufer war nur in einem schmalen dunklen Streifen zu erkennen, sonst lag die Mündung des Apure wie eine weite wilde Wasserwüste, einem Ocean gleich, vor uns, und es schien fast tollkühn, sich in einem so schmalen schwankenden Canoe, wie das unsere war, dort hinaus zu wagen.

Wir befanden uns übrigens noch weiter von der wirklichen Mündung, als ich selber gedacht, und als wir etwas mehr in den Strom hinaushielten und die Ufer fast aus Sicht verschwanden, wurde die Fahrt so monoton, daß ich mich auf mein Lager zurücklehnte und endlich einschlief.

Es war noch dunkel, aber der Mond indessen aufgegangen, als mich mein alter Don Pedro plötzlich an der Schulter faßte und mich frug, ob ich nicht die Einmündung des Apure in den Orinoco sehen wollte. Es war das das Gescheiteste, was er auf unserer ganzen Reise gethan.

Wir befanden uns gerade in der Mündung und in vollem Mondenschein. Rechts und links von uns lagen die ziemlich entfernten, niederen Ufer des hier breiten Apure; vor uns aber breitete es sich wie ein weites Meer dunkler Fluthen aus, die nur am Horizont durch einen niederen schwarzen Streifen begrenzt wurden und an ein paar Stellen (etwas lange nicht Gesehenes) Hügel zeigten.

Das war der Orinoco, der sich da vorüber gewaltig und großartig dem Meer entgegenwälzte und seine Wogen manchmal im Sturme aufwühlte, wie der von der Windsbraut gepeitschte Ocean. Und da hinaus wollten wir uns jetzt mit unserem schlanken Fahrzeug wagen? Da hinaus in Nacht und Ungewißheit, die selbst Gefahren schuf, wo keine existirten. Das Gefühl aber, das mich dabei erfaßte, war mehr ein aufregendes, als niederdrückendes: das Bewußtsein, daß ich auch im Stande sei, Allem, was

uns da draußen bedrohen könne, zu begegnen und es zu überwinden. Die Einfahrt in den Orinoco war mir nicht mehr, als eine neue Station meiner Reise, und ich genoß in vollen Zügen die Lust dieses Augenblicks.

Hätte ich selber aber in dieser Nacht unser Canoe gesteuert, so wäre ich wirklich kaum im Stande gewesen, eine Richtung zu bestimmen, denn wahrlich, wie ein Meer lag die ungeheure Wasserfläche vor uns. Mein alter Neger schien dabei ebensowenig von der Sache zu wissen, denn er fragte fortwährend den vorn im Bug sitzenden „Marinero", den er auch manchmal Piloto nannte, um die zu nehmende Richtung. Der Alte steuerte auch, nebenbei gesagt, und dem Sprichworte nach, „wie ein Schneider", und hatte uns den ganzen Apure im Zickzack heruntergefahren. Wie sich aber später herausstellte, war er, seiner eigenen Aussage nach, dazu vollkommen berechtigt, denn seinem Gewerke nach gehörte er wirklich der Schneiderzunft an und war nichts weniger als ein „Marinero", zu dem ihn mein holländischer Landsmann in San Fernando gemacht. Auch nicht aus Leidenschaft hatte er sich jetzt ein kühneres Geschäft erwählt, sondern nur deshalb, wie er mir erzählte, weil seine

Augen so schlecht geworden und er irgend etwas Anderes ergreifen mußte, um sein Leben zu erhalten. Lieber Gott, es wird ja so Mancher nur gezwungen ein Held!

Der „Piloto" kannte übrigens den Fluß ganz genau, und seiner Anweisung nach hielten wir jetzt links hinüber, einer aus der Dunkelheit vorspringenden Landspitze entgegen, die übrigens gar nicht so weit entfernt lag, als sie Anfangs geschienen. Und hier waren Felsen, die ersten Steine wieder, die ich sah, seit ich die Berge des San Juan del Morro verlassen hatte, und in festen, gewaltigen Massen bildeten sie das Ufer. Jetzt mußten auch die Leute vorn im Boot ordentlich aufpassen, denn im Strome selber lagen Klippen und die Strömung ging so reißend, daß unser schwankendes Fahrzeug wohl durch eine Unachtsamkeit des Steuernden gefährdet werden konnte. Ich legte mich deshalb auch nicht wieder zum Schlaf nieder, sondern blieb neben Don Pedro sitzen, daß er mir keine dummen Streiche machte.

Don Pedro paßte aber selber auf wie ein Heftelmacher, denn er hatte, wie er mir gegen Morgen eingestand, eine Heidenangst gehabt. Er konnte nämlich nicht schwimmen und dachte

gar nicht daran, sein eigenes Leben leichtsinnig zu gefährden.

Der Morgen brach endlich an, und der Strom, der in dem täuschenden Mondenlicht noch viel breiter und gewaltiger geschienen hatte, als er wirklich war, ging zu seiner natürlichen Größe herab. Aber er bedurfte keiner künstlichen Vergrößerung; er war schon so gewaltig genug, und das bemerkte man am deutlichsten, wenn man von einem zum andern Ufer hinüber wollte — es schien das eine kleine Reise an sich selbst.

Was ich mir aber weit großartiger gedacht, als ich es in Wirklichkeit fand, war die Vegetation an beiden Seiten des Stromes, die eher einen dürftigen Charakter zeigte. Mit Schlingpflanzen schienen die Gebüsche allerdings richtig durchwachsen, aber so recht riesige Bäume, wie ich sie eigentlich erwartet, sah ich nicht, ja, der Wald an beiden Seiten des Stromes schien mir eher mehr niedrig und gedrückt, und ich fand bald die Ursache. Keine feuchten Niederungen begünstigten hier das Wachsthum der Pflanzen und Bäume, sondern die trockenen Llanos reichten auch hier bis ziemlich an den Strom, und den eigentlichen Orinocowald in seiner vollen Pracht und seinem ganzen Reichthum sollte ich

erst später dort finden, wo die Sümpfe und mit diesen das Delta des Stromes beginnen.

Gegen acht Uhr sahen wir am linken Ufer ein kleines Städtchen vor uns, das wir anliefen, um einige Provisionen anzukaufen, Casavebrot wenigstens und Papelonzucker, der von den Ruderern wirklich roh zum Brote gegessen wurde und eins ihrer größten Lebensbedürfnisse ausmachte. Es war aber in dem Nest nichts zu bekommen und wir mußten bald darauf weiter nach einem mehr unterhalb liegenden Ort an demselben Ufer fahren, um das Nöthige zu erhalten.

Dicht unter dem kleinen Städtchen fanden wir zwei Canoes, die auf dem Schildkrötenfang gewesen waren. Sie hatten das Oel der Thiere ausgekocht und auch wenigstens acht Körbe voll Schildkröteneier, die sie nach Bolivar zum Verkauf bringen wollten.

Es sind das eigentlich die richtigen Strombummler, Leute, die sich, wie die Backwoodsmen in Amerika im Urwald und auf der Jagd, so hier auf den Wassern des Orinoco und Apure herumtreiben, um nur eben zu existiren. Sie kennen fast kein anderes Bett als den harten Sand der Playa, keine andere Nahrung als

Fische, Schildkröteneier und Casavebrot, und ihre ganze Heimath in der Regenzeit, wenn der Strom das niedere Land überfluthet, ist eine elende Reisighütte, mit Palmblättern gedeckt, wo sie die nassen Monate hindurch einen erbitterten Kampf gegen Mosquitos und anderes Ungeziefer führen.

Mein aufgedrungener Negerpassagier, der mit jedem Tage fauler und unverschämter wurde, hatte mich indessen zur Genüge geärgert, und ich beschloß, mir die Sache nicht länger gefallen zu lassen. Umsonst hatte ich Don Pedro, meinen Schneider-Matrosen, schon mehrfach wieder aufgefordert, mit dem Mann zu sprechen und ihm seinen Standpunkt klar zu machen, aber er war nicht dazu zu bringen, und ich konnte mir auch recht gut denken, weshalb. Daher beschloß ich, ihn gar nicht weiter zu bemühen, schickte ihn, als wir an dem kleinen Platze, Cabruta genannt, anlangten, hinauf, um das Nöthige an Lebensmitteln zu besorgen, und überraschte meinen Serafino dann durch die ganz ruhige Weisung: seine Sachen zusammenzupacken und an Land zu gehen, da ich ihn nicht länger im Canoe haben wollte.

Serafino machte ein so dummes Gesicht, wie

ich es je in meinem Leben an einem Menschen gesehen habe, und fragte mich dann endlich: „Weshalb?"

Ich antwortete ihm sehr gemessen, daß ich Don Pedro schon in San Fernando gesagt habe, ich würde unter keiner Bedingung einen Passagier mitnehmen. Don Pedro habe mir aber etwas vorgelogen, als er mir gesagt, daß er ihn, Serafino, als Marinero engagirt hätte. Bis dahin sei es nicht gegangen — ich wollte ihn nicht in der Wildniß absetzen. Hier fände sich ein passender Platz, und dort könne er warten, bis eine Lancha käme, um darauf Passage zu nehmen.

„Aber er wolle so gern jetzt nach Bolivar," sagte der Bursche kläglich. „Das mit der Lancha könne noch vier Wochen dauern, und er habe nicht so viel Geld, um hier seine Kost zu zahlen."

„Gut, Amigo," erwiderte ich ihm, „willst Du arbeiten, wie die Uebrigen, und Dich nicht den ganzen Tag an den Nasenhaaren zupfen, wie Du es bis jetzt gethan, so kannst Du mitfahren und Du sollst nach wie vor Deine Kost haben — wo nicht, nimm Deine Sachen und geh an Land."

Damit war die Sache, wenigstens zu meiner Zufriedenheit, erledigt. Der Neger ging aller=

dings nicht an Land, arbeitete aber von der Zeit an mehr als alle Uebrigen.

Hier in Cabruta findet sich in höchst merkwürdiger Weise, und besonders nach heftigen Regengüssen, Quecksilber in vollkommen reinem Zustand in den Straßen der Stadt und benachbarten Schlammlöchern, und wird von den ärmeren Leuten gesammelt und verkauft.

Woher es kommt, weiß kein Mensch, und erst kürzlich ist der Platz von Amerikanern untersucht worden, die aber behaupteten, es könne kein reichhaltiger Quecksilberplatz dort möglicher Weise sein. Das Quecksilber wäre in früheren Jahren vielleicht durch die Spanier dorthin gebracht und vergeudet worden, und zeigte sich deshalb noch jetzt.

Das klingt nun freilich *sehr* unwahrscheinlich, und es kann recht gut sein, daß die Leute es selber später in Angriff nehmen wollen und durch solche Ausflüchte Andere nur davon abzuhalten gedenken, bis sie selber bereit sind, ihre Arbeiten zu beginnen. Jedenfalls verlohnte es sich der Mühe, es näher zu untersuchen.

Von hier ab tauchten wir so recht ordentlich in das Stromgebiet dieses Flusses ein und bekamen auch eine kleine Probe, wie er manchmal

ärgerlich werden konnte, obgleich die noch lange nicht zu den schlimmsten gehören mochte.

Es hatte den ganzen Tag schon mit Regen gedroht, war aber nichts daraus geworden, und wir kümmerten uns zuletzt nicht mehr um den bewölkten Himmel, ja befanden uns gerade recht mitten im Strom, als wir plötzlich einen Regenschauer über dem andern Ufer bemerkten und gleich darauf der Wind unser Canoe traf. Wir hielten jetzt allerdings so rasch wir konnten der nächsten Sandbank zu, aber selbst die war wenigstens noch eine halbe Stunde Fahrt von uns entfernt, und plötzlich, mit dem Wind, fingen sich auch die Wellen schon an zu heben. Alle Wetter, wie das unser kleines, noch dazu unten rundes Fahrzeug tanzen und schwanken machte, und Einer mußte schon fortwährend mit der Calabasse (Totuma hier) die einspritzenden Wellen ausschöpfen, damit wir nicht zuviel überbekamen. Ich setzte mich aber jetzt selbst mit an's Steuer, denn der verwünschte Neger brachte uns ein paarmal in wirkliche Gefahr, indem er das Canoe so ungeschickt hantierte, daß es die Wogen von der Seite trafen, und einmal glaubte ich gewiß, daß wir sinken würden, wobei ich dann natürlich wenigstens alle meine Sachen, meine

Büchse ausgenommen, verloren hätte, denn diese hing ich mir zur Vorsicht um, aber es ging noch glücklich ab. Nach einer schweren halben Stunde, in der es, trotz rasender Arbeit, fast schien, als ob wir gar nicht von der Stelle rückten, denn so fern lag uns das Land, erreichten wir endlich die Sandbank, und es war ordentlich komisch, wie uns die Böe, fast wie ärgerlich darüber, daß wir ihr doch noch entgangen, mit einem letzten kräftigen Stoß seitwärts auf den Sand warf und dann augenblicklich aufhörte zu wehen.

Gleich darauf beruhigte sich auch das Wasser, denn geregnet hatte es fast gar nicht dabei — und nach einer Viertelstunde, die wir etwa gebrauchten, um unsere durcheinander geworfene Ladung und die Provisionen wieder in Ordnung zu bringen, gingen wir auf's Neue unterwegs.

An dem Abend passirten wir eine hohe Sandbank und landeten dort, um nach Schildkrötennestern zu suchen. Arme Thiere, die kaum noch wissen, wie sie ihre Eier verstecken sollen, um sie aus dem Bereich raublustiger Menschen und Thiere zu bringen, denn der Kaiman stellt ihnen noch häufiger und auch mit mehr Erfolg nach, als der „Herr der Schöpfung", dem also in na=

türlicher Reihenfolge auch die Schildkröten mit ihren Eiern gehören!

Die Schildkröte legt, wie bekannt, ihre Eier in den Sand; sie scharrt dazu ein Loch, schiebt sie so zusammen, daß sie den möglich kleinsten Raum einnehmen, deckt sie dann etwa 6 Zoll hoch, manchmal etwas mehr, zu, und überläßt es der Sonne, sie auszubrüten. Aber wie selten wird der Sonne dazu Gelegenheit geboten, und es ist wirklich merkwürdig, daß es am Orinoco überhaupt noch Schildkröten giebt.

Das Thier ist so klug, sich zum Zweck des Eierlegens stets die höchsten Bänke auszusuchen, am liebsten solche, die frei im Strome liegen und ihrer Höhe wegen nicht gleich erreicht werden können, wenn das Wasser zu steigen anfängt, was gewöhnlich immer Mitte Mai geschieht.

Die Bootsleute nun, die den Strom auf- oder abfahren und schon aus Erfahrung entweder oder nach bestimmten Kennzeichen wissen, an welchen Bänken die Schildkröten am liebsten ihre Nester anlegen, steigen die Uferbank hinauf und überschauen zuerst die obere Sanddecke, die sehr häufig schon durch eine kleine angewehte Erhöhung den Platz verräth. Ist dieser aber auf

gar keine Weise kenntlich, so nehmen sie ihr langes Messer oder einen spitzen Stock und stechen an allen ihnen verdächtig vorkommenden Orten, so tief sie können, in den Sand hinein. Treffen sie dabei ein Nest, so fühlen sie es den Augenblick, wenn Stock oder Messer durch die Schale geht, sehen es auch an der Spitze, an welcher der Dotter hängen bleibt. Der Sand wird dann vorsichtig oben abgenommen und das ganze Nest gründlich ausgeraubt.

Ziemlich ähnlich so macht es auch der Alligator oder Kaiman, dem möglicher Weise auch noch der Geruchssinn dabei zu Hilfe kommt. Findet er dann ein Nest, so scharrt er es mit den scharfen Vorderklauen auf und frißt, was er findet, an Ort und Stelle, wenn ihm auch ein paar Sandkörner dabei zwischen die Zähne kommen. Ja, man erzählt sich sogar weiter (ich weiß nicht, ob es wahr ist, denn wo wird nicht über Familienverhältnisse skandalisirt), daß der alte Kaiman manchmal seiner eigenen Frau über das Nest geriethe und sämmtliche junge Nachkommenschaft auf einen Sitz verzehre. Wenn das wirklich geschieht, so hat er gar keine Entschuldigung, denn aus Versehen kann er es nicht thun, da die Schildkröteneier rund und weich, die Kai=

mauseier dagegen lang und hartschalig sind. Selbst ein blinder Kaiman müßte deshalb den Unterschied gleich zwischen den Zähnen fühlen. Schlecht genug ist der Bursche aber, und es wäre ihm zuzutrauen, wenn man ihm auch nur ein einziges Mal in die kleinen tückischen Augen gesehen hätte. Außerdem sagt man ja aber auch seinem Vetter, dem Alligator in Nordamerika, noch Schlimmeres nach, daß er nämlich hinter der jungen Brut, sobald sie ausgekrochen, herschwimme und dann verschlinge, was er eben kriegen kann, bis ihm die wüthend herbeistürmende Frau Gemahlin das Handwerk legt.

Auf jeder Sandbank nun findet man geöffnete Schildkrötennester, kann aber augenblicklich erkennen, ob sie ausgekrochen, von Menschen ausgewühlt, oder von einem Kaiman herausgescharrt sind. Im ersteren Falle ist die Oeffnung ganz unbedeutend; die kleinen Schildkröten scheinen sich schon selber durch den Sand zu arbeiten, wonach sie dann die Sandbank hinab in's Wasser rutschen. Kommt man bald darnach hin, so kann man sogar noch deutlich ihre Spuren erkennen. Ebenfalls liegen sämmtliche Schalen im Neste.

Hat sie der Mensch gefunden, so sieht man

den Sand nach allen Seiten vorsichtig auseinander geworfen, und zwar weiter, als nöthig ist, denn die Fischer wollen nicht gern Eier zurücklassen, auch findet man nirgends eine Schale. Ist aber der Kaiman darüber gerathen, dann hat er nur in der Mitte quer durchgescharrt, die Eier gierig herausgefressen, und während er kaute und schluckte, blieb noch eine Anzahl voneinander gerissener Schalen am Nest zurück.

Der Kaiman legt seine Nester ebenfalls auf hohen Sandbänken an, aber wählt dazu mehr solche, die dicht am Wald oder wenigstens nahe bei Buschwerk liegen — weshalb, weiß ich nicht, am häufigsten habe ich sie aber da gesehen, wo vom Strom aus eine kleine Lagune in den Wald hineinging und dann in der trockenen Jahreszeit die weißen hohen Ufer, in der Sonne dörrend, zurückließ. Ob ihnen Jemand nachstellt, kann ich nicht sagen, keinenfalls werden sie von den Eingeborenen gegessen, obgleich sie eben so gut sein sollen als Schildkröteneier. Ich fand an der einen Sandbank vier solcher Kaimansnester nebeneinander, alle ausgekrochen, mit den langen, glänzenden Schalen danebenliegend; möglich ist es aber immerhin, daß auch der Tiger manchmal darüber geräth, denn Tiger und Kaiman sind

die ärgsten Feinde, obgleich sie sich direct, schon ihrer verschiedenen Lebensweise nach, wohl nur wenig begegnen können.

Die Schildkröteneier schmecken, wenn abgekocht, vortrefflich, und besonders ist das sich nicht dickende Weiße ganz ausgezeichnet, wenn man die gekochten Eier erst kalt werden läßt. Aber man kann sie auch, wenn in der Sonne getrocknet, eine sehr lange Zeit aufbewahren, nur darf man sie nicht länger als nöthig den Sonnenstrahlen aussetzen, sonst werden sie gelb und thranig und das Oel tritt zu viel heraus.

An diesem Tage, weiter den Strom ab, kam wieder ein Wetter auf, das uns aber kaum mit dem äußersten Rand seiner Wolke berührte und auch nur wenig Wind mitbrachte. Interessant war es aber zu sehen, wie sich die Leute auf einen Regenguß vorbereiteten, und ein Glück, daß ich keine Damen an Bord hatte, denn geniren thun sie sich unter keinen Umständen.

Mein alter Don Pedro war der Anständigste. Er hing sich seine Cobija um und band sich den Hut mit seinem Halstuche auf dem Kopfe fest. Der Pilote zog die Hosen aus und schob sie unter die Kuhhaut, mit welcher die Provisionen bedeckt waren. Es schadete nichts, daß er sie

über das Fleisch stopfte. Serafino entledigte sich beider Theile, Hemd und Hose, aber er trug Unterbeinkleider, die nur auf der Rückseite einen im Laufe der Tage immer bedenklicher werdenden Riß bekommen hatten. Dabei saß ihm auf den Schultern ein kleines kurzes Hemd, das ihm nicht weiter als bis zur Herzgrube ging und genau so aussah, wie ein kleines Kinderhemd. Es wurde auch hinten am Nacken zugeknöpft.

Der dritte Marinero, ein schmutziger, unangenehmer Bursche mit nicht mehr Scham als ein Affe, zog sich vollkommen nackt aus und behielt merkwürdiger Weise ein Paar Strumpfbänder an. Zu welchem Zweck, weiß ich wahrlich kaum zu sagen, denn er trug nicht einmal Schuhe, viel weniger Strümpfe — vielleicht aus Gesundheitsrücksichten, wie sich ja auch die australischen Wilden eine dünne Schnur scharf um den Kopf oder um die Taille binden. — So erwarteten sie denn den Regen, der diesmal jedoch glücklicher Weise ausblieb oder vielmehr nördlich von uns vorüberzog.

Einer Eigenthümlichkeit dieser Leute, die ich durch ganz Venezuela gefunden habe, muß ich noch Erwähnung thun, und zwar der Art, wie sie trinken. Es wird nämlich Keinem von ihnen

weder im Flusse, noch in einem Bergstrom einfallen, sich zur Fluth nieder zu bücken, wie man es in anderen Ländern thut, wenn man keinen Becher hat. Sie werfen sich dagegen, indem sie nur leicht den Kopf vorneigen, mit der eingebogenen Hand das Wasser immer schluckweise auf wohl $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Entfernung in den geöffneten Mund, und das Merkwürdige ist dabei, daß sie sich nie dadurch naß machen, sondern es mit einer ganz besondern Geschicklichkeit durchführen.

Am 8. Mai fanden wir wieder eine große Anzahl von Schildkrötennestern auf einer langgestreckten Sandbank, alle aber der Reihe nach von ihren Feinden, den Kaimans, aufgewühlt und ausgefressen.

Die Schildkröten werden sich in der That genöthigt sehen, eine künstliche Brütung einzuführen, wenn sie überhaupt noch beabsichtigen, Kinder aufzuziehen.

Sobald das Boot oder Canoe anlegte, nahm ich natürlich jedesmal gleich meine Büchse und ging oder hieb mich in den Wald hinein, um etwas zu schießen. Wir hatten schon, seit wir uns im Orinoco befanden, kein Wildpret mehr gehabt, und ich konnte mich nicht dazu entschließen,

17*

das entsetzliche Fleisch zu essen, das wir von San Fernando mitgebracht, das aber den Leuten selber ganz vortrefflich zu schmecken schien. Ich machte mehrfach den Versuch, ich ließ mich recht hungrig werden und dachte, ich würde es dann nachher schon essen, war es aber nicht im Stande. Wenn ich ein Stück davon in den Mund schob und zu kauen anfing, wurde es immer dicker, und mir kam es vor, als ob mir die Zähne darauf abstumpften. Aber was half das Alles, mit der Jagd war es vorbei! An zwei Stellen versuchte ich es, in den Wald hinein zu bringen, vermochte es aber nicht. Ich erzwang mir allerdings durch umgestürzte Bäume und dazwischen gewachsene Dornen einen Weg auf die Uferbank und arbeitete mich auch eine Strecke in die oben liegende Wildniß hinein — aber zu welchem Zweck? Ich war gezwungen, einen solchen Lärm dabei zu machen, daß ich gar nicht daran denken konnte, zum Schuß auf irgend etwas zu kommen. Das Terrain war hier außerdem so ungünstig als möglich; fast gar kein hoher Wald und niederes Strauchwerk oder kleine, buschige, von dornigen Schlinggewächsen aber total überwucherte Bäume, und dazwischen kleine, jetzt freilich trockene Niederungen, die das non plus ultra

von jeder nur denkbaren vegetabilischen Confusion boten.

Dann und wann erreichte ich allerdings auch offenere Stellen, und sicher stets da, wo ich so hohen Wald antraf, aber ein wirklicher Pirschgang war doch nicht möglich. Erstlich raschelte der Schritt viel zu laut in dem dürren und dick den Boden deckenden Laube, und dann konnte man auch den Fuß kaum vorwärts setzen, ohne in einer Rebe oder Wurzel hängen zu bleiben. Ich versuchte es allerdings, arbeitete mich eine Strecke in den Wald hinein und setzte mich dann an einer nur einigermaßen offenen Stelle an, aber umsonst; ich kam nicht wieder zum Schuß. Leguans gingen allerdings neben mir spazieren, Arras schaukelten sich in den nächsten Büschen, und ein Affenschwarm kam mir eines Morgens so nahe, daß ich ihn hätte mit meinem Hut werfen können. Das war aber Alles, und wenn ich auch Tigerfährten genug sah, die es hier in ziemlicher Menge zu geben schien, und wenn andere Raubthiere ebensowenig selten sind, wartete ich auf sie vergeblich und wurde dadurch so knapp mit Lebensmitteln, daß ich wirklich von Casavebrot und Kaffee leben mußte. Ich konnte

mich nicht dazu entschließen, das entsetzliche Salzfleisch zu essen.

Glücklicher Weise trafen wir noch einmal ein Schildkrötennest, das doch wenigstens eine Abwechslung in dieser traurigen Kost bot.

Am 9. Mai passirten wir eine Enge im Strome, den sogenannten Torno, wo er eine scharfe Biegung zurück nach Westen und dann wieder nach Osten macht. Die Einfahrt dazu, von oben kommend, heißt „die Hölle", und bei hohem Wasser soll hier auch in der That die Fluth zwischen und über den zahlreichen Felsklippen hin kochen und zischen. Jetzt, erst mit steigendem Wasser, war die Sache gar nicht gefährlich, wenn auch Don Pedro selber nicht die geringste Lust zu haben schien, die Hölle zu versuchen. Uebrigens schneidet man, während es noch einen breiteren und vollkommen gefahrlosen Canal giebt, mit dieser Durchfahrt ein bedeutendes Stück vom Wege ab. Man kann sich indessen denken, welche enorme Felsen dieser Strömung entgegengelegen haben müssen, um sie ganz aus ihrem Wege und gerade wieder zurückzutreiben.

Die Ufer nahmen hier einen andern Charakter an. Bis jetzt hatte man nur hie und

da in der Entfernung einen einzelnen Hügel oder Berg gesehen, während die Llanos an beiden Seiten des Stromes lagen, dem der schmale Waldstreifen, ebenso wie am Apure, folgte. Jetzt wurde der ganze Charakter der Landschaft gebirgig und die ziemlich steilen, aber dicht bewaldeten Hänge traten oft bis zum Ufer heran. An diesem wuchsen auch Palmen, die wir bis dahin nur an wenigen Stellen und sehr einzeln bemerkt. Das Schreien ganzer Papageienschwärme schallte herüber, und deutlich konnten wir auch das Grunzen und Brüllen jener großen braunen Affen hören, deren es hier so viele giebt, und die, wenn man sie im Walde trifft, außerordentlich gravitätisch aussehen und auch ziemlich bösartig erscheinen. Nur selten aber sahen wir hier den kleinen, zierlichen, sehr langgeschwänzten grauen Affen, den wir häufig am Apure gefunden und beobachtet hatten, wie er zum Trinken an irgend einem niederhängenden Baum nach dem Wasser hinabkletterte. Der Strom war aber auch freilich hier zu breit; wir blieben, wenn wir uns scheinbar dem Ufer näherten, doch immer noch in Wirklichkeit zu weit davon entfernt, und leicht entgingen sie dann dem drüberhin schweifenden Blick.

Am 10. Mai, Abends, als wir diesmal nicht an einer Playa oder Sandbank, sondern unter dem Waldufer anlegten, weil ich dort noch einen letzten Jagdversuch machen wollte, fanden wir dicht am Wasser unten, die Fährte eines sehr starken Tigers, der hier jedenfalls vor gar noch nicht so vielen Stunden und in aller Ruhe spazieren gegangen. Hier war er bis zum Strom gekommen und hatte getrunken — man konnte noch deutlich die Stelle erkennen, wo er mit den Vordertatzen dicht am Wasserrand gestanden — dort war er dann wieder hinauf- und unter einem mit dem Wipfel am Boden liegenden Baumstamme weggeschritten, bis er das Ende der schmalen Uferbarre erreichte und dicht oberhalb der Stelle dann wieder in den Wald hinaufstieg. Meine Burschen, die eine ganz unbeschreibliche Angst vor diesen Thieren hatten, erschraken auch so sehr über die unwillkommene Nachbarschaft, daß sie augenblicklich wieder abstoßen und einen andern Schlafplatz suchen wollten. Das aber litt ich natürlich nicht und ließ ihnen überhaupt keine Zeit zu einer Widerrede. Die Tigerfährte war noch so frisch, daß es wohl der Mühe lohnte, ihr nachzugehen, und rasch hatte ich auch den Waldrand erstiegen und

folgte der vorangegangenen Bestie in ein Dickicht, in dem ich wenigstens 100 Schritt weit auf Händen und Füßen fortkriechen mußte, um nur dieses erste und schlimmste Pflanzengewirr zu passiren. Ich blieb wohl eine lange Weile auf der Fährte, in dem trockenen Laub aber, in dem das Raubthier noch außerdem hier unter einem Baumstamm durchgekrochen, dort zwischen die Dornen eingetaucht war, verlor ich endlich die Fährte und konnte auch bis Dunkelwerden nichts wieder von ihr zu Gesicht bekommen. Es war vorbei mit der Tigerjagd, das sah ich schon, und wer diese Thiere überhaupt schießen will, darf nicht darauf rechnen, ihnen in aller Schnelligkeit zu begegnen, sondern muß eine bestimmte und nicht etwa zu kurze Zeit darauf verwenden, um gleich dort an Ort und Stelle zu lagern. Dann ist es möglich, daß er einer der Bestien begegnet, sonst aber hätte er es nur dem Zufall zu verdanken.

Als ich etwas nach Dunkelwerden zu unserem Platz zurückkam, fand ich die ganze Uferbank in einem wahren Feuermeer glühend. Es lagen hier nämlich eine Anzahl von Bäumen, die, von dem höheren Land herabgestürzt, reiches Material zur Feuerung lieferten. Das aber

hatten meine Leute an fünf verschiedenen Stellen angezündet, wodurch sie denn einen vollständigen Feuerkreis um sich her bildeten, in den sich wohl kein Tiger hineinwagen wollte. Hatte ich doch selber Mühe, einen Eingang zu finden. Trotzdem hielt aber Einer von ihnen noch außerdem stete Wache, und komisch war es zu beobachten, wie sie sich, sobald sie glaubten, das unbeachtet thun zu können, immer von dem Außenplatz des Lagers fort und mehr der Mitte zuzudrücken suchten. Es war ihnen doch lieber, wenn der Tiger einen von ihren Reisegefährten holte, als sie selber. Die Nacht verging übrigens sehr ruhig und der Tiger war wahrscheinlich schon viele Meilen weit entfernt, spielte mir übrigens, freilich indirect, einen bösen Streich.

Unser ganzes Lager war, wie vorher erwähnt, mit Feuern an dem Abende umgeben gewesen, und nur erst gegen Morgen waren die meisten vollständig niedergebrannt, denn nachgelegt schien Niemand zu haben. Da wir aber vor Tageslicht aufbrechen wollten, ließ ich noch vorher einen Becher Kaffee machen, und wie ich meinen kleinen Topf nahm und zu einem der glühenden Stämme ging, trat ich, barfuß natürlich in dem kühlen Sand, auf einen noch glühenden, aber vom

Sande leicht bedeckten Holzstumpfen und verbrannte mir den einen Fuß so schmerzlich, daß ich laut aufschreien mußte.

An diesem Tage konnte ich natürlich das Canoe gar nicht, oder doch nur in unmittelbarster Nähe verlassen, denn die Stelle hatte eine große Blase gezogen. Hier aber versäumte ich auch nicht viel, denn die Berge sahen nicht so aus, als ob sie viel Wild enthielten. Ueberdies that mir die Ruhe wohl, denn ich hatte mich die letzten Tage, wenn auch immer ohne Erfolg, zu sehr angestrengt, und war außerdem, da ich vor Ekel fast gar nichts mehr essen konnte, vollständig herunter und von Kräften gekommen. Ich lebte fast nur von Kaffee und einem Stückchen Casavebrot und entwöhnte meinen Magen derart vom Essen, daß ich zuletzt fast gar kein Bedürfniß mehr darnach spürte.

Jetzt blieb mir dafür um so mehr Zeit, mich den Eindrücken der Reise hinzugeben, und lohnend war es genug, wenn ich auch mit etwas überspannten Hoffnungen hierher gekommen.

Ich hatte nämlich früher mit großem Entzücken Humboldt's „Nächtliches Thierleben im Urwald“ gelesen und muß gestehen, daß gerade jene kleine Skizze einen solchen Reiz auf mich ausübte, daß

ich Venezuela und den Orinoco immer in der Erinnerung behielt und zuletzt auch nicht ruhen konnte, bis ich ihn selber besucht hatte.

Ich muß leider gestehen, daß ich mich da in vieler Hinsicht entweder sehr enttäuscht fand, oder vielleicht auch nur noch meine Phantasie der Humboldt's hinzugefügt hatte, und dem entsprach die Wirklichkeit nicht.

Den Apure hinab bis aus dem Orinocodelta hinaus habe ich den gewaltigen Strom befahren. Humboldt sagt darüber in seinen „Ansichten der Natur", Band 1 Seite 333:

„Nach elf Uhr entstand ein solches Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winzelnde, feine, flötende Ton der kleineren Sapijons, das schnarrende Murren der gestreiften Nachtaffen, das abgehetzte Geschrei des großen Tigers, Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pacari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraquas

und anderer fasanenartiger Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei eines Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten."

Dieser Lärm soll am meisten bei mondhellen Nächten laut geworden sein. — Die Fahrt den Orinoco hinab in einem Canoe machte ich bei Vollmond, habe aber nichts gehört, als ein einziges Mal den kurzen Schrei eines Tigers, nach und vor eintretender Dämmerung den Ruf der Nachtschwalben, oft aber den Schrei von Wasservögeln, besonders eines großen Vogels, der in seinem Laut viel Aehnlichkeit mit einem Tiger hat und natürlich von den Bäumen herabruft.

Nur die Grillen zirpen und pfeifen die ganze Nacht, sonst aber lag der ungeheure Wald meist so still wie das Grab, und doch gab es gerade am Apure eine so große Menge von Tigern, daß ich drinnen im Dickicht sowohl als draußen an den Sandbänken an jeder Stelle fast ihre frischen Spuren fand. Gegen Morgen werden aber die

Brüllaffen laut und Arras wie Papageien beginnen ihr entsetzliches Geschrei.

Ebenso versuchte ich seiner Anleitung zufolge in einer Hängematte auf der playa oder Sandbank zu schlafen. Er sagt darüber: „Wir schoben unsere Ruder in den Sand und hingen unsere Hängematten daran auf."

Ich glaube daß es möglich ist an sechs großen Rudern — vorausgesetzt daß man eine Schaufel oder Spitzhacke bei sich hat, um Löcher in den steinharten Sand zu arbeiten, eine einzige Hängematte aufzuhängen. — Sonst weiß ich nicht recht, wie man es bewerkstelligen will.

Am 12. Morgens sahen wir endlich Bolivar vor uns liegen und kamen — mit der hier sehr stark gehenden Strömung — der Stadt, die aber von Weitem keinen besonders freundlichen Eindruck macht, rasch näher; man sieht nämlich, wohin auch das Auge streift, nichts Grünes, keinen Baum, keine Palme zwischen den einzelnen Gebäuden, nur den flachen Hügel, auf den sie gebaut ist, mit steinernen Häusern überdeckt, und dazwischen braune Felsblöcke mit hie und da einem grünen Busch. Aber es war unser Reiseziel und ich selber glücklich, endlich der Gesellschaft

meiner bisherigen Reisegefährten — der schmutzigsten Bande, mit der ich lange zusammengetroffen — enthoben zu sein. Und wie lange hatte ich mich jetzt wieder unter solchem Volk herumgetrieben, wie ewig lange, so daß ich kaum noch wußte, wie es Einem in anständiger Gesellschaft zu Muthe sei! Jetzt wurde ich sie los, und schon deshalb begrüßte ich die vor uns ausgebreitete Stadt mit Jubel im Herzen.

10.

Angostura

oder Bolivar.

Mit so vielen deutschen Schiffscapitänen ich auch früher zusammentraf, sobald das Gespräch auf Reisen kam, blieb ihre stete Frage:

„Waren Sie schon in Angostura? Nein? — ja da müssen Sie hin, Angostura müssen Sie sehen," — und nun ergingen sich die Seeleute, die selten oder nie vom Land erzählen, weil sie nur so wenig Zeit an Land verbringen, in den lebendigsten Beschreibungen dieser eigenthümlichen und fast noch wilden Region.

Sie hatten dazu auch vollen Grund, denn Segelschiffe sind in der Regenzeit und bei angeschwollenem Strom oft gezwungen, wochenlang in dem engen Fahrwasser der Deltacanäle auf-

zukreuzen — besonders wenn sie noch dazu von Windstille befallen werden, und befinden sie sich dann gerade an einem einigermaßen trockenen Platz, so kennen die Seeleute natürlich keinen höheren Genuß, als im Wald umherzukriechen und auf Alles zu schießen, was nur Leben hat — unterbricht es doch in piquanter Weise die Monotonie der langen Fahrt. — Das Wort Angostura hatte deshalb auch schon immer einen eigenthümlichen Reiz für mich, und außerdem mit Allem was ich darüber gelesen, würde ich den Staat Venezuela schon sicher auf einer meiner früheren Reisen besucht haben, wenn es sich eben hätte machen lassen. Jetzt endlich erreichte ich das längst ersehnte Ziel, und eigenthümlich genug sah der Platz auch in der That aus.

Wenn man nach langer mühseliger Fahrt in einem Canoe den Orinoco herunterschwimmt, und sich schon fast daran gewöhnt hat, an beiden Ufern nichts als undurchdringlichen Wald — eine Wildniß zu sehen, die fast ausschließlich vom Tapir und Tiger oder Hirsch begangen und von Schlangen und Eidechsen durchkrochen wird, bemerkt man plötzlich in der Ferne auf einem niederen, offenen und allmählich abdachenden

Hügel dicht zusammengedrängte helle Häusermassen mit dunklen räthselhaften Punkten dazwischen. Das ist Bolivar, die Hauptstadt von Guyana, früher und auch häufig noch bis auf den heutigen Tag Angostura oder die Enge genannt, weil der gewaltige Strom sich hier in der That verengt, aber trotzdem doch noch immer eine ganz ansehnliche Breite zeigt. — Es ist überhaupt schwer, den Namen einer Stadt, wenn sie einmal den alten lange geführt hat, umzuändern, und manchmal ganz unmöglich. So wollte man New-York wieder wie früher Manhattan nennen, und machte dazu die verzweifeltsten Versuche — aber es ging eben nicht und mußte wieder aufgegeben werden.

Bolivar selber macht von Weitem keinen besonders freundlichen Eindruck, denn es fehlt das Grüne zwischen den Häusern, es fehlen Bäume oder Palmen, um selbst nur eine südliche Stadt anzuzeigen. Kahl und in der Sonne röstend liegen die Gebäude, und zwischen ihnen bemerkt man, wenn man näher kommt, wild zerstreut eine Menge braunfarbiger Granitblöcke, die nach einem sonnigen Tag noch mitten in der Nacht eine wirkliche Gluthhitze ausströmen. So felsig ist aber der ganze Boden, auf dem die Stadt

steht, daß einzelne Häuser ordentlich in die Steine hineingemeißelt werden mußten.

Uebrigens finden sich hier wieder, trotz der häufig fallenden und schweren Regen, die platten Dächer, wie weiter südlich in Buénos-Ayres und Montevideo — was den ganzen Ort vor den übrigen Städten Venezuelas auszeichnet.

In dem Canoe aber, mit der mächtigen Strömung und bei dem herrlichsten Wetter näher und näher treibend, vergißt man bald alles Andere in dem höchst interessanten und eigenthümlichen Anblick, den das Ufer bietet. Das ist auch wirklich der belebteste Platz der ganzen Stadt, und gleich oberhalb wird man davon gefesselt, und hat dann für all' das Andere kein Auge mehr.

Dort nämlich, unter riesigen und rund gewaschenen Felsmassen, die aber unten etwas schräg und flach auslaufen und von der Fluth bespült werden, haben sich die Waschfrauen Angosturas versammelt und sind bei ihrer Arbeit. Aber man muß wirklich Waschfrauen in Venezuela selber gesehen haben, um sich einen richtigen, dann aber auch höchst lohnenden Begriff von ihnen zu machen. Es ist ein wahrer Genuß.

Diese nützlichen Wesen haben sich nämlich eine so praktische als malerische Tracht geschaffen

die man aber eigentlich mehr malerisch als schön, auf keinen Fall frauenhaft nennen könnte. Sie müssen fortwährend mit Füßen und Armen im Wasser sein, möchten sich aber auch nicht gern die Kleider naß machen und haben deshalb etwas erfunden, was sie nicht zwingt ohne Kleider zu erscheinen, aber auch zu gleicher Zeit Alles entfernt, was ihnen im Weg ist. Ihre Röcke stecken sie dabei so zusammen, daß sie wie weitbauschige, oft sehr kurze Schwimmhosen aussehen, die Arme sind vollständig entblößt und Halstücher fehlen gänzlich; so kommt es denn, daß man, wenn man sie von Weitem sieht, gar nicht recht weiß, ob es Männer oder Frauen sind, und nähert man sich ihnen und hört ihre Baßstimmen, so wird man erst recht irre. Man sieht oft zwanzig und dreißig von ihnen auf den großen braunen Steinplatten, unmittelbar am Wasserrand wirthschaften. Die Wäsche malträtiren sie freilich auf das grausamste; die feinsten Hemden werden auf eine Weise geschlagen und auf den Steinen abgerieben, daß es nur als ein Wunder erscheint, wenn sie eine einmalige derartige Behandlung aushalten, aber jedenfalls amüsiren sie sich vortrefflich dabei, denn das Lachen und Schwatzen, Schreien und

Jubeln während ihrer Arbeit läßt sich kaum beschreiben.

Bunt genug sieht der Platz dabei ebenfalls aus, denn der braune dunkle Stein bildet einen vortrefflichen Hintergrund zu dem lebendigen Bild, auf dem sich die ausgebreitete und hie und da aufgeschichtete Wäsche ganz vortrefflich macht. Dazwischen sieht man auch eine Anzahl badender Kinder und junger Mädchen, die sich vor einem vorbeitreibenden Canoe, in dem sie keinen Fremden, sondern nur Eingeborene vermuthen, nicht im mindesten geniren.

Ein kleines Stück weiter unten hat ein großer indianischer Bungo (ein großes Canoe) angelegt, das Casave, Hängematten und Schildkröteneier den Strom herabgebracht. Es sind Caraiben, und zwischen den Steinen, unmittelbar am Flusse, haben sie sich ihr Zelt aufgeschlagen, das heißt, nur eine Decke zwischen Stöcken schräg ausgespannt. Merkwürdiger Weise sind aber bei diesen die Männer weit mehr bekleidet, als die Frauen, und die jungen Mädchen besonders tragen nur eine Art von sehr kleinem Schurz und ein buntes Stück Zeug um die Taille, während die Indianer selber meist immer eine Art Poncho überhängen haben. Während diese aber

ihre langen, dünnen Cigarren rauchen, kochen die Frauen vorn, dicht am Wasserrand, und hetzen sich die kleinen Kinder in und außer dem Wasser herum. Die Furcht vor Kaimans scheint hier lange nicht so groß zu sein, als weiter oben im Apure.

Noch weiter unterhalb liegt eine Menge von Canoes, die eine Ladung stromab gebracht haben, oder sich eben wieder fertig machen, in ihre Heimath aufzubrechen. Andere halten über den Strom hinüber, einem dort angelegten kleinen, sehr unbedeutenden Städtchen zu, das in der Provinz Barcelona liegt. Nur die Felsenmasse ist ihnen dabei etwas im Wege, die, Bolivar gerade gegenüber, mitten aus der Fluth emporragt und sonderbarer Weise einen einzigen Baum auf ihrem Rücken trägt. Bei sehr hohem Wasserstande sollen jene jetzt ziemlich bedeutenden Felsmassen fast ganz von der Fluth bedeckt sein und dann eine furchtbare Strömung an ihnen vorbeirauschen. Jetzt fing die Regenzeit erst an und der Fluß konnte kaum 4 bis 5 Fuß gewachsen sein.

Dort, gleich unter den Indianern, wo sich schon eine Masse von anderen Canoes gesammelt hatte, glitten wir zwischen die übrigen hinein, und meine mühselige Fahrt war beendet. Ja,

ich glaubte damals, daß hier meine ganze Reise beendet sei, und ich nur auf den Dampfer zu warten und heimzufahren brauche. — Wie oft irrt sich der Mensch!

In dem Augenblick der Landung durfte ich übrigens nicht an weitere Pläne denken, denn die Gegenwart nahm meine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch — und zwar nicht in Folge der neuen und fremdartigen Eindrücke, sondern in mehr prosaischer Weise — der landesüblichen Münzsorte wegen.

Als ich nach San Fernando kam, war meine Kasse nämlich so weit erschöpft, daß ich den hohen Passagepreis für das Canoe nicht dort gleich mehr vorausbezahlen konnte. Ich machte nur eine Anzahlung von 12 Pesos an meinen alten Don Pedro und versprach ihm das Andere in Bolivar zu entrichten.

Womit? — ich hatte weder Geld dort zu ziehen, noch Briefe dahin, außer der Tasche voll, die mir die Kaufleute in San Fernando als Postboten mitgegeben, aber ich verließ mich auf mein gutes Glück und meine Landsleute, die mich bis jetzt noch nie im Stich gelassen, so daß ich Geld bekommen konnte, wo ich es brauchte,

und dadurch nicht genöthigt war, soviel mit mir herumzuschleppen.

Das Blohm-Krohn'sche Geschäft — eins der bedeutendsten in Bolivar, lag unserem Landungsplatz gerade gegenüber und oben auf dem Hügel, und dort hinauf hinkte ich jetzt, denn von neulich Abends her hatte ich eine sehr fatale Brandblase am Fuß und mußte auch deshalb Alpargates tragen. — Ich sah überhaupt liebenswürdig aus nach meinem Marsch und Ritt durch die heißen Llanos und dieser letzten zehntägigen Fahrt in dem schmutzigen Canoe, während meine Kleider durch das Durchkriechen der dornigen und verwachsenen Waldungen ebenfalls kaum noch zusammenhielten; meinen alten schmutzigen Panamahut dabei auf, die weißen Alpargates an den bloßen Füßen — in Deutschland hätte mich auch die Polizei augenblicklich aufgegriffen, hier aber, am Ufer des Orinoco, fiel das nicht so besonders auf, während ich selber so daran gewöhnt war, mich immer dann und wann einmal in einem derartigen Zustand anzutreffen, daß ich gar nichts Außerordentliches darin fand.

Die jungen Leute in Herrn Krohn's Geschäft sahen mich allerdings ein wenig erstaunt an, als ich nach Herrn Krohn frug und ihn selber

zu sprechen verlangte, riefen ihn aber doch herbei, und Herr Krohn lachte, als ich ihm einfach sagte, ich hieße so und so und bäte ihn, mich vor der Hand nur mit 58 Pesos bei meinem Don Pedro, der mir auf Schritt und Tritt gefolgt war — auszulösen.

Don Pedro bekam sein Geld augenblicklich, und ich selber wurde jetzt von den guten Menschen dort auf so herzliche und liebenswürdige Weise aufgenommen, als ob ich ihnen seit Jahren bekannt und befreundet gewesen wäre, und wohl hätte ich eine kurze Ruhezeit gebraucht, denn ich war wirklich wandermüde — ein Gefühl, das den Menschen nach großen und anstrengenden Touren gewöhnlich erfaßt, aber selten länger als drei oder vier Tage dauert.

Angostura selber ist regelmäßig gebaut, soviel es nämlich der mit Steinen und Felsblöcken übersäete Hügel, auf dem die Stadt liegt, erlaubt. Nur in sofern hat sie eine ungünstige Lage, als dicht unter ihr eine Lagune in den Strom einmündet, die in der trockenen Jahreszeit ihr Wasser verdunstet und dadurch zuweilen Fieber erzeugt, wie zahlreichen Insectenschwärmen Vorschub leistet.

Der Platz hat übrigens einen bedeutenden

Handel und Verkehr — wenn derselbe auch jetzt durch die Revolution nicht allein gestört, ja fast total sistirt wurde — aber ganz absterben konnte er doch nicht, und die in der Nachbarschaft entdeckten reichen Goldminen fingen sogar an ihm wieder einen Aufschwung zu geben. Jedenfalls bildet es den Central- oder Ausgangspunkt für alle in Guyana selber, wie für die im ganzen Westen und auch theilweis im Norden gewonnenen Rohproducte, bei denen besonders die Häute eine große Rolle spielen. Hirschhäute besonders, die in Schiffsladungen aus dem Apure und selbst den Meta herunterkommen, werden oft im Jahr bei hunderttausend verschifft. Außerdem bilden Balsam Copahu, Tongabohnen wie Cacao nicht unbedeutende Ausfuhrartikel.

In jetziger Zeit freilich kamen diese Gegenstände nur in sehr geringer Menge den Orinoco herunter, denn die durch das Innere streifenden Soldatenbanden haben die sonstigen Händler zurückgeschreckt, und selbst in Bolivar lagen ja Regierungstruppen.

Die Provinz oder der Staat Guyana, oder vielmehr Bolivar, das sie repräsentirte, befand sich aber gerade damals in einer höchst eigenthümlichen Lage, und wartete mit der größten

Spannung auf neuere Nachrichten von Caracas, die der nächste Dampfer mitbringen mußte.

Diese einzelnen Staaten sind allerdings dem Namen nach unabhängig und nennen sich Estados Soberanos; die Regierung in Caracas behält sich aber doch immer gewisse Vorrechte vor, und so lag auch in Guyana eine fremde Militärmacht, d. h. anderen Staaten angehörige Soldaten, und zwar unter dem speciellen Befehl eines getreuen Anhängers Falcon's, dem General Briceño. Außerdem hatte Caracas (die Hauptsache in allen diesen Ländern, weil es gewöhnlich die einzigen Baargeld-Einnahmen sind) das Zollamt in Händen und seine eigenen Zollbeamten dort.

Von den Soldaten war nun allerdings schon eine ziemliche Anzahl desertirt, das ganze Verhältniß aber zwischen den Officieren und den Bewohnern von Bolivar ein sehr gespanntes geworden, da es Jenen kein Geheimniß bleiben konnte, daß Guyana sich entschieden der Partei der Blauen zuneigte. Das Osterfest hätte denn auch beinahe die Sache zu einem Ausschlag gebracht, der allerdings von Seiten der Caracas-Beamten provocirt wurde und einige Menschenleben kostete, ohne jedoch das gewünschte Resul-

tat herbeizuführen. Es ist nämlich kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß man bei der Gelegenheit Dalla Costa los zu werden hoffte, aber die Rechnung war diesmal ohne den Wirth gemacht.

In Venezuela wird am ersten Oster-Feiertage — wie es ähnlich in anderen amerikanischen Ländern ebenfalls geschieht — der Judas Ischarioth verbrannt, d. h. eine angekleidete Puppe in Lebensgröße mit Feuerwerk angefüllt, und dann Abends mit Dunkelwerden unter dem Jubel der Bevölkerung abgebrannt. Derartige Puppen, die das Verächtlichste vorstellen sollen, was man in der Christenheit kennt — den Verräther, der seinen Lehrer und Freund um elendes Geld verkauft — werden aber auch sehr häufig zu Demonstrationen benutzt, um irgend eine mißliebige Persönlichkeit gewissermaßen an den Pranger zu stellen, indem man ihre Eigenthümlichkeiten an solchen Judasbildern nachahmt. Einer der Regierungsbeamten von Caracas nun gab an dem ersten Oster-Feiertage dieser Puppe die blauen Bänder der Reconquistadores wie die Cocarde der Officiere, und hätte das nie wagen können, wenn er sich nicht des Schutzes der Soldaten sicher geglaubt.

Sollte diese Demonstration ein Fühler sein, wie man überhaupt in Guyana dachte, so erreichte sie vollkommen ihren Zweck. Kaum war nämlich die Puppe, wie das gewöhnlich geschieht, noch am hellen Tag, in die Straße hinausgehangen, als sich auch das Volk darum sammelte. Man erkannte augenblicklich die blauen Bänder, verstand den Sinn und drängte gegen die Puppe an, worauf übrigens der betreffende Herr vorbereitet sein mußte, denn er sprang mit einem Revolver auf die Straße und bestritt Jedem das Recht, sich um *seine* Puppe zu bekümmern, da er heraushängen könne, was er wolle; aber er kam damit nicht durch. Der Tumult wuchs, das Militär trat unter Gewehr, Schüsse fielen — wie man sich erzählt, zwei nach der Richtung hin, wo sich Dalla Costa zeigte —, aber es half Alles nichts. Der übereifrige Regierungsbeamte bekam Prügel, die Puppe wurde abgerissen und durfte nicht verbrannt werden, und nur der Ruhe des Präsidenten gelang es, einer wirklichen Revolution gegen die Caracas-Soldaten vorzubeugen, so erbittert zeigte sich die allgemeine Stimmung gegen sie.

Dieser Zustand bestand jetzt eigentlich noch fort, und man schien nur eben gegenseitig ab-

zuwarten, welche Partei in Caracas siegen würde.

Aller Augen sahen aber dabei auf den Präsidenten, und man hatte das größte Vertrauen zu ihm — ja von den verschiedensten Seiten des Staates liefen schon Adressen ein, die ihre Zustimmung zu irgend einem Schritt, den er thun würde, erklärten — etwas Außerordentliches in einem südamerikanischen Reich.

Juan Bautista Dalla Costa (Sohn) war aber auch ein außerordentlicher Mann — in Nordamerika und Deutschland erzogen und herangebildet, spricht er nicht allein seine Muttersprache, Spanisch, sondern auch noch Italienisch, Englisch, Französisch und Deutsch. Er ist ein tüchtiger Diplomat, aber dabei — wiederum eine außergewöhnliche Eigenschaft — ehrlich — und hat besonders für seinen Staat Guyana, dem er sich mit Vorliebe gewidmet, so viel gethan, daß er dort allgemein verehrt und geliebt wird.

Allerdings wünscht man in ganz Venezuela nichts sehnlicher, als ihn gerade an Falcon's Stelle zum Präsidenten über die ganze Republik zu haben, und wohin ich auch kam, wurde mir nur der Name genannt. Wollte er sich an die Spitze der Revolution stellen, die in diesem

Augenblick keineswegs unterdrückt ist, sondern gerade jetzt das ganze Land erfaßt hat, und der es nur an einem richtigen Kopf fehlt, die ganze Sache wäre im Handumdrehen beseitigt. Aber Dalla Costa selber hatte keine Lust dazu — und verdenken kann es ihm wahrlich kein Mensch, der die Verhältnisse in Venezuela kennt. In diesem Augenblick möchte ich eben so gern Finanzminister von Griechenland oder Oesterreich, als Präsident in Venezuela sein.

Trotzdem versuchte die Revolution Alles, um ihn in die Bewegung hineinzuziehen, und Depeschen auf Depeschen wurden ihm zu diesem Zweck nicht allein von den Blauen, nein auch von der Regierung in Caracas selber gesandt, die ihn aufforderte, zu ihr zu stehen.

Welche Antworten er darauf gab, weiß ich nicht, aber Thatsache ist, daß er sich ganz entschieden neutral verhielt und weder der einen noch der andern Partei einen Halt an sich gab, und das war jedenfalls sowohl für sein Volk als für sein Land das Beste was er thun konnte. Was sollte er sich — weit ab wie er von Allem lag, in die Streitigkeiten und Kämpfe mischen, bei denen er mit der schwachen Bevölkerung

seines Staates doch keinen Ausschlag geben konnte.

Der Handel von Bolivar ist zum großen — ja vielleicht sogar zum größten Theil, in den Händen von deutschen Kaufleuten. Diese importiren jedenfalls die meisten Waaren, und selbst deutsche Handwerker, wenn auch noch in geringem Maße, haben sich dort niedergelassen. Früher besuchten auch sehr viel deutsche, besonders Bremer Schiffe Angostura, was aber jetzt nachgelassen hat— theils wohl des durch die Revolutionen gestörten Handels wegen, theils wohl auch, weil der Orinoco selber ein bösartiger Strom ist und in der Regenzeit, bei angeschwollenen Fluthen, Segelschiffe oft zwanzig bis dreißig Tage gebraucht haben, um die gewaltige Strömung zu stemmen. Kauffahrteischiffe müssen da schon eine sehr gute Ladung fest in Aussicht haben, wenn sie sich zu einer so langen Reise verstehen sollen, und gegenwärtig ist wenig oder gar keine Fracht zu bekommen.

Unter den Deutschen in Bolivar herrscht aber auch ein reges geselliges Leben, sie haben ein freundliches Clublocal mit vielen deutschen Zeitungen und Manche von ihnen hübsche Sommersitze in der Nähe der Stadt, um dort unter den

fächerblätterigen Morichepalmen und prachtvollen Mangobäumen die Sonntage zu verbringen. Ich selber werde Bolivar immer wie eine liebe Erinnerung im Herzen tragen, denn die guten Menschen dort haben mir die kurze Zeit meines Aufenthaltes zu einem Festtag gemacht und mich von allen Seiten mit Liebe überschüttet. Ich war ihnen kein Fremder, den der Zufall an ihre Küste geweht, und die Tage vergingen mir nur zu rasch.

Aber auch Präsident Dalla Costa nahm mich mit wahrer Herzlichkeit auf und war eigentlich die Veranlassung, daß ich Bolivar früher wieder verließ, als ich Anfangs beabsichtigt hatte. Schon seit dem Jahre 1848 waren nämlich in Guyana, und etwa 60 Leguas von Bolivar entfernt, südlich vom Orinoco reiche Goldlager entdeckt und auch mit Erfolg bearbeitet worden, ohne daß aber bis jetzt ein wirklicher Zug in die Sache gekommen wäre. Einestheils nahm Californien die Aufmerksamkeit der Goldsucher zu sehr in Anspruch, und dann, bald darnach, tauchte Australien mit seinen Schätzen auf, während das eben so reiche, wenn nicht reichere Venezuela unbeachtet blieb.

Die Reise dorthin war und ist auch etwas schwierig und kostspielig, und die reichen Quarz=

adern des Landes lockten ebenfalls nicht so an, als das Alluvialgold, das man gleich fix und fertig aus dem Boden waschen konnte.

Jetzt aber hatten die Amerikaner angefangen, die Sache in die Hand zu nehmen. Eine Compagnie mit bedeutenden Geldmitteln schaffte Maschinen dorthin, um den Quarz zu zerstampfen, und legte zugleich eine Farm, wie andere nöthige Einrichtungen an. Von deren Erfolg hing es auch ab, wie sich die Bearbeitung der Minen gestalten würde, und der Präsident, der an Allem das lebhafteste Interesse nahm, was Guyana betraf — wünschte sehr, daß ich meine Reise noch bis dahin ausdehnen möge, um die Minen selber an Ort und Stelle zu sehen.

Allerdings lag für mich in sofern eine Schwierigkeit vor, da ich nur ungefähr sechzehn Tage Zeit hatte, bis der Dampfer, der indessen nach Bolivar, und zwar nur einmal im Monat kam, von dort wieder zurück nach Trinidad ging, und den ich jedenfalls benutzen mußte. Ich hatte dabei eine Landreise von 50 Leguas hin und 50 zurück vor mir, und wußte nur zu gut, wie schwierig es manchmal in diesen Ländern ist, Reitthiere auf dem Fleck zu bekommen, wenn man sie gerade haben muß. Aber gerade über diese Schwie-

rigkeit half mir der Präsident hinüber, indem er mir an alle Präfecten und Subpräfecten des Staates Briefe mitgab und es ihnen zur Pflicht machte, mir überall die nöthigen Reitthiere zu verschaffen und mich „als Gast des Staates" zu betrachten.

Jetzt konnte ich kein Bedenken weiter haben, denn genügend ausgeruht hatte ich mich schon indessen, und die alte Reiselust erwachte auch im Augenblick wieder, wo mir Gelegenheit geboten wurde, noch mehr und so Wichtiges von dem wunderbar schönen Land zu sehen.

In den letzten Nächten waren überdies starke Regenschauer gefallen; ich durfte erwarten, daß dies noch mehr in den südlicher liegenden Gebirgen der Fall gewesen, ich bekam also das bis dahin fast vertrocknete Land in frischem Grün zu sehen, und ohne mich lange zu besinnen, nahm ich dankbar das Erbieten an.

Nun durfte ich aber auch keinen Tag länger als nöthig in Bolivar mehr versäumen, wenn ich in den Minen noch Zeit behalten wollte, mich umzusehen. Um aber dahin zu gelangen, mußte ich mit einer sogenannten Balanda, einem kutterähnlichen Fahrzeug, den Strom eine Strecke hinabgehen, um dort den kleinen Hafen oder An-

legeplatz Puerto de las tablas zu erreichen. Von dort aus schnitt ich dann auf einem Maulthier quer durch das Land und konnte in etwa vier Tagen recht gut in den Minen sein.

Ich darf aber Angostura nicht verlassen, ohne eines Deutschen zu erwähnen, der so lange in Venezuela lebte, daß er dort nicht allein Kinder und Enkel, nein, sogar fünf Urenkel gezogen und außerdem jetzt den Namen Angostura in der ganzen Welt verbreitet hat. Ich meine den alten Herrn Dr. Siegert, einen der geachtetsten Leute in der Stadt und den Verfertiger des berühmten Angostura-Bitteren, ohne den jetzt schon weder Dampfer noch Segelschiff mehr die See befährt. Er ist mit einer Dame aus Venezuela verheirathet, und diese soll eigentlich — wie denn die dortigen Frauen überhaupt die meiste Kenntniß von einheimischen Pflanzen und Kräutern besitzen — das Geheimniß der Zusammenstellung entdeckt haben. Im Anfang wurde der bald beliebte Bittere denn auch nur im Kleinen fabricirt. Wie er aber mehr und mehr bekannt wurde, stieg der Bedarf mit der Nachfrage derartig, daß Herr Dr. Siegert seine beiden Söhne mit in das Geschäft nehmen mußte und jetzt die ganze Fabrikation wie den Versand

großartig betreibt. Die venezulanische Regierung wollte den Namen Angostura verwischen und den von Bolivar an seine Stelle bringen, aber unser deutscher Landsmann gab es nicht zu, sondern setzte dem alten, durch seinen Angostura-Bitteren, ein wenn auch flüssiges, doch bleibendes Monument.

11.
Die Reise in die Minen.

Am 19. Mai — nachdem ich mich genau eine volle Woche in Bolivar aufgehalten, schiffte ich mich auf einer kleinen Balanda ein, mußte aber etwa anderthalb Stunden unten am Ufer liegen, um auf einen andern Passagier zu warten, der erst noch oben in der Stadt früh-stückte. Die Zeit war indessen trotzdem nicht verloren, denn da unten lag ich, an Deck der Balanda auf meinem Poncho ausgestreckt, und betrachtete mit voller Muße die Gestalten, die hier herunter zum Wasser kamen und oft die wunderlichsten und interessantesten Gruppen bil-deten.

Als Mittelpunkt konnte man jedenfalls die Wasserführer betrachten, die ihre mit leeren

Fässern versehenen Esel zum Strom herab-
brachten, um sie gefüllt mit wieder hinaufzunehmen
— appetitlich konnte man das Füllen derselben aber
wahrlich nicht nennen. Hier wurde einem Maul-
thier, das bis zum Bauch im Wasser stand,
der wunde Rücken abgewaschen — da weichte eine
alte Negerin etwas schmutziges Leinenzeug ein —
darüber badeten sich ein halb Dutzend Kinder
und einige Arrieros saßen dabei und wuschen
sich die Füße. Mitten aber zwischen allem Mög-
lichen, das nur im Wasser passiren kann, standen
die Wasserführer, drückten ihre beiden Fässer
zu gleicher Zeit unter die Oberfläche des Stromes,
ließen sie volllaufen und luden sie wieder auf.
Das also gewonnene Wasser kam aber in die Stadt
und wurde dort vielleicht von einem der vor-
nehmsten Häuser zu Küchenzwecken verwandt.

Ein junges Negermädchen war herab zum
Strom gekommen, um sich einen Blecheimer zu
füllen, aber die jungen Burschen dort neckten
sie. Beim Herumhetzen trat sie in ein Stück Glas,
und ärgerlich werdend, griff sie ein paar Steine
auf und traf ihre galanten Necker mit einer
solchen Kraft und Sicherheit, daß dem Einen
gleich das Blut am Kopf herunterlief, während
der Andere den Stein gerade gegen das Schien-

bein bekam und ein Schmerzgeheul ausstieß. Die schwarze Schöne kümmerte sich aber wenig darum, setzte sich am Strom nieder, spülte sich den Fuß ab, riß einen Fetzen von ihrem Kleide herunter, mit dem sie sich die Wunde zuband, nahm dann ihren Eimer und stieg ruhig damit in die Stadt hinauf.

Von dort herab kam eine andere Schöne, und diese wirklich hätte ich unseren Damen daheim vorführen mögen — ich wenigstens konnte mich nicht satt an ihr sehen. Der Race nach mußte sie größtentheils Indianerin mit vielleicht etwas schwarzem Blut sein. Es war ein junges bildhübsches Weib von vielleicht zwanzig Jahren, voll und üppig gebaut, mit langem, lockigem und rabenschwarzem Haar und eben so dunklen Augen, der die bronzefarbige Haut vortrefflich stand. Sie ging natürlich — wie alle die Leute — barfuß, ohne Strümpfe und Schuhe, und trug dazu ein roth und weiß gemustertes, schon oft gewaschenes Kattunkleid — aber die Schleppe! Wie sie die steile Uferbank damit herabkam, fegte der gemusterte Kattun wenigstens drei Ellen hinter ihr drein, und selbst unten, am ebenen Strand, hatte sie noch reichlich zwei Ellen nachhangen. Hier aber genirte es sie beim Gehen, denn

sie mußte sich zwischen den Wasserträgern durchwinden, und jetzt nahm sie es hoch auf, daß die bronzefarbenen Knöchel vollständig sichtbar wurden. Aber wie eine Königin schwebte sie vorbei; sie war sich bewußt, die größtmögliche Quantität Zeug auf ihren Rock verwandt zu haben, was ihr die volle Achtung der Umgebung sichern mußte. Die Eseljungen grüßten sie auch ehrerbietig, und selbst der Eine, der noch am Boden saß und sich das Schienbein hielt, zog den alten Strohhut vom Kopf herunter. Die Schöne ging aber zu einem der dort gelandeten Canoes, das mit Papelonzucker den Strom heraufgekommen war, erkundigte sich nach den Preisen und stieg dann wieder in die Stadt hinauf, wobei sie von hinten aussah, als ob sie zwölf Fuß hoch wäre.

Endlich kam unser erwarteter Passagier; wir hatten indessen schon in den Strom hinausgelegt; der Anker wurde heraufgehoben und gleich darauf glitt das kleine Fahrzeug mit der starken Strömung den Orinoco hinab und an dem unteren Theile der Stadt und der Lagunenbrücke vorüber.

Ade Angostura — da hinten lag es mit seinen dichtgedrängten Häusermassen, vom Grün der es umgebenden Bäume eingeschlossen, viel freundlicher und pittoresker, als es sich von oben

herab kommend gezeigt. Ich habe eine kurze, aber freundliche Zeit dort verlebt, und besonders brave und wackere Deutsche dort gefunden. Sie leben da allerdings, weit von der Heimath entfernt und fast in der Wildniß, wie in einer Oase, aber ihr Herz haben sie trotzdem noch dem alten Vaterland zugewandt und nehmen das größte Interesse an seinen Fortschritten. Auch von ihnen gilt das Nämliche, wie von den übrigen Deutschen überall im Ausland: sie kennen keinen Particularismus — sie wollen ein einiges, großes, deutsches Vaterland und begrüßen mit Jubel jede Nachricht von daheim, die ihnen kündet, daß der norddeutsche — hoffentlich bald der *deutsche* — Bund wächst und sich kräftigt. Sie wissen am besten, daß nur dann unser Volk, unser Name auch im Ausland geachtet sein kann, wenn wir fest vereinigt stehen und dadurch den Rang unter den Nationen einnehmen, der uns gebührt.

Nun aber wandte ich meine Aufmerksamkeit auch erst dem kleinen Fahrzeug zu, das soviel als möglich selbst den Gegenwind zu benützen suchte, um raschen Fortgang stromab zu machen.

Diese sogenannten Balandas sind meist alle

sehr stark gebaute sogenannte Lichterfahrzeuge, wie man sie in größeren Häfen findet, die aber hier fast allein den Strom befahren, weil der Orinoco manchmal schon wirklich ein Seeboot verlangt, um seinen hochaufgewühlten und schweren Wellen zu trotzen. Die kleinen Dinger müssen dabei aber auch gut am Winde liegen, denn dieser kommt fast das ganze Jahr von Osten, also stromauf, und abwärts sind sie deshalb stets genöthigt, zu kreuzen oder zu laviren. Sie haben dabei selbstverständlich nur einen kurzen Mast mit dem Schoonersegel, aber ein Mittelding zwischen Clüver und Stagsegel dabei, und fahren manchmal vortrefflich, selbst in einem tüchtigen „See", ja gehen sogar bis nach Trinidad hinaus.

Wir bekamen auch in der That Gelegenheit, unser kleines Fahrzeug zu erproben, denn eine richtige Böe wühlte an demselben Nachmittag den Orinoco auf. Sie wehte dabei so scharf, daß wir das Hauptsegel erst reefen und dann ganz einnehmen mußten, und ich hätte wahrlich kaum geglaubt, daß dieser Strom solche Wellen werfen könnte.

An Bord wurde zugleich gekocht, und schon bei der ersten Mahlzeit lud uns der Capitän

freundlich ein, Theil daran zu nehmen; ich hatte aber zugesehen, wie die Speisen zubereitet wurden — selbst unter den günstigsten Umständen eine gefährliche Sache — und beschloß, mich lieber auf die Provisionen zu beschränken, die ich der Freundlichkeit der Frau Krohn in Bolivar verdankte und die mich auch vollkommen reichlich bis Puerto de las Tablas brachten. Mein Appetit war außerdem noch nicht sehr groß und hätte eines solchen Schiffskochs gar nicht bedurft, um ihn gründlich zu verderben.

Puerto de las Tablas — der Name klingt allerdings großartig genug, das läßt sich nicht leugnen, und man hat sogar schon den Vorschlag gemacht, ihn noch umzuändern und den Platz Puerto de Oro oder Goldhafen zu nennen, das Wachsthum des kleinen Ortes aber hat trotzdem nicht recht vorrücken wollen, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Bis jetzt ist dies der einzige Platz, von dem aus eine, selbst in der Regenzeit mögliche Straße nach den Minen führt, und man sollte eigentlich denken, daß sich ein solcher Hafenplatz, mit solchen Minen dahinter, in wenigen Monaten hätte zu einer bedeutenden Stadt emporschwingen müssen. Die eigenthümlichen Verhält=

nisse aber tragen die Schuld, daß er bis jetzt nichts als ein kleines Nest geblieben, mit einigen dürftigen Läden darin, nur um eben das Nothwendigste einzukaufen, ein paar Commissionsgeschäften und kaum einer mittelmäßigen Posada.

Viel trägt dazu die Ungewißheit bei, ob Puerto de las Tablas überhaupt der Hafenplatz der Minen bleiben wird, da es weiter oben eine noch günstigere Stelle geben soll, sie zu erreichen, und dann hat die Regierung von Bolivar auch noch nicht bewogen werden können, ihm eine Steuerstelle zu verleihen, so daß also alle für den Port bestimmten Waaren, die per Schiff oder Dampfboot den Strom heraufkommen, zuerst nach der Hauptstadt des Staates geschafft, dort versteuert und dann erst wieder verladen und hier heruntergebracht werden müssen. Sogar mit dem Dampfer von Trinidad kommende Passagiere dürfen hier nicht an Land gehen und ihr Gepäck mitnehmen, sondern müssen erst den weiten und kostspieligen Umweg über Bolivar machen. Ja, man kann es nicht einmal Umweg nennen, da es einfach ein Hin- und Zurückfahren ist.

Freundlich sieht der kleine Ort aber trotzdem aus, da man dicht am Ufer eine Reihe von Co-

cospalmen und anderen Fruchtbäumen gepflanzt hat, wenn auch die niederen und nicht einmal auf Reinlichkeit Anspruch machenden Häuser etwas gedrückt dahinterliegen — und Deutsche giebt es ebenfalls dort, und zwar im Verhältniß ziemlich viel.

Aber auch von den dortigen Venezulanern wurde ich, durch das Einführungsschreiben des Präsidenten, wahrhaft herzlich aufgenommen. Dalla Costa war in ganz Guyana eine viel zu beliebte und verehrte Persönlichkeit, um nicht einem von ihm ausgesprochenen Wunsch auf das bereitwilligste entgegen zu kommen. In wenigen Stunden schon hatte ich ein gutes Maulthier, das mich und mein weniges Gepäck mit Leichtigkeit tragen konnte; selbst der Wirth der Posada wollte kein Geld von mir nehmen, und noch an dem nämlichen Abend ritt ich, in Begleitung eines Deutschen, der eben in den Minen wohnte, in das Land hinein, um wenigstens erst einmal unterwegs zu sein und dann, am andern Morgen, mit Tagesgrauen aufbrechen zu können.

Allerdings befand ich mich schon eigentlich voll in der für die eintretenden Regentage bestimmten Zeit. In Bolivar hatte es auch schon ein paarmal, während ich mich dort befand,

wie mit Mulden niedergeschüttet, und die Voraussetzung war, daß ich auf dieser Tour, so trocken ich mich auf meiner bisherigen Reise gehalten, ganz gehörig würde eingeweicht werden. Uebrigens führte ich meinen alten Penchuenchen-Poncho mit, der, wenn erst einmal feucht, keinen Tropfen durchläßt, und war völlig darauf gefaßt, selbst den Regenschauern dieser Zone die Stirn zu bieten. Es konnte nun eben nichts helfen und mußte durchgemacht werden. Es regnete auch in der That schon, während wir aufsattelten, verzog sich aber wieder und wir konnten wenigstens trocken aufsitzen — immer schon eine „Annehmlichkeit“ auf der Reise — wenn auch eine bescheidene.

Die Gegend hier, unmittelbar am Flusse, bestand noch aus wellenförmigem Land, sandigem Boden und vollständig mit jenen apfelbaumartigen verkrüppelten Bäumen, den Chaparros, bewachsen, die ich schon so häufig in den Llanos von Calabozo und dann auch später bei Bolivar angetroffen. Nur links erhob sich, nicht weit noch von Puerto selbst entfernt, ein nicht sehr hoher Hügel, der aber dadurch merkwürdig ist, daß im sogenannten „Freiheitskriege,“ als die Spanier aus dem Land geschlagen wurden, dies

der letzte Platz war, an dem sie sich — aus dem nicht fernen San Feliz vertrieben — noch einmal hielten und verschanzten, bis sie sich endlich, zu arg bedrängt, auf dem Orinoco einschifften.

Die Nacht blieben wir, etwa zwei Leguas vom Hafen entfernt, in einer einzelnen Hütte oder Posada, hingen dort unsere Hängematten auf und waren am nächsten Morgen früh wieder unterwegs, um an dem Abend noch zeitig Upata, eine der bedeutendsten Städte von Guyana, zu erreichen.

Die Ebene, wie man dieses wellenförmige Land recht gut nennen kann, steigt dort bald zu einem bewaldeten Höhenzuge hinan, der sich bis dicht nach Upata hinstreckt, und wenn auch gerade keine hohen Berge, doch ganz tüchtige Hügel zeigt. Gleich oben aber auf dem ersten, wo sich ein Plateau öffnete, lag ein sehr interessanter Punkt, der noch außerdem eine prächtige Aussicht über die bewaldete und grüne Niederung nach dem Orinoco zu öffnete. Ueberhaupt that es dem Auge wohl, endlich wieder einmal einen grünen Wald und grüne Grasflächen zu sehen, denn bis jetzt hatte die trockene Jahreszeit Alles dürr und gelb gehalten.

Bis zu Bolivar hin fand ich auf meiner

ganzen Tour durch das Land fast nur trockenes Gras, während die meisten, selbst am Ufer des Orinoco stehenden Waldbäume ohne Blätter, wie bei uns im Winter, standen. Zehn Tage waren seitdem verflossen, die ich mich in Bolivar und auf dem Flusse aufgehalten, zehn Tage, in denen es aber häufig geregnet und besonders Nachts seine Schauer niedergeschüttet hatte, und die Zeit schien völlig genügt zu haben, das junge Pflanzenleben mit Macht hervorzurufen. Die Ebene deckte junges üppiges Gras und überall brachen die Blätter an den Bäumen heraus, ja, hier oben standen einige derselben schon in voller Blüthe, und sogar die Orchideen fingen an ihre Blumen zu entwickeln. Es war Frühling geworden.

Dort oben hatte aber auch in der spanischen Zeit ein sehr bedeutender Ort, San Feliz, gelegen, der damals Tausende von Einwohnern gezählt, und einen schöneren Platz für eine Stadt der Tropen würde man auch in der That kaum haben finden können. Und jetzt? Jetzt war der Wald über der Stätte emporgewachsen und hie und da in den Büschen drinnen verriethen nur noch einzelne Haufen verwitterter Backsteine, wo

früher die Wohnung glücklicher und von der Natur so reich begünstigter Menschen gestanden.

Die ganze Stadt San Feliz existirt jetzt nur noch in der Erinnerung des Volkes oder den Ueberresten ihrer Häusermauern, oder selbst in den Bäumen, die sie in jener Zeit gepflanzt, und einen wunderlichen, fast unheimlichen Anblick gewährt eine frühere Hacienda, die vom Hafen aus links am Wege liegt und selbst jetzt noch, nach so vielen Jahren, deutlich zwischen dem indessen darin aufgeschossenen Wald erkennbar ist.

Da, von dem hindurchlaufenden Pfad ab, führt eine Allee von alten Orangenbäumen nach der Stelle, wo früher die Gebäude standen und jetzt kaum erkennbar unter der darüber hinwuchernden Vegetation ihre Trümmer liegen, in das Dickicht hinein, und rechts und links von ihnen stehen alte mächtige, hoch aufgeschossene Kaffeebäume und suchen ihre Wipfel dem Licht entgegen zu drängen.

Was aus ihrem Eigenthümer oder dessen Erben geworden — wer weiß es — wer kümmert sich darum? Die Spanier wurden aus dem Land hinausgejagt, die Völker frei, und wie sie ihre Freiheit benutzt haben, zeigen die zerrütteten

Vermögensverhältnisse und verwüsteten Flächen, die liegen gebliebenen Arbeiten, zeigt der gestörte Handel und Verkehr, und das Blut, das überall geflossen. — Bolivar selbst hat noch vor seinem Tode eingesehen, daß er das Volk durch diese Freiheit nicht glücklich gemacht habe. Was würde er sagen, wenn er es jetzt sehen und Zeuge der Zustände sein könnte, in denen sich fast alle diese Republiken befinden?

Von hier ab hatten wir die Bergregion und dabei einen Weg betreten, der es oft undenkbar erscheinen läßt, daß ihn Karren passiren können, und trotzdem sahen wir die Geleise im Wege; es muß aber eine schwere Arbeit für Thiere und Menschen sein, sich da hindurch zu quälen, und jener in den Minen gegenwärtig beschäftigten amerikanischen Gesellschaft wird es wohl vorbehalten bleiben, auch hier einzugreifen und Hilfe zu leisten.

Wild sah ich gar nicht auf dem Wege, obgleich es dort herum ziemlich viel Hirsche geben soll. Nur zwei Füchse traf ich an, die vor unseren Thieren hinein in die Büsche flüchteten, und zwar nicht wie unsere Füchse, die rasch seitab schnüren, sondern in einem langen Galopp, wie ihn die Wölfe zu eigen haben.

Die Vegetation hier in den Bergen ist ungemein üppig, Schlingpflanzen durchziehen den Wald nach allen Seiten, und unter diesen tritt besonders die wunderlich geformte vehuco de la cadena oder Kettenliane häufig auf, die sich in dieser Form ⌒‿⌒‿ selbst in die Wipfel der höchsten Bäume hinaufzieht und außerdem ihrer medicinischen Kräfte wegen berühmt ist. Orchideen decken dazu fast alle Bäume, und mit dem frischen Grün, das der letzte Regen hervorgetrieben, prangten einzelne auch schon im vollen Blüthenschmuck und waren bedeckt mit weißen, lila oder rothen Dolden.

Der Blick blieb freilich ziemlich eingeengt, bis wir, schon gegen Abend, ein so freundliches Thal vor uns ausgebreitet sahen, wie man es sich nur denken konnte. Das Thal von Cocuisa ist wirklich einer der reizendsten Punkte auf dem ganzen Tagesmarsche, und was könnte es sein, wenn sich die Cultur erst seiner bemächtigte! Jetzt aber liegt es noch, wie es Gott der Herr dort in den Wald hineingedrückt, mit grünen saftigen Triften, mit freundlich bewachsenen Hängen und frischem, rieselndem Wasser. Ringsherum heben sich bewaldete Hügelketten, und einzelne kleine Heerden weiden in der Niederung.

Selbst eine Hütte erhebt sich aus den Matten, das ist aber auch Alles. Was die Natur hier im reichsten Maß geboten, liegt noch unbenützt, und trotzdem daß der Weg in die Minen hier hindurchführt, hat sich noch kein speculativer Kopf dazu eingefunden, der die hier in reichem Maße gebotenen Schätze ausbeuten möchte.

Der Südamerikaner ist überhaupt nichts weniger als speculativer Natur; er sorgt nicht einmal für den nächsten Tag, viel weniger denn für das nächste Jahr, und gerade dieser Minenstrich liefert dafür die besten Beweise.

Upata, das wir gegen Abend erreichten, ist ein allerliebstes kleines Städtchen, aber auch nicht altspanisch gebaut, sondern mit hohen, meist Ziegeldächern, sonst aber niederen Häusern und großen Hofräumen, in denen sich oft ein kleiner Garten befindet.

Upata hat außerdem den Vorzug vor allen anderen Städten des Innern, daß sich dort eine ganz ausgezeichnete Posada (Hôtel), natürlich von einem Deutschen gehalten, befindet, und Meinhard's Hôtel kann sich in der That selbst denen in Caracas und Laguayra getrost an die Seite stellen. Ich wurde dort mit einer unendlichen Liebenswürdigkeit aufgenommen, und Herr

Meinhard selber drängte in mich, einen Tag bei ihm auszuruhen. Wie gern hätte ich das auch bei den guten Menschen gethan, aber für mich gab es keine Rast, als solche, die mir gezwungen auferlegt wurde, und schon am nächsten Tage saß ich wieder — von meiner freundlichen Wirthin noch mit reichlichen Lebensmitteln für die nächste Zeit versehen — im Sattel und trabte landein, um sobald als möglich die eigentlichen Minen zu erreichen.

Am nächsten Tage wäre ich beinahe naß geworden, aber die Gewitterwolke zog vor uns über den Weg und strich seitab.

Die Nacht schliefen wir in einem offenen Schuppen, der ziemlich hoch liegen mußte, denn es war — für dieses Land und unsere leichte Kleidung — eine grimmige Kälte. Ich selbst wenigstens, fest in meinen Poncho eingewickelt, aber in einer luftigen, vom Winde geschaukelten Hängematte, fror bös und mußte mir gegen Morgen sogar noch eine Satteldecke holen, um mich nur etwas gegen den scharfen Zug zu schützen.

Wir trafen unterwegs einige Hacienden, aber im Ganzen waren sie doch so dünn gestreut, daß man das Land recht gut als unbesiedelt betrachten kann. Selbst auf den wenigen war aber

weiter in der That nichts als das Nothwendigste zu bekommen, ein Schluck spanischen Weins (sogenannten vino seco oder trockenen Weins) vielleicht ausgenommen, den ich mir vortrefflich munden ließ. Die Leute sind eben auf nichts eingerichtet, und wenn sie sich ein paar Thaler erspart haben, kümmern sie sich den Henker um die Reisenden.

Je höher wir übrigens in die Berge hineinkamen, desto dichter wurde der Baumwuchs, und besonders stehen hier sehr zahlreich jene Bäume, die den Balsam Copahu liefern, sehr stark im Umfange werden und eine gelbliche glatte Rinde haben. Man sagt, daß der aus ihnen gewonnene Balsam nur in einer Ader, gewöhnlich an der Nordseite des Stammes liege. Die Sammler, die damit umzugehen wissen, kennen nach gewissen Merkmalen die Stelle, zapfen den Baum an, lassen den in der Medicin werthvollen Saft auslaufen und verstopfen die Oeffnung dann wieder, damit sich der angebohrte Baum nicht verblute.

Viele der Lianen haben außerdem heilkräftige Säfte, und die Frauen der Eingeborenen sind vortreffliche Doctoren, denen ich mich in allen Landeskrankheiten mit größter Zuversicht

anvertrauen würde. Welche Schätze birgt überhaupt noch die vegetabilische wie mineralische Welt Venezuelas, und kaum in Angriff genommen, kaum berührt sind alle diese reichen Quellen, die hier fast zu Tage liegen, ja, kaum gekannt ist das Land selber, das sich hier noch in Tausenden von Quadratmeilen ausdehnt, kaum betreten von Weißen, die sich einzig und allein an einigen kleinen Stellen in die Wildniß hineingebohrt haben.

Hier erfuhr ich auch etwas, was ich bis dahin noch nicht gewußt, daß man nämlich in diesem Theil Venezuelas auch den giftigen Saft der Maniokwurzel durch Einkochen genießbar und unschädlich macht.

In Brasilien besonders, wo die giftige Yuka allgemein zu dem Maniokmehl verwandt wird, zerreibt man die Wurzeln und preßt den Saft sorgfältig aus, der dann in Gruben läuft, damit ihn das Vieh nicht etwa trinkt. Hier dagegen fängt man ihn auf, läßt ihn über einem starken Feuer bis zum dritten Theil einkochen und genießt ihn dann. Er soll ganz delicat schmecken und jede, sonst wirklich bösartige giftige Eigenschaft völlig verloren haben.

Auf der Straße hinreitend, sahen wir links

am Wege einen mächtigen Zeïbabaum. Von diesem wird eine vegetabilische Seide gewonnen, die derselbe, wenn reif, abschüttelt. Sie kommt auch schon im Handel vor, und die Engländer haben ihr den Namen „cotton silk“ oder Baumwollenseide gegeben.

Der Baum treibt einen sehr starken, hier vielleicht 3 Fuß im Durchmesser haltenden und vollkommen glatten Stamm, aber mit unverhältnißmäßig kleinem Wipfel. Er fiel uns aber besonders auf, denn in den noch ziemlich kahlen Zweigen hingen, an ihren dünnen Fäden, hoch in der Luft und aus dem Bereich jeder Gefahr, elf Nester der Schneidervögel und schaukelten in der Brise. Keine Schlange konnte dort hinauf, kein wildes Thier, selbst kein nach den Eiern lüsterner Affe durfte sich hinaus auf jene dünnen Zweigspitzen wagen, kein Raubvogel sogar konnte Halt an ihnen fassen, und gegen den Regen schützte die junge Brut der festgewobene, kuppelartige Deckel.

Rede mir Einer vom Instinct der Thiere! Hätten diese kleinen Vögel je solche Arbeit und Anstrengung kostenden Nester gebaut, wenn sie nicht nach und nach durch die Zerstörung ihrer Nachkommenschaft dazu gezwungen gewesen wären?

Jetzt sieht es freilich einer vom andern ab, aber welche Ueberlegung, welcher Scharfsinn gehörte dazu, ehe sie es zu dieser Vollkommenheit im Bau brachten, und vollkommen sind die Nester, das läßt sich nicht leugnen.

Verschiedene Flüsse hatten wir hier zu kreuzen, aber wir beachteten sie nicht, den Juruary ausgenommen, der ziemlich angeschwollen war. An dem Wege lag aber eine kleine Hacienda, und der Eigenthümer derselben hielt ein Canoe, so daß wir leicht und rasch hinüber konnten. An den anderen Flüssen war nichts Derartiges, und schwollen sie wirklich an, so mochten Reisende und Arrieros sehen, wie sie dieselben passirten, oder eben am Ufer liegen bleiben, bis sie von selber abliefen. Was lag auch an der Zeit, die sie dabei versäumten, Zeit hatte ja gar keinen Werth!

Ein kleines Städtchen, Guacipati, erreichten wir am vierten Abend, den ersten Abend, an dem wir nur noch zwei Leguas machen konnten, mitgerechnet, und blieben dort in einer sogenannten Posada, einem alten Kloster, in welchem allerdings eine Küche, aber nichts zu essen war. In einem dumpfen Gemach, einer früheren Zelle, bekam ich mein Logis angewiesen, zog es

aber vor, meine Hängematte auf die Veranda zwischen zwei Pfeiler zu hängen, und war nur froh, daß ich wenigstens eine Tasse Kaffee und etwas Brot bekommen konnte, damit ich doch nicht ganz hungrig zu Bett ging. Hier befand ich mich aber schon dicht an den Minen und hörte sogar, daß selbst von Guacipati aus alte Minenplätze, welche schon früher von den Spaniern bearbeitet worden, aufgefunden seien und in der allernächsten Zeit in Angriff genommen werden sollten.

Wieder die alte Geschichte, nur mit anderen Ausdrücken. Hier wurde von Quarzadern, filons, flor, Barancas, gredas ꝛc. gesprochen, lauter Ausdrücke, die ich noch nicht kannte, die mir aber gar nicht mehr so lange fremd bleiben sollten, denn ich stand ja eben im Begriff, in dieses Leben einzutauchen.

Dicht hinter Guacipati trafen wir noch einen kleinen Fluß, den Cunury, an dem wir aber kaum genug Wasser zum Trinken fanden, so niedrig war er gerade. Die Thiere näßten sich beim Hindurchreiten nur eben die Hufe, und auf dem Rückweg mußten wir ihn durchschwimmen.

Jetzt lag nur noch jener Fluß zwischen uns, an dem sich das Canoe befand, und dieser ist

allerdings der bedeutendste des ganzen Land-striches und läuft viele lange Leguas nach Süd-Südost bis in die englischen Besitzungen von Demerara oder Englisch-Guyana. An seinem Ufer sollen auch noch viele wilde Indianerstämme wohnen, und die Venezulaner erzählen sich von diesen — weil sie eben noch nicht selber hingekommen sind — die schrecklichsten Geschichten.

Der Fluß ist übrigens kaum noch befahren, keinenfalls schon untersucht und erforscht worden. Er zieht sich durch eine Wildniß, die der Weiße meidet, weil er weiß, daß er dort drinnen von Hunger und Insecten gepeinigt wird, und dabei fürchtet, daß ihm noch viel schlimmere Dinge von Indianern mit vergifteten Pfeilen und sonstigen häßlichen Angewohnheiten zustoßen könnten.

Selbst die Minen, nicht weit von Guacipati entfernt, wurden nur durch einen Zufall, und zwar durch Eingeborene entdeckt, die sich in einer der verschiedenen Revolutionen einer Truppenaushebung entziehen wollten und deshalb hinein in diese Wildniß flüchteten. Dort entzündeten sie, zwischen den umhergestreuten Quarzblöcken, ein Feuer und fanden in den Steinen, die sie

um ihren Lagerplatz zerstreut liegen sahen, das reiche Gold.

Caratal wurde jener Platz aber nach der Carata-Palme genannt, die dort in Masse wuchs und deren Blätter von den Venezulanern dieser Gegend allein zum Decken ihrer Häuser und Hütten gebraucht werden.

12.
Die Goldminen.

Der erste wirkliche Minenplatz, den wir jetzt erreichten, war Callao, und ich muß hier gleich eine Sonderbarkeit der venezulanischen Miner erwähnen, die sie trieb, den verschiedenen entdeckten goldhaltigen Plätzen eigentlich ganz absurde Namen zu geben. Die Hauptstellen heißen nämlich bis jetzt Callao, Chile, Panama, Peru, Potosi, andere haben die Namen Californien und Australien erhalten, und wenn das so fort geht, werden sie eine vollständige geographische Liste des Erdballes bieten.

Wie ich übrigens die Lichtung des in Arbeit begriffenen Callao durch die Bäume bemerkte und mir mein Führer sagte, daß das Callao und einer der bedeutendsten Minenplätze sei, fiel es

mir auf, daß ich nicht das Mindeste von dem Schaukeln der sogenannten Wiegen oder rockers hörte, die in Australien wie Californien eine so bedeutende Rolle spielten. Die Ursache dazu liegt auch freilich in der wasserarmen Beschaffenheit des Bodens, denn zum Waschen des Goldes durch Schaukeln gehört ein kleiner Bergbach, und diese scheinen hier, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, vollständig zu fehlen.

Bald öffnete sich auch das Thal vor uns und ich sah eine Art von Flat, wie man es in den englischen und amerikanischen Minen nennt, eine kleine, von Bergen eingeschlossene Bodenfläche, die aber auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit irgend einem vorher gesehenen Minenplatze, weder in Ecuador, Californien noch Australien hatte.

Die Flat mußte der Platz sein, in dem das reichste Gold gefunden wurde, denn gerade an solchen Stellen hat es sich in alten Zeiten — wer kann sagen, auf welche Weise — gesammelt, und doch war auch wieder gerade in dieser Flat nicht das Geringste von irgend einer Minenarbeit zu erkennen, sondern der Platz schien vollkommen von einer kleinen, mit Caratablättern gedeckten Stadt eingenommen, und zwar einer

Stadt, in der sich nur an den äußersten Rändern Straßen unterscheiden ließen, während die kleinen Häuser oder Hütten in der Mitte wie wild zerstreut durcheinander standen.

Das schien aber nur von Weitem so, denn als wir bald darauf den steilen Pfad hinabstiegen und den eigentlichen Platz selber betraten, sah ich wohl, daß ich mich allerdings mitten in der Stadt, aber auch zugleich mitten in den Arbeitsplätzen der Goldsucher befand. Es gab nämlich gar keinen Hofraum im ganzen Orte, sondern diese Stellen waren alle — wenn man so sagen könnte — „mit Löchern ausgefüllt", welche die Arbeiter rings um ihre Wohnungen in den Boden gegraben, so daß es wirklich lebensgefährlich schien, zwischen diesen r[illegible]en Abgründen hindurch zu reiten. Allerdin[illegible] h[illegible] man, was eine anscheinende Sicherheit g[illegible] [illegible]ne Stangen um solche brunnenarti[illegible] [illegible]uben gesteckt, aber ein dagegenspringende[illegible] [illegible]lthier hätten diese doch nicht abgehalten, und [illegible] erforderte deshalb die äußerste Vorsicht, die Thiere hindurch zu lenken, noch dazu, da an einigen Stellen der Pfad fast versperrt war und mein überdies etwas scheues Maulthier an derartigen Hindernissen erst Schwierigkeiten machte, sie zu passiren,

und sich dann, mit dem Sporn dazu getrieben, wie toll und blind mitten hindurch stürzte. Ich entging dabei einmal nur mit genauer Noth einer ernstlichen Beschädigung.

Der kleine Minenplatz würde auch mit seinen Häusern und unmittelbar daneben befindlichen Schächten fast an die Silberminenstadt Cerro de Pasco in Peru erinnert haben, wäre er nicht in anderer Art wieder so ganz von dieser verschieden gewesen, denn hübsche Wohnungen gab es hier durchaus nicht, nur ärmliche Hütten, und dann sah man es der Arbeit ebenfalls auf den ersten Blick an, daß die Leute nur wild und toll, ohne eine Idee von Eintheilung, über den Grund und Boden hergefallen waren und ihn förmlich aufgerissen hatten, nur um die darin verborgenen Schätze so rasch als irgend möglich zu Tag zu wühlen.

Schacht war neben Schacht gegraben, tief, tief in den Boden hinein, oft in wirklich gefährlicher Nähe, und viele Unglücksfälle durch Verschüttungen sollen denn auch hier in der That vorgekommen sein. Das aber konnte die Uebrigen wohl etwas ängstlich, aber nicht im geringsten vorsichtiger machen, und da sich gerade Callao in golddurchzogenem Quarzgestein so außer-

ordentlich reich zeigte, drängten mehr und mehr herbei, um des goldenen Segens theilhaftig zu werden.

Die ganze Arbeit schien aber eine vollkommen trockene zu sein, denn nicht einmal in den tiefsten Schächten bemerkte ich unten Wasser. Was mir aber gleich von allem Anfang auffiel, war, daß fast in jeder Hütte irgend ein menschliches Individuum des einen oder andern Geschlechts auf der Erde oder einem Holzklotz saß, einen großen eisernen Mörser zwischen den Knieen hielt und mit einer eisernen Keule unverdrossen darin herumarbeitete.

Es waren die Quarzstampfer, die hier den aus der Erde gewühlten Quarzstein, den man vorher auf einem großen Feuer gebrannt hatte, um ihn mürber zu machen, zu einem feinen Mehl zusammenstießen. Dieses wurde dann mit Quecksilber, aber auch in der rohesten, unbehilflichsten Weise, in einer hölzernen Pfanne amalgamirt und dies Amalgam nachher in der nämlichen Pfanne ausgeschwenkt.

Welche schwere, mühevolle Arbeit, um die feinen, im Quarzgestein enthaltenen Goldtheile zu gewinnen! Aber so viel sah ich ein, der Quarz hier mußte in der That enorm reich sein,

wenn er diese Arbeit bezahlen sollte, denn außerdem ist das Leben in diesen abgelegenen und von jeder Civilisation entfernten Minenplätzen enorm theuer, und Etwas will der Mensch doch erübrigen, wenn er sich einer solchen beschwerlichen Beschäftigung nicht allein unterzieht, sondern sich noch dazu fortwährend in den tiefen Löchern einer gar nicht zu gering anzuschlagenden Lebensgefahr ausgesetzt sieht.

Ich betrat verschiedene dieser Hütten, die zum größten Theil von Negern bewohnt wurden, und besah mir das Quarzmehl, das sie schon gewonnen und meistens auf einem Stück roher Haut vor sich ausgebreitet hatten. Gold ließ sich aber mit bloßen Augen nicht darin erkennen, und doch versicherten mich die Leute, daß die Steine reich seien und sie keinen zerstoßen hätten, in dem sie die kleinen Goldtheile nicht schon von außen bemerkt, sich also auch versichert hatten, daß die Arbeit lohne.

Hier in Callao hat man auch Waschgold, und zwar in sehr großen, vollständig massiven Stücken gefunden. Die Hauptarbeit ist aber doch immer die der sogenannten Barancas oder Quarzadern gewesen, die man in verschiedener Stärke oft tief im Boden, oft aber auch ganz dicht unter der

Oberfläche antrifft. Ja, selbst die einzeln zerstreuten und lockeren Quarzsteine, die man ausgrub, waren nicht selten außerordentlich goldhaltig und zahlten jede an sie verwandte Arbeit so reich, daß es sich selbst der Mühe lohnte, die einzelnen Steine zuerst zu brennen, dann mit einem großen Hammer zu zerschlagen und zuletzt in einem alten Mörser zu zerstoßen, wonach dann noch die gar nicht so leichte und jedenfalls zeitraubende Amalgamation übrig bleibt.

In Callao selber war schon eine große Anzahl von Kaufläden entstanden, sogar eine Bäckerei befand sich in dem Ort, aber man sah eigentlich nicht recht, was der Platz enthielt, da man sich fortwährend durch die aufgebrochenen Barancas und Schächte hindurcharbeiten mußte und nur immer hie und da ein freies Stück Straße antraf. Aber schon hier bemerkte ich auch, wie furchtbar leichtsinnig und ohne auch nur die geringste Berechnung oder Vorsorge man überall gearbeitet, oder vielmehr die Arbeit in Angriff genommen hatte. Da dachte Keiner daran, so einzugraben, daß die Nachbarstellen auch noch möglicher Weise untersucht werden konnten — nein, wo es sich gerade machte, grub er den Schacht nieder und häufte die Erde um sich her,

unterminte auch, soweit es ihm das dort eingeführte Gesetz oder seine eigene Sicherheit erlaubte, und verließ die Grube wieder, sobald sie ihn „nicht mehr zahlte".

Dasselbe ist noch auf vielen anderen Orten der Fall gewesen, und daher kommt es denn auch, daß man an den reichsten Stellen oft solche Plätze für ausgearbeitet liegen ließ, die noch Gold in Masse bergen. Wer aber soll es finden, oder jetzt nur noch in erhöhtem Maße sein Leben wagen, um zwischen diese, überall drohenden Höhlen einzubohren, deren Wände überdies schon durch später eintretende Regengüsse so unterwaschen wurden, daß oft vier und fünf in einer Nacht einstürzten?

Doch ich komme auf die einzelnen Arbeiten später zurück. Callao war nur der Eintritt in die Minen, und ich muß gestehen, daß mich dort im Anfang die wunderlichen kleinen Häuser mit ihren Bewohnern von allen erdenklichen Farben und Schattirungen viel mehr interessirten, als das Gold selber.

Neger schienen übrigens, wie schon gesagt, die vorherrschende Race, und die Stimmen von alten und jungen Negerweibern überschrieen Alles, wohin man auch hörte. Es ist das auch über-

haupt eine nicht gerade angenehme Eigenthümlichkeit dieses ganzen Stammes: übermäßig laut und geräuschvoll bei jeder Gelegenheit aufzutreten, während der Indianer dagegen stets zurückgezogen und still vor sich hinlebt. Ich erinnere mich nicht, von einem Indianer — im trunkenen Zustand ausgenommen — je gehört zu haben, daß er laut lache, und einen merkwürdigen Gegensatz bilden deshalb auch indianische Dörfer, wo Alles schweigsam zugeht, gegen Wohnplätze der Neger, in denen ununterbrochen und fast Tag und Nacht geschrieen, gelacht, gesungen und selbst geräuschvolle Musik gemacht wird. Ein altes Negerweib mit einer andern Generation um sich — Matriarch, wie sie der Missionär Bingham nennen würde — ist dabei das Schlimmste, was sich auf der Welt denken läßt, denn mit ihrer tiefen Baßstimme übertönt sie Alles.

In Callao hielten wir uns nur kurze Zeit auf, denn ich wollte gern den Hauptsitz Caratal erreichen. Wir frühstückten nur dort, und zwar in dem Laden zweier Deutschen, die sich daselbst auf dem untergrabenen Boden niedergelassen hatten, aber vorsichtiger Weise nicht selber Goldgruben. Es ist immer eine schwere und dabei gewagte und unsichere Arbeit, denn wie mancher

Schacht wird selbst in den reichsten Stellen vergebens gegraben, während die Händler zwischen den Goldwäschern, von denen sie auch zugleich das Gold aufkaufen, nie fehlgehen und mit viel leichterer Mühe einen sicheren und lohnenden Ertrag haben.

Und selbst hier oben in der venezulanischen Wildniß war ich den Deutschen dort ein alter Bekannter, und als sie im Gespräch meinen Namen hörten, weigerten sie sich auf das entschiedenste Geld von mir zu nehmen, ja, luden mich sogar ein, so lange bei ihnen zu bleiben, wie es mir irgend gefalle. Natürlich konnte ich ihr freundliches Erbieten nicht annehmen, denn meine Bahn lag weiter, aber es that mir doch wohl, selbst hier, an der äußersten Grenze der Civilisation, Freunde zu finden.

Von Callao nach Caratal ist nur ein kurzer Weg, der über einen Hügel führt; hier aber, in jedenfalls eben so goldhaltigem Boden, wurde noch keine Spitzhacke eingeschlagen, und man scheint zuerst die kleinen Flats aufzusuchen, wo allerdings auch wohl das schwerste Gold liegt! Wie aber wird diese Gegend durchwühlt werden, wenn sich erst einmal die Einwanderung hierher

gewandt! Und daß dies mit der Zeit geschehen muß, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Jetzt erreichten wir Caratal, jene zuerst entdeckte und so unendlich reiche Stelle, an der früher ein Wald von Carata-Palmen gestanden und den jetzt eine bunte Häusermasse deckt.

Caratal bedeutet eben einen Wald von Carata-Palmen, aber kein einziger dieser nützlichen Bäume ist stehen geblieben, da die Venezulaner (gerade so wie es die Ecuadorianer mit den Gummi-Elasticum-Bäumen machen) diese einfach umhauen, wenn sie sich der Blätter bemächtigen wollen. Sie haben ja dadurch weniger Mühe, als wenn sie hinaufklettern und die Blätter abhauen müssen. Daß dann der Baum selber verloren ist und ihnen im nächsten Jahr keine weitere Ernte geben kann — was kümmert sie das! Wer weiß, ob sie das nächste Jahr noch leben, und für eine Nachkommenschaft klettert Keiner eine Palme hinauf!

Merkwürdig ist übrigens die Hast, mit der an dieser Stelle, wo das Städtchen Caratal steht, dasselbe aufgebaut wurde, ehe man den goldhaltigen Boden nur erst ausgearbeitet und ausgebeutet hatte. Aber man fand reiche Minen ringsumher, und als hier oben der Wald gelichtet

wurde, errichtete man auch ohne Weiteres die Wohnungen und setzte dabei Laden neben Laden. Bald aber stellte sich heraus, daß man damit ein wenig zu voreilig gewesen.

Die Hauptstraßen in Caratal sind mit Quarzsteinen gepflastert, da man in dem lehmigen Boden bei dem geringsten Verkehr nicht mehr fortkonnte, sobald die ersten Regengüsse fielen. Aber jeder dieser Pflastersteine enthält Gold — in vielen ist es selbst mit bloßem Auge sichtbar — und das nicht allein: nach einem heftigen Regengusse werden kleine Stückchen Gold überall in den Straßen gefunden, und man kann dann, besonders alle Kinder im ganzen Ort, gebückt herumsuchen sehen, um sie aufzulesen.

Außerdem kommt es bis auf den heutigen Tag noch vor, daß wirklich bedeutende Stücke (so weiß ich von einem von 6 und einem selbst von 33 Pesos Werth) in den Hofräumen oder unter den Dachtraufen gefunden wurden, und sogar in der Erde, aus der die Wände zusammengeschlagen sind, haben sich dann und wann kleine Stückchen Gold gezeigt.

Der ganze Boden ist jedenfalls von Gold durchzogen, und selbst während ich in Caratal war, wurde an zwei verschiedenen Stellen die

gepflasterte Straße noch von den Eigenthümern der dortigen Häuser unterwühlt, um die Quarzadern, die man dort wußte, herauszubrechen und zu verarbeiten. In dem Hofe neben uns an, wo ein neues Haus gebaut werden sollte, schlug man ebenfalls einen Schacht ein, um den Boden vorher genau zu untersuchen.

Die eigentlichen Flats um Caratal her sind, wie man hier sagt, ausgearbeitet und sogar schon wieder mit Bäumen überwachsen, da man diese Minen im Jahre 1848 entdeckte. Was man aber hier ausgearbeitet nennt, heißt nur, man kann nicht mehr hinein, ohne verschüttet zu werden, man müßte denn vorher die ganze obere Erde wegfahren. Der Boden dort ist aber so leichtsinnig bearbeitet und in der That nur der Rahm oben abgeschöpft worden, daß er sicher in gar nicht so langer Zeit auf's Neue in Angriff genommen wird und ohne Zweifel jede neue Arbeit zahlt.

In Caratal selber machte ich meine Hauptstation, und zwar in dem Geschäftshause eines Deutschen und Venezulaners. Der Erstere war allerdings nicht hier, sondern in Bolivar; ich hatte ihn aber in Upata getroffen und er mich an sein Haus gewiesen, wo ich auch noch

einen jungen Deutschen fand. Aber nicht allein dieser, sondern auch der Venezulaner, ein Señor Paez, nahmen mich auf das herzlichste auf, und wenn es überhaupt möglich wäre, sich in einem Minenplatze heimisch zu fühlen, so hätten das die guten Menschen dort erreicht. Sie thaten wenigstens dazu ihr Aeußerstes.

Mein Entrée in Caratal machte übrigens einen sehr lebendigen Eindruck auf mich, denn die kleine Stadt schwärmte von Menschen, und das war ein Jubeln und Lärmen, ein Singen und Schreien überall, daß Einem wirklich die Ohren gellten; Callao war dagegen stumm und still gewesen. Ich erfuhr aber von meinem Führer, daß erstlich Sonntag sei (unterwegs verliert man stets die Zeitrechnung), und daß ferner eine vom Präsidenten von Guyana angeordnete „Musterung" des ganzen Districtes stattgefunden habe, um zu wissen, auf wie viel waffenfähige Mannschaft man rechnen könne, wenn der Staat von revolutionären Banden (wozu in diesem Falle die Caracas-Regierungspartei gerechnet wurde) angegriffen werden sollte. Dalla Costa, der Präsident, dachte nicht daran seine Soldaten außer Landes zu schicken, oder gar selber Einfälle in die Nachbarprovinzen zu machen, denn dazu hatte

er seinen eigenen Staat zu lieb, aber schon deshalb, und um nicht gezwungen zu werden Theil an dem Revolutionskampf zu nehmen, wie sich auch die fremden Truppen vom Halse zu halten, rüstete er, oder bereitete sich wenigstens auf eine Rüstung vor.

Hier hatte sich auch recht deutlich der Unterschied zwischen Guyana und den übrigen, von der Falcon'schen Regierung mißhandelten Staaten gezeigt, denn dort mußten die Leute, die man zu Soldaten haben wollte, manchmal im wahren Sinn des Wortes eingefangen werden, und wer dem durch die Flucht entgehen konnte, that es gewiß. Hier dagegen stellte sich das junge Volk freiwillig und mit Lust. Als einige Zeit früher der Präsident eine ähnliche Ordre gegeben hatte, aber nur wollte, daß die Mannschaft an Ort und Stelle gemustert würde um ihre Zahl zu erfahren, rückten sie augenblicklich aus, gegen Bolivar zu, und mußten zurückbeordert werden.

Bei der Musterung war es nun wohl sehr ruhig und ordentlich hergegangen, als die Sache aber vorüber war, zerstreuten sich die Leute natürlich in die benachbarten und überall vorhandenen Trinkstuben, und mit den Spirituosen im

Kopf entstand bald unter den Negern eine ganz richtige Prügelei — aber da kam der Alcalde.

Die Straße herab schritt ein alter, sehr achtbar aussehender Neger, der einen ebensolchen gelben Stock in der Hand trug, und langte gerade zur rechten Zeit an, um Zeuge einer sehr interessanten Scene zu sein.

Sein Untergebener nämlich, der Polizeidiener des Ortes, hatte einen sehr robusten Neger — den Hauptanstifter des ganzen Skandals — verhaften und fortführen wollen, als sich dieser von ihm losriß und einen richtigen Boxerstoß mit solcher Gewalt gegen sein Gesicht führte, daß er ihm im Fall des Gelingens sicherlich die ganze Physiognomie verdorben hätte. Der Polizeidiener dachte aber gar nicht daran, einen solchen wuchtigen Stoß zu pariren, sondern bückte sich einfach und mit merkwürdiger Geschicklichkeit darunter durch, wonach er zum zweiten Male anfassen wollte. Der Neger holte aber noch einmal, und zwar mit dem nämlichen Resultat aus, und gerade in diesem Moment, wie ein Deus ex machina, sprang der alte Alcalde dazwischen und hieb seinem Landsmann einen solchen Schlag über den Schädel, daß er jedem andern Christen-

menschen — nur keinem Neger — die Hirnschale eingeschlagen hätte.

Domingo Leon, der Präfect, war aber eine zu geachtete und auch wohl gefürchtete Persönlichkeit in Caratal, um sich ihr thätlich zu widersetzen. Der schlagfertige Neger wußte auch wohl, daß er in einem solchen Fall augenblicklich die ganze schwarze Bevölkerung — also etwa zwei Drittheile der Stadt — gegen sich gehabt hätte, und verließ sich jetzt auf seine Hacken. Im Nu war er um die nächste Ecke verschwunden und damit der ganze Streit dermaßen beendet, daß ein anderer Neger, der schon sein Hemd zum Kampf abgeworfen, dasselbe wieder anziehen mußte.

In Caratal waren verschiedene Deutsche, in den Minen arbeitete aber, soviel ich weiß, nur ein Einziger, und auch dieser nicht selber, sondern mit gemietheten Leuten, die für ihn den Quarz ausgruben und zerstampften, wobei er sich blos mit dem Amalgamiren und der Leitung des Ganzen beschäftigte. Diesen, einen Herrn Zeiler und früheren Photographen, suchte ich auf und fand ihn mit der größten Freude bereit, mir Alles in den Minen genau zu zeigen und zu erklären, und einen bessern Führer hätte ich mir in der Welt nicht wünschen können. Er

war — was die Hauptsache bei allen solchen Unternehmungen ist — ein praktischer Mann und konnte mir deshalb, mit einer mehrjährigen Erfahrung an der Seite, auch jedenfalls die beste und zuverlässigste Auskunft geben, wie er mir ebenfalls, höchst liebenswürdig, seine ganze Zeit während meines kurzen Aufenthalts zur Verfügung stellte.

Schon am nächsten Morgen, nachdem ich mich an dem Tag erst soviel als möglich in Caratal selber umgesehen, ging ich deshalb mit ihm in seine eigene Mine, die den vielversprechenden Namen Potosi führte, hinauf, um dort die Arbeit selber, gleich vom ersten Beginn des Eingrabens an, bis zu ihrem vollständigen Schluß, dem geschmolzenen Gold, beobachten zu können.

Wir befanden uns auf dem ganzen, über eine halbe Stunde dauernden Weg in dem wirklichen und reichsten Golddistrict, und an wie wenig Stellen war trotzdem der Wald in Angriff genommen, und wie reich hatte er doch, wo es wirklich geschehen, die Arbeit gelohnt! Aber Wasser, Wasser! Das Wasser fehlt diesem Boden, das Hauptelement für alle derartigen Ausgrabungen, und das kann freilich nicht durch menschlichen Fleiß in genügender Menge herbeigeschafft werden.

Der Boden ist so reich an Gold, wie kaum ein anderer in der Welt, selbst Californien und Ausstralien nicht ausgenommen, aber wie ist das Gold von der Erde zu scheiden ohne Wasser? Nur durch die mühsamste Manipulation, und dann lohnen an vielen Stellen selbst die Minen von Venezuela nicht die darauf gewandte Arbeit.

Anders ist es mit dem Quarz, wo blos das Amalgam Wasser und dann zwar in geringerer Quantität verlangt. Das läßt sich beschaffen, und fast in allen Minenplätzen fängt man jetzt schon an, passende Stellen auszusuchen, um dort das in der Regenzeit niederströmende Wasser aufzufangen und dann eine Zeit lang, selbst in der Trockenheit, zu benützen. Berge giebt es ja genug mit kleinen Thälern und Einschnitte ebenfalls in genügender Menge, und in einem wasserreichen Lande würden hier überall Bäche laufen. Das ist aber nicht der Fall. Nach einem Regenguß, ja, dann füllen sich alle diese Einschnitte und werfen auch eine gewaltige Wassermenge in das Thal hinab, so daß die kleinsten Flüsse selbst oft schon in einer Stunde unpassirbar sind. Kaum aber ist der Regen ein paar Stunden vorüber, so trocknen sie wieder aus, und am andern Morgen erkennt man nur

noch an den hochangeschwemmten Blättern und kleinen Zweigen, daß sich hier eine Fluth ergossen.

Wir passirten an einem kleinen Flusse, dem einzigen, der wirklich Wasser hielt, eine Hacienda, die, wenn sie in Californien läge, schon um und um gewühlt wäre und, wie ich keinen Augenblick zweifle, auf dem reichsten Goldboden steht, aber kein Spatenstich scheint dort noch gethan, im Felde wächst kräftiges Zuckerrohr und weiter oben weidet Vieh ganz friedlich auf einer gewiß außerordentlich goldhaltigen Flat.

Von diesem Flusse an, der nicht weit von Caratal vorbeiläuft, steigt man in die Berge hinein, und wir erreichten nach etwa einer guten halben Stunde den Minenplatz Potosi, den sich Herr Zeiler durch die von der Regierung ausgestellten Papiere gesichert hatte, und auf dem er jetzt ungestört und von Niemandem belästigt arbeiten kann.

Das ganze Potosi ist eigentlich nur ein enges, ziemlich steiles Thal, in dem aber eine Menge von sogenannten Filons oder Quarzadern zusammenlaufen. Die meisten von diesen hat Zeiler auch schon aufgefunden und einige sogar tief in den Berg hinein verfolgt, seine Arbeit aber

auch vortrefflich belohnt gesehen und so viel Gold gefunden, daß er seinen Compagnon auskaufen konnte, wonach er denn alleiniger Besitzer der ganzen, ziemlich beträchtlichen Strecke geblieben ist.

Am besten wird es übrigens sein, wenn ich den ganzen Proceß dieser „Goldarbeiten" hier gleich mit kurzen Worten beschreibe. Der Leser macht sich dann am leichtesten ein Bild davon.

Die eigentlichen Wäschereien sind schon zu oft geschildert worden und bleiben sich auch überall gleich, und deshalb haben wir es hier nur mit den Quarzgräbereien zu thun, denn der Quarz scheint in Venezuela reicher zu sein, als in irgend einem andern Theil der Welt, wobei das Gold außerdem noch feiner als selbst das californische ist, das 22 und ich glaube $^1/_8$ Karat hatte, während dieses voll 23 hält.

In Californien gab außerdem die Tonne Quarz (von 2000 Pfund) etwa 60—80 Dollars oder etwa 5 Unzen; man bearbeitete dort aber auch geringe Stellen bis zu 40, ja sogar 30 Dollars auf die Tonne herunter und fand seinen Gewinn dabei. In Venezuela aber haben die hier arbeitenden Amerikaner nach verschiedenen Versuchen erklärt, daß sie aus 125 Pfund Quarz schon 4—5 Unzen gewonnen.

Als die ersten Amerikaner hierherkamen, um die Minen zu untersuchen, bekümmerten sie sich gar nicht um die oft sehr reichhaltigen Quarzstücke, die ihnen von allen Seiten gebracht wurden, sondern sammelten vor allen Dingen eine bedeutende Quantität der Quarzstücke, die von den Minern bei Seite geworfen waren, weil sich mit bloßem Auge kein Gold daran erkennen ließ. Diese ergaben bei genauer Untersuchung 94 Dollars auf die Tonne von 2000 Pfund, und darnach erst bildete sich eine Gesellschaft in Amerika, die mit einem sehr bedeutenden Capital eine große Stampfmaschine hier herüber schickte und, nachdem sie sich eine weite Bodenfläche von der Regierung gesichert, in diesem Augenblick noch die großartigsten Vorbereitungen zu gründlichen Arbeiten trifft; doch auf diese komme ich später zurück.

Die Oberfläche des gebirgigen oder hügeligen Landes hier hat eine eigenthümliche Form und besteht eigentlich aus einer großen Masse kleiner, zu Thal sinkender Ausläufer (im Englischen spurs genannt), die sich gewöhnlich, ehe sie die untere Thalsohle erreichen, spalten. Ziemlich allgemein kann man dabei annehmen, daß auf all' diesen Rücken eine Quarzader hinläuft und nur wo

sich dieselbe senkt oft noch 40 und mehr Ellen in den Boden hineinsinkt. Sie bilden dadurch ein förmliches Gerippe der Berge, das man sich recht gut nackt denken kann, während der Erdboden nachher drum angewaschen wurde, aber den Quarz auch wieder nothwendig brauchte, um nicht von der Höhe in das Thal gewaschen zu werden.

Allerdings geschah das trotzdem im Lauf der Jahre, und deshalb sind auch die unteren Quarzschichten so hoch mit Erde bedeckt, während die oberen oft zu Tage liegen. Etwas hielt sich aber doch immer, und nur hie und da, an einigen besonders exponirten Stellen, liegt die Quarzader offen zu Tage und zeigt dann auch nicht selten, wie z. B. hier in Potosi, gleich oben dem bloßen Auge erkennbar — Gold.

So war dicht über der Wohnung Zeiler's ein solcher Hügel mit zu Tage liegendem Quarz, und als wir den Platz besuchten und ich die freiliegenden Steine an mehreren Stellen zerschlagen fand, sagte er mir, daß seine Arbeiter hier Sonntags oder in ihren Feierstunden heraufgingen, sich Quarz abschlügen und denselben als einen kleinen Nebenverdienst bearbeiteten. Er gestattete ihnen das auch gern, denn er hoffte,

daß sich derselbe Quarz nach unten nur desto reicher zeigen solle; aber auch das beweist, wie viel Gold diese zu Tage liegenden Steine enthalten mußten, die von den Arbeitern doch gewiß nicht in Angriff genommen wären, wenn sie sich nicht bezahlt gemacht hätten.

Diese Quarzadern oder Filons, wie man sie in der Minensprache nennt, werden verfolgt und ausgegraben, sobald man nur hie und da in ihnen Gold entdecken kann. Die Steine zerschlägt man dann mit einem großen und schweren Hammer und brennt sie nachher auf einem Holzstoße, auf den erstlich eine Schicht Holz, dann Quarz und zuletzt wieder Holz kommt, aus, damit sie mürbe und leichter bröcklig werden.

Ist das geschehen, so kommen sie in das Haus oder einen dazu hergerichteten Schuppen, der hinreichenden Schutz gegen Sonne und Regen bietet. Dort sitzen dann die Arbeiter und haben einen großen, am liebsten etwas ausgehöhlten Stein vor sich, um den ein Strohseil liegt, damit der Quarz und mit ihm das Gold nicht zu weit umherspritzt, und jetzt werden die Steine untersucht.

Das ist das Zeitraubendste bei dem ganzen Geschäft, denn so wie die Arbeiter einen Stein

zerklopft haben, begnügen sie sich gewöhnlich nicht damit, daß sie nur eine Spur Gold daran entdecken, nein, sie begucken ihn auch von allen Seiten und zeigen es besonders Einer dem Andern, wenn sie etwas reichhaltigere Stellen finden.

Solche Stücke, an denen nicht gleich Gold sichtbar ist, werden einfach zur Seite und von den gewöhnlichen Minern auch vollständig weggeworfen, denn sie halten wohl Gold, aber es würde mit der Handarbeit nicht lohnen. Nur das Sichtbare kommt zum Verbrauch und wird dann auf eine große Ochsenhaut geschüttet, um später im eisernen Mörser zu einem feinen Mehl gestoßen zu werden.

Herr Zeiler warf übrigens den jetzt nicht brauchbaren Quarz keineswegs fort, sondern schichtete ihn auf seinem Grundstück auf, denn er beabsichtigte, sich, sobald als irgend möglich, eine Stampfmaschine aufzustellen, und dann war Alles zu gebrauchen. Aus solchem Quarz gerade hatten die Amerikaner noch so reiches Gold gewonnen.

Sind nun die Quarzsteine von den Aussuchern so weit zerschlagen, daß sie etwa nußgroße Stücke bilden, so kommen sie in den Mörser, und diese Arbeit ist die härteste, weil eben monoton und

rein mechanisch. Der Quarz muß auch wirklich vollständig zu Mehl zermalmt werden, oder das Quecksilber könnte sonst das noch mit Quarz verbundene Gold nicht fassen und halten, und nach diesem erst kommt die interessantere Arbeit des Amalgamirens, was aber noch in höchst primitiver Weise in einer hölzernen Pfanne und mit der Hand geschieht.

Man nimmt das Quarzmehl, zu dem ein Theil Quecksilber geschüttet wird, in die Pfanne, rührt die Mischung tüchtig mit den Händen um, während die Pfanne häufig geschüttelt wird, damit sich das schwerere Metall zu Boden setzt, und wäscht dann den oberen leichten Quarzsand so lange ab, bis die geringere schwere Masse zurückbleibt und nun leichter gerührt werden kann. Zu der Mischung kommt etwas Salz.

Wie viel aber bei dieser Behandlungsweise verloren geht — und man braucht nur einmal zuzusehen, um sich die Gewißheit zu verschaffen — beweist schon das, daß sich zahlreiche Menschen, sogenannte Recortadores, in den Minen herumtreiben, die weiter nichts thun, als den schon einmal ausgewaschenen Sand noch einmal durchzuarbeiten, und reiche Rechnung sollen sie dabei finden.

Hat man nun das Gold-Amalgam, das aber bis dahin noch genau wie Quecksilber aussieht, so wird es in ein festes Tuch gethan und durchgepreßt. Das reine Quecksilber drückt sich hindurch, das mit Gold gesättigte bleibt zurück und wird dann in einen kleinen Destillirkolben gethan. Dieser, auf ein starkes Feuer gesetzt, hat eine in ein danebenstehendes Gefäß mit Wasser geleitete Röhre, und völlig erhitzt treibt das Quecksilber in Dämpfen heraus und setzt sich dann, durch das Wasser wieder abgekühlt und in seine vorige Gestalt zurückgeführt, am Boden ab. Aber selbst dahin haben es die meisten Goldwäscher noch nicht einmal gebracht, sich zu der Höhe eines solchen Destillirkolbens zu versteigen. Das Quecksilber, das mit dem Golde vermischt ist, lassen sie einfach in einer offenen Pfanne verdampfen und verlieren es natürlich dadurch total.

Dieses also gewonnene Gold kaufen die Händler auf, und es bildet jetzt schon einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus Venezuela. Der Preis wechselt in den Minen von 21—21½ Pesos die Unze, was etwa 22 Thaler preuß. Cour. ausmachen würde. Dabei versteht es sich übrigens von selbst, daß alles Waschgold einen höheren

Preis hält, als das durch Amalgamiren gewonnene, besonders wenn es von den Eingeborenen ausgebrannt ist. Diese bewirken das nur höchst unvollkommen, und es bleibt dann noch immer ein Theil Quecksilber in dem Gold zurück.

Das ist der ungefähre Hergang der Quarzarbeiten, wie sie jetzt in den Minen betrieben werden. Denen steht übrigens eine sehr große Veränderung bevor, da die neue amerikanische Compagnie eine ziemlich mächtige Dampf-Stampfmühle und einen ebenfalls durch Dampf getriebenen Amalgamir-Apparat aufstellen will. Nur durch die schlechten und ungenügenden Communicationsmittel war sie bis dahin verhindert, die einzelnen, besonders schwereren Theile in die Berge hinaufzuschaffen. Eine kleinere Maschine aber, von einer venezulanischen Gesellschaft dorthin gebracht, aber nicht kräftig genug, den harten Quarz zu zermalmen, ohne selber Schaden dabei zu leiden, wird jetzt vor der Hand, im Einverständniß mit der früheren Compagnie, von dieser hergestellt und verbessert, und man hofft schon im Juli die Versuchsarbeiten damit beginnen zu können.

Diese müssen aber fast gut ausfallen, denn

der Reichthum jener Quarzadern ist bekannt und man erspart bei dem Zermalmen der Stücke eine Menge Arbeit, indem man weder den Quarz brennt, noch die nachher auseinander geschlagenen Stücke untersucht. Es wird Alles zermalmt, wie es vorkommt — Alles gewaschen und durch die Maschine amalgamirt, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sich die ausgelegten, sehr bedeutenden Kosten mit überreichen Zinsen wieder lohnen werden.

Volles Vertrauen hat man auch zu jenem dort gefundenen Quarz, weil er besonders viel blaue Adern zeigt, und vorzugsweise in diesen findet sich das meiste Gold, obgleich es auch in völlig weißem Quarz vorkommt. Diese blauen Adern sind aber merkwürdiger Weise weiter nichts, als mit dem Quarz zusammengeschmolzener schwarzer Eisensand, fast wie Eisenfeilspähne, der sich auch überall im Boden, in allen Bächen und Flüssen, ja selbst am Orinoco in reichem Maße findet. Bei dem körnigen und kleinen Blattgold, das durch Waschen aus lehmiger Erde und von den unteren Felsen gewonnen wird, hier greda genannt, findet sich stets zuletzt dieser schwarze Sand, der seiner Schwere wegen mit dem Golde in der Pfanne bleibt. Es

ist fast unmöglich, ihn durch Ausschwenken von den ganz feinen Goldkörnern zu scheiden, ohne auch einen Theil des werthvollen Metalls mit über Bord zu schwenken.

Hier kann ich gleich noch ein paar Kunstausdrücke der Miner erwähnen, die dem Leser sonst unverständlich bleiben, wenn er sie irgendwo anders findet.

Cascajegold heißt das, was zuweilen in einer äußeren, wie versteinerten Erdrinde, die den Quarz umgiebt und leicht zu zerstoßen ist, gefunden wird, und besonders in „Chile" hat sich dieses Cascaje an einigen Stellen sehr reich gezeigt.

Flor wird das Gold genannt, das sich ganz oben in der Oberfläche der Erde, aber doch nicht so häufig, findet.

13.

Die Goldminen.

(Fortsetzung.)

Zu bewundern ist, das diese goldhaltigen Districte noch im Verhältniß so wenig bearbeitet werden, denn wenn man annimmt daß die Minen schon seit dem Jahre 1848 entdeckt sind, so ist die jetzige Goldwäscher-Bevölkerung eine sehr geringe. Die Ursache ist eine doppelte.

Zuerst tauchte das Gerücht über in Venezuela neu entdeckte reiche Minen im Jahre 1849 oder gar 1850 auf, wo man aller Orten und Enden Gold entdeckt haben wollte. Die Arbeiter aber, die nach den verschiedenen anderen neuen Minen-plätzen strömten, fanden sich meist getäuscht, und es ist natürlich, daß sie sich nachher nicht gern noch einmal nach den so entlegenen und eigent-

lich aus dem Bereich jeder Verbindung liegenden venezulanischen Districten wollten locken lassen.

Die zweite Ursache ist der Ruf, den diese Berge als sehr ungesundes Terrain besitzen, aber nur zum Theil mit Recht. Es ist allerdings ein tropisches Klima, und dem Nordländer kann in solchen heißen Ländern die schwere Erdarbeit nicht sehr gut bekommen. Außerdem liegt in der Art, wie die Arbeit betrieben wurde, schon der Keim zu vielen Krankheiten, selbst ohne die Hitze, denn besonders in der Regenzeit mühten sich die Leute den Tag über. in Schweiß und Nässe, und lagen dann des Nachts in offenen Hütten, vielleicht auf dem feuchten Boden, während fortwährend eine Masse aufgewühlter Erde ihre Miasmen umhersandte.

Die Gegend selber dort ist gar nicht ungesund, nur im November und December sollen Fieber auftreten, und die einzelnen dort lebenden Leute, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, leiden sehr wenig von Krankheiten, in keinem Falle mehr als in anderen tropischen Ländern, wo sie von Wald umgeben leben. Aber selbst bei den Minenarbeiten läßt sich durch Vorsicht und etwas Fleiß viel gegen mögliche Krankheiten thun, und die jetzt dort arbeitenden Ameri-

kauer zeigen den Leuten wenigstens, was darin gethan werden kann, obgleich man kaum hoffen darf, daß die Venezulaner ihr Beispiel nachahmen. Sie haben nämlich, wo ihre Häuser stehen, den Wald vollkommen gelichtet, um nicht allein der Sonne, sondern auch dem Luftzug freien Zutritt zu gestatten; sie haben gute und regendichte Blockhäuser gebaut und überdachen jeden Schacht, in dem gearbeitet wird, mit Caratablättern, um von ihren Leuten Sonne und Regen abzuhalten. Allerdings ist die Zeit, in der sie sich in diesen Wäldern befinden, noch keine sehr große, aber bis jetzt haben sie wenigstens die Genugthuung gehabt, daß noch keine ernstlichen Krankheiten unter ihnen vorgekommen sind, und ihr kleines Hospital wird nur von solchen der Eingeborenen benutzt, die sich einmal eine kurze Zeit bei guter Kost ausruhen wollen. — Der nächste November muß freilich erst zeigen, ob sie auch die schlimmeren Tage gut überstehen.

Eine andere Ursache, die Arbeiter wohl abgehalten haben kann, die venezulanischen Minen zu besuchen, ist die Schwierigkeit dort hinzugelangen, und die Kostspieligkeit der langen Reise. Früher wurde besonders von Bremen

aus ein sehr lebhafter Handel mit dem Orinoco durch Segelschiffe betrieben. Dieser hat aber in letzter Zeit sehr abgenommen, denn die ewigen Revolutionen haben das Land, wenn auch nicht ruinirt, doch so heruntergebracht, daß es, im Besitz aller nur erdenklichen Hilfsmittel, doch nicht Producte genug liefert, um Fahrzeuge zu befrachten. So lag, während ich in Bolivar war, ein amerikanisches Schiff dort, das einzige im ganzen Hafen, das, wie mir gesagt wurde, mit halber Ladung in See gehen mußte, weil es nicht mehr Fracht bekommen konnte. Die Dampferverbindung mit Trinidad und dem Norden der Republik fällt aber nur einmal im Monat und war jetzt sogar ganz in Frage gestellt, weil der Eigenthümer dieses Privatunternehmens bedeutende Subsidien verlangte, um die sonst nicht sehr einträgliche Reise bezahlt zu bekommen.

Trinidad steht, allerdings durch französische und englische Dampfer mit der ganzen Welt in steter Verbindung, aber die Reise ist theuer, und wenn selbst die Reisenden Puerto de las Tablas am Orinoco erreicht haben, so liegt immer noch eine viertägige Landreise zwischen ihnen und den Minen, die besonders mit Gepäck nicht unbedeutende Kosten verursacht.

Aber die Minen sind so reich, daß sie sich trotzdem mit Goldwäschern füllen werden, sobald jetzt nur erst einmal die Erfolge der Amerikaner bekannt werden, auf die man, selbst in Venezuela, mit Spannung wartet. Und welches ungeheure Terrain bietet sich dabei einer solchen Arbeit, ein Terrain, das bis jetzt kaum erst berührt worden und sich, wahrscheinlich noch Hunderte von Leguas diesem Gebirgszuge nach Südosten folgend, in die Wildniß hineinzieht und wohl erst in Britisch-Guyana sein Ende erreicht! Hier in Venezuela finden freilich ganz andere Verhältnisse statt als in Californien, ja selbst Australien, wo, als nur erst einmal der Thatbestand festgestellt war, daß Gold in den Bergen liege, Hunderte von Menschen sich nach allen Richtungen hin zerstreuten und bald da, bald dort, oft sogar in sehr großen Entfernungen andere reiche Stellen entdeckten. Hier in diesen Wäldern und Bergen ist das unmöglich, denn schon der einzelne Mann findet es schwer, in die Dickichte einzudringen, und muß sich dazu oft mit dem Messer oder der Macheta Bahn hauen; aber er wäre gar nicht im Stande, auf Wochen und Monate hin Provisionen genug mitzuschlep-

pen, und selbst Trinkwasser trifft er nur an wenigen Stellen.

Das sogenannte Prospecting, wie es in jenen Minen genannt wird, verbietet sich also hier von selbst, und ein Vordringen in die Wildniß kann in Venezuela nur langsam und von einem festen Punkt aus, der die Existenz der Miner sichert, vorgenommen werden. Sie müssen einen Ort in der Nähe haben, von dem sie Lebensmittel erhalten können, und mit diesem durch eine Straße in Verbindung bleiben, und so werden sich auch diese Minen, langsam freilich, aber sicher, in die Wildniß hineinbohren, denn ihre Schätze können kaum in einem Jahrhundert erschöpft werden.

Bis jetzt sind, wie gesagt, erst nur sehr wenig Stellen in Angriff genommen, und diese liegen so dicht beieinander, daß man sie sämmtlich in einem einzigen Tag besuchen kann. Zuerst, als Mittelpunkt kann Caratal gelten, wo Waschgold gefunden wurde, dann aber auch der Quarz sich an manchen Stellen außerordentlich reich erwies.

Callao, wie schon erwähnt, hat ebenfalls außerordentlich reiche Minen in Quarz und Waschgold.

Chile, etwa eine Legua von Caratal entfernt und in den Bergen, ist bis jetzt nur seines überreichen Quarzes wegen ausgebeutet worden.

Potosi zeigte bis jetzt nur Quarz, besitzt aber auch jedenfalls Waschgold.

Iguana nur Waschgold, aber in besonders großen Stücken.

Panama Quarz- und Waschgold.

Peru ebenso.

Corina nur Quarz.

Tigre als letzter Platz desgleichen. Tigre besonders zeichnete sich aber vor den übrigen nicht allein durch die schwierige Bearbeitung des Bodens, sondern auch durch den Goldreichthum seines Quarzes aus, denn man fand dort in der That Stücke, die weniger Quarz mit Gold, als umgekehrt Gold mit Quarz zu sein schienen. Zu bewundern ist nur, daß die Arbeiter sich nicht durch fast unüberwindbare Hindernisse abschrecken ließen, sondern diese wirklich in Angriff nahmen, bis sie auf den gesuchten Quarz trafen.

Zuerst mußten sie 36—40 Varas (die Vara zu 3 Fuß) durch den Boden graben, und dann trafen sie plötzlich auf eine solide Porphyrschicht, die Einzelne vollkommen abschreckte, weil sie sich nicht denken konnten, daß unter diesem Gestein

noch Gold liege. Andere aber ließen nicht nach und hatten in den ersten Stellen durch 20 Fuß — und später noch durch eine weit dickere Schicht — dieses harten Steines zu brechen, bis sie wieder weichen Boden erreichten. Dort aber fanden sie selbst diese schwere und kostspielige Arbeit reich belohnt, denn unter dem Porphyr lag der fast überreiche Quarz, der ganz unglaubliche Resultate lieferte.

Und trotzdem sind gerade diese Minen noch lange nicht ausgearbeitet, ja, meist wieder verlassen, als bald darnach das ebenfalls ungeheuer reiche Callao entdeckt wurde, wo man das Gold mit viel weniger Arbeit erreichen und gewinnen konnte. Aber sie blieben nur liegen, um später jedenfalls wieder in Angriff genommen zu werden, denn man hofft noch bedeutende Schätze in jenem District zu finden.

Und trotzdem findet hier in diesen Minen etwas statt, das in Californien nach der ersten Entdeckung des Goldes kaum möglich gewesen wäre, nämlich zu einem mäßigen Preise (er steht jetzt etwa auf 2 Pesos oder eine Kleinigkeit mehr als 2 preußische Thaler) Arbeiter zu bekommen, um Minenplätze in Angriff zu nehmen. Es gab damals derartige Tagelöhner in Cali-

fornien, aber unter 8 Dollars pro Tag waren sie nicht zu bekommen, und anscheinend sollte das gegen den Reichthum der hiesigen Minen sprechen. In Californien wurde aber damals nur allein nach Waschgold gesucht, und da man das Gold stets oder doch meist immer in 8 bis 12 Fuß — selten tiefer — unter der Erde fand und außerdem überall genügend Wasser hatte, so blieb selbst den einzelnen Goldwäschern immer die Hoffnung, einen reichen Ertrag mit verhältnißmäßig weniger Arbeit für sich selber zu erzielen. Außerdem ist der amerikanische Charakter auch viel unabhängiger und verläßt sich lieber auf sich selbst als auf Andere.

Hier herrschen von jenen ganz verschiedene Verhältnisse. Der Venezulaner will sich für den Tag, an dem er gerade lebt, gedeckt sehen, aber nicht große Arbeiten mit ungewissem Erfolg beginnen, die ihn nachher mit einem Gewinn im Stiche lassen. So zuverlässig sind Minenarbeiten ja überhaupt nicht, und mancher tiefe Schacht wurde auch in Venezuela gegraben — besonders da, wo man nach Waschgold suchte — ohne irgend welches Gold zu liefern, so daß die Arbeit umsonst verrichtet war.

Außerdem sind die Schwierigkeiten für den

einzelnen und unbemittelten Arbeiter hier weit größer, als sie in Californien waren. Für das Auswaschen des Alluvialgoldes fehlt, wie schon erwähnt, an den meisten Stellen das Wasser, und die Bearbeitung des Quarzes, wenn man nicht gerade auf sehr reiche Stellen trifft, ist eine sehr schwierige und erfordert daneben nicht unbedeutende Auslagen. Da muß ein großer schwerer eiserner Mörser angeschafft werden, dessen Transport in die Minen allein schon theuer ist; da muß der Miner Quecksilber kaufen und einen Ausbrennkolben, wenn er nicht viel daran verlieren will, und das Leben ist ebenfalls theuer genug, der Erfolg aber keineswegs gesichert.

Einem deutschen Arbeiter, frisch aus der alten Heimath fort, möchte ich deshalb auch kaum rathen, in den dortigen Minen sein Glück zu suchen. Er ist das Klima nicht gewöhnt und ebensowenig die Kost, mit der sich die dortigen Eingeborenen begnügen — und oft begnügen müssen; er kann vielleicht mehr hier verdienen als anderswo, wenigstens in kürzerer Zeit, aber er riskirt auch seine Gesundheit und setzt sich ungewohnten und großen Strapazen aus. Aber ein Feld sind diese Minen jedenfalls für Speculanten, die im Stande wären ein Capital hin=

einzuwerfen, und die jetzt darin beschäftigten Amerikaner werden die Bahn dazu öffnen. Wo der dort so reiche Quarz in richtiger Weise und mit Maschinen in Angriff genommen wird, muß er ein günstiges Resultat liefern, und ich möchte deshalb die Aufmerksamkeit auch deutscher Capitalisten dahin gelenkt haben.

Natürlich besuchte ich die kleine amerikanische Colonie selber, da ich noch dazu mit zweien ihrer Ingenieure bekannt geworden war, mit denen ich von St. Thomas nach Laguayra überfuhr und mit ihnen zusammen siebzehn Tage in Quarantaine lag.

Die Leitung der ganzen Angelegenheiten dort liegt in den Händen eines Dr. Stevens, eines sehr tüchtigen Geologen und sonst ausgezeichneten Mannes, der auch noch außerdem Arzt ist. Ihm sind die besten Kräfte beigegeben, und mit bedeutenden, ihm zu Gebote stehenden Mitteln und dem echt praktischen amerikanischen Sinn, ist auf dem dortigen, der amerikanischen Compagnie jetzt gehörenden Terrain in der kurzen Zeit schon fast Unglaubliches geleistet.

Zuerst hat man den Platz, wohin die Wohnungen verlegt wurden, gelichtet und der Sonne und dem Luftzuge geöffnet, gute Blockhäuser

wurden gebaut und reichlich Provisionen ein- gelegt, um selbst in der Regenzeit und bei un- passirbaren Wegen nicht in Verlegenheit zu kommen. Dann aber, während die Ingenieure emsig daran gingen, die alte, hier schon vorhan- dene Maschine in Stand und so rasch als mög- lich in Thätigkeit zu setzen, wurden eine Masse von Leuten engagirt (die Compagnie beschäftigt in diesem Augenblick, Alles gerechnet, etwa hundert Menschen), die an verschiedenen Orten zugleich aufgefundene Quarzadern bloßlegten und Material zu den bald in Gang befindlichen Maschinen bereit machten. An dreizehn Stellen geschah das, an elfen wurde noch gearbeitet während ich dort war, und zwar theils in Schach- ten, theils in Stollen, theils auch an der Ober- fläche, wo es schon genügte, den fast zu Tage liegenden Quarz von der noch daran haftenden Erde zu befreien, obgleich auch diese manchmal goldhaltig ist. Mit solcher Erde konnte man sich aber nicht aufhalten und mußte das auf die Zeit hinausschieben, wo die einsetzende Regen- zeit hinlänglich Wasser lieferte, um die sogenann- ten rockers und long toms für Waschgold zu probiren.

Aber dabei allein bleiben sie nicht stehen.

Die Preise sämmtlicher Lebensmittel und Bedürfnisse waren hier zu einer solchen Höhe hinaufgeschraubt, daß man Alles hätte, trotz der bedeutenden Transportkosten, billiger von den Vereinigten Staaten beziehen können. Es galt also, sich vor allen Dingen unabhängig von den hiesigen Händlern zu stellen, und dazu besaßen sie nicht allein die Mittel, sondern auch die nöthigen praktischen Kenntnisse.

Eine kleine Farm oder Canuco, wie es hier genannt wird, hatten sie schon gekauft, wo sie jetzt eifrig darangingen, Mais, süße Kartoffeln, Yuka und andere passende Lebensbedürfnisse zu ziehen. Unten am Juruaryflusse wurde ein anderer großer Platz gelichtet und eine Backsteinbrennerei in Angriff genommen, wozu sich dort vortrefflicher Lehm fand. Aber das gefällte Holz rollte man nicht auf Haufen und verbrannte es, um es aus dem Weg zu haben, wie es die gedankenlosen Venezulaner machen, sondern man schlug und spaltete es gleich an Ort und Stelle zu Klafterholz, und setzte es solcher Art auf, daß es zugleich eine Einfriedigung um das Ganze und die einzelnen Abtheilungen der Felder bildete. — Meiler zum Kohlenbrennen wurden ebenfalls aufgestellt, während auch schon

eine Sägemühle im Bau begriffen ist, um allen Bedürfnissen zu genügen.

Die Venezulaner sehen das staunend an und stehlen vor der Hand das ihnen bequem liegende Klafterholz, um sich selber Arbeit zu sparen. Aber sie werden jedenfalls von den praktischen Amerikanern viel Nützliches lernen — besonders Bedürfnisse zu einem behaglicheren und mehr gesicherten Leben, und das allein schon wird und muß einen großen und wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben.

Sobald nun die erste Maschine aufgestellt ist, denn zu der von Amerika mitgebrochten müssen noch verschiedene große Stücke von [illegible] de las Tablas hinaufgeschafft werden, soll [illegible]n d[illegible] eigentlichen Probearbeiten beginnen, bei [illegible]nen man zunächst das dem Anschein nach am wenigsten versprechende Quarzgestein benutzen wird. Dann zeigt sich augenblicklich, wie viel — selbst im ungünstigen Falle — die Maschine lohnt, und erst mit den geprüften Erfolgen will die Gesellschaft vor das Publikum treten, um wahrscheinlich Actien auszugeben.

Nachdem ich mir die Minen um Caratal genügend angesehen und einen vollkommen klaren Begriff über die Arbeiten gewonnen, machte ich

mich am fünften Tage wieder auf die Heimreise und durfte da in der That nicht länger zögern. Die Regen hatten begonnen und es besonders zwei Nächte hintereinander dermaßen vom Himmel niedergeschüttet, daß ich eine Verzögerung fürchten mußte, wenn ich mich noch länger hier oben aufhielt. Diese aber konnte in sofern verhängnißvoll werden, daß ich dadurch den nur einmal monatlich gehenden Dampfer versäumte und nachher noch vier Wochen länger in Venezuela zurückgehalten wäre.

Fast that es mir leid, aus den Minen zu scheiden, so herzlich war ich dort nicht allein von [illegible] Deutschen, nein selbst von den verschiedenen Vene[illegible]lanern aufgenommen, aber es konnte nichts h[illegible]. Mein Glück wollte ich außerdem nicht [illegible] in den Goldbergen versuchen, denn seit Californien habe ich das Goldwaschen verschworen, und ich suchte deshalb Caratal wieder auf, um von dem Präfecten ein Maulthier zu erhalten und meine Reise beenden zu können.

In Caratal hatte ich am nächsten Morgen, nachdem es die Nacht wie mit Mulden niedergeschüttet, den interessanten Anblick der Goldsucher in den Straßen. Kinder und Erwachsene schlichen gebückt darin umher, und eine Anzahl

gefundener kleiner Stücke, von denen ich selbst noch einige besitze, wurden zum Einwechseln in den Laden gebracht, in dem ich mich befand. Ich selber fand eins und wusch auch noch etwas Sand von der Straße aus, in dem ich allerdings keine Stücke, aber eine Menge feines Gold fand.

An dem Morgen hatte ich auch noch Zeit, mir die Bevölkerung von Caratal ein wenig genauer anzusehen, und gemischt ist sie genug, das kann man nicht leugnen. Besonders auffallend sind dabei eine große Anzahl von Franzosen, die aber gerade nicht zu dem Glanzpunkt der Arbeiter gehören. Allerdings giebt es auch unter ihnen viele brave, rechtliche Leute, aber es hat sich eine Anzahl von Cayenne-Flüchtlingen zwischen sie gemischt, die ihnen so wenig wie den übrigen Ansiedlern angenehm und vortheilhaft sein kann.

Man weiß, daß schon seit langer Zeit in Cayenne selber keine politischen „Verbrecher" mehr internirt werden, was also von daher kommt, hat Anderes verübt, und wenn die Herren auch romantische Erzählungen erfinden, um ihre Verurtheilung an eine so verdächtige Stelle zu entschuldigen (so wollte der Eine seine Frau erschossen haben, die er auf einer Untreue ertappt),

so sieht man den Meisten doch ihre frühere Lebensbahn an der Stirn an.

Einige von diesen waren vor noch nicht so langer Zeit in Bolivar verhaftet worden, und zwar weil sie in sehr starkem Verdacht standen, sich an einem Einbruch und Raub betheiligt zu haben. Merkwürdiger Weise nahm aber gerade der französische Consul ihre Partei — worüber damals viel gesprochen wurde — und sie wurden, da thatsächliche Beweise fehlten, wieder auf freien Fuß gesetzt. Jetzt treiben sie sich hier in den Minen herum. Wie aber Fortuna bekanntermaßen blind ist, haben Einige von ihnen gerade die reichsten Stellen getroffen und ein Vermögen erworben, das sie jetzt wieder so rasch als möglich durchzubringen suchen — wunderliche Welt!

Deutsche giebt es hier ebenfalls in Caratal, aber sie gehören zu den geachtetsten Bewohnern der Stadt, deren eigentlichen Kern übrigens eine Anzahl Weiße, doch in der Mehrzahl Neger bilden. Diese Letzteren sind hier auch ganz fleißige Arbeiter, betreiben den Goldgewinn aber natürlich in der primitivsten und rohesten Weise, so daß man recht gut annehmen kann, sie verschleudern beim Auswaschen und Amalgamiren

eben so viel, als sie erbeuten. Was sie aber gewinnen, ist vollständig ausreichend zu ihrem Leben, denn es giebt kaum ein genügsameres Volk als die Venezulaner. Ein Stück gesalzenes Fleisch und Casavebrot aus Yuka gemacht, mit etwas Papelon — dem rohen braunen Zucker — scheint Alles zu sein, was sie verlangen, und dabei bleibt ihnen denn immer noch Geld genug zu einer gelegentlichen Flasche Agua Ardiente oder einem neuen Kleid für die Señora. Jeder von ihnen hat natürlich seine Hängematte, in der er in der Hütte schläft, und weiteres Meublement wird nicht verlangt. Wozu auch, es verstellte nur den überdies beschränkten Raum. Aber der eiserne Mörser und ein paar hölzerne Pfannen, ebenso wie Spitzhacke, Spaten und ein großer Hammer dürfen nicht fehlen, und damit ist er auch als Miner vollkommen genügend ausgerüstet.

Die kleine Stadt Caratal bietet übrigens einen ganz eigenthümlichen Anblick und gleicht auch in keiner Hinsicht irgend einer der anderen Minenstädte, die ich je besucht. Die Häuser sind niedrig, aus Lehm gebaut und alle mit den vergilbten Blättern der Caratapalme gedeckt; die Straßen gerade ausgelegt, in regelmäßigen

Quadras und verhältnißmäßig ziemlich breit, zum Theil auch — wie schon vorher erwähnt — mit Quarzsteinen gepflastert. Läden giebt es natürlich in Masse, und selbst Luxusartikel und Quincailleriewaaren haben ihren Weg hierher gefunden, da auch manche Familien heraufgezogen sind. Das Nöthige aber — Handwerkszeug, Lebensmittel und zum Hausstand gehörige Dinge mit Spirituosen bilden noch die Hauptbestandtheile der Waaren und werden zu nicht übermäßigen Preisen bezahlt. Die Fracht hierher ist ziemlich theuer, und der Centner wird sich, von Puerto de las Tablas bis Caratal allein — eine Entfernung von 46 Leguas — auf etwa 10 bis 12½ Pesos stellen. Bei Eisenwaaren und anderen schweren Dingen schon immer ein Gegenstand, da auch noch die Fracht von Bolivar hinzukommt. Im Ganzen ist es aber doch viel billiger hier, als es Anfangs in den californischen und australischen Minen war, denn erstlich ist die Concurrenz außerordentlich, und der Venezulaner außerdem kein richtiger Speculant.

Die Transporte werden bis jetzt nur noch einfach auf Eseln oder Maulthieren bewirkt. Bis Upata, von Puerto de las Tablas aus, ist aber jetzt ein abgekürzter Karrenweg fahrbar ge=

macht, und man spricht überhaupt davon, in nächster Zeit ganz ernstlich eine hier allerdings sehr nöthige Wegeverbesserung vorzunehmen. Es hält aber immer schwer, die Südamerikaner zu so etwas zu bringen. Die amerikanische Gesellschaft wird jedoch schon drängen und im schlimmsten Fall die Sache selber in die Hand nehmen. Vierrädrige Karren haben die Amerikaner auch schon mitgebracht, und wie mir Dr. Stevens selber sagte, beabsichtigen sie über die kleineren Flüsse Brücken zu schlagen, wie auf dem größeren Juruary eine ordentliche Fähre herzustellen.

Brücken existirten aber jetzt leider noch nicht, und als ich auf dem Rückweg wieder an den sonst ganz unbedeutenden Cunury kam, war er durch Regen in den Gebirgen dermaßen angeschwollen, daß wir sowohl als unsere Thiere hindurchschwimmen mußten.

Um das Gepäck übrigens trocken hinüber zu schaffen, bedient man sich eines sehr einfachen Mittels. Die Seile, die ein jeder Reiter bei sich haben muß, um sein Thier Nachts anzubinden und ihm weiten Raum zu seiner Weide zu geben, werden an den überhangenden Aesten von Baum zu Baum über den schmalen Strom ge-

spannt, dann bindet man, was man hat, in kleine Bündel fest zusammen und zieht es so über den Strom hinüber. Diese Art, einen Fluß zu kreuzen, ist allerdings sehr zeitraubend, aber sie erfüllt vollkommen ihren Zweck.

Den dritten Tag langte ich, allerdings ziemlich ermüdet, in Upata an und wurde von Herrn Meinhard wieder auf das herzlichste empfangen. Ja, er gab sogar nicht nach und ich mußte, da mir diesmal wirklich noch Zeit blieb, einen Rasttag bei ihm machen. Ich werde ihm wie seiner liebenswürdigen Frau, einer Venezulanerin, die aber vollkommen gut Deutsch spricht und auch fünf Jahre in Deutschland zugebracht hat, nie die freundliche Aufnahme vergessen.

Hier sollte ich noch Zeuge einer ganz merkwürdigen und dem Lande eigenthümlichen Krankheit wie deren Heilung sein, und ich muß gestehen, daß ich etwas Aehnliches bis dahin gar nicht für möglich gehalten, wenn ich auch oft schon davon gehört hatte.

Schon auf der Barke „Tamaupilas" war ich, wie vorher erwähnt, mit einem amerikanischen Ingenieur zusammengetroffen, dessen Ziel hier in den Minen lag. Wir hatten uns aber, nachdem wir mitsammen die lange Zeit in Quaran=

taine gelegen und dann noch den Ritt nach Caracas gemeinschaftlich gemacht, getrennt. Mr. Washburn, der Amerikaner, war nach Laguayra zurückgekehrt, um von dort ab per Dampfer nach Bolivar zu gehen, während ich durch das Land gen Süden wanderte und dann später ebenfalls die Minen besuchte. Dort trafen wir uns wieder, und der Amerikaner war so gesund wie ich selber. Noch hatte ihm kein Finger weh gethan. Uebrigens war er eben im Begriff, nach Puerto de las Tablas zu reiten und sich von dort nach Bolivar einzuschiffen, um aus den dort lagernden Maschinentheilen die zu bestimmen und auszusuchen, die hier bald und nothwendig gebraucht wurden. — Ich blieb noch zwei Tage länger in den Minen, und wir nahmen, als er in den Sattel stieg, Abschied von einander.

In Upata fand ich den armen Teufel aber schwer krank im Bett. Ein furchtbares Fieber hatte ihn erfaßt, und ein paar Aerzte waren um ihn beschäftigt, aber trotzdem nicht im Stand, ihm Linderung zu bringen.

An dem Tag, an dem ich in Upata blieb, wurde es immer schlimmer mit ihm und Señora Meinhard endlich gebeten, ihn einmal anzusehen. Allen Respect vor den Damen in Venezuela,

denn sie verstehen fast alle die Kräuterkunde ihres darin so reichen Landes aus dem Grund, wie ebenfalls die Behandlung der dort vorkommenden Krankheiten, und wäre ich selber da krank geworden, ich würde mich ohne Weiteres ihnen anvertraut und in den besten Händen gewußt haben. — Señora Meinhard war überdies eine der am besten mit der Sache Vertrauten und schien rasch genug über die Krankheit im Klaren.

„Curir' ihn auf „bicho“, sagte sie zu ihrem Mann, als sie kaum fünf Minuten bei dem Leidenden gewesen war — „es ist nichts weiter.“

Bicho heißt nun eigentlich im Spanischen ein „kleines Thier“, aber auch diese Krankheit wird hier so genannt, von der aber die Leute, trotz dem Namen, nur behaupten, daß es eine einfache — freilich lebensgefährliche Entzündung des Afters wäre. Sonderbarer Weise sind aber in den Goldminen und Bergen von Neu-Granada ganz ähnliche Fälle vorgekommen, die auf genau dieselbe Weise curirt werden, denn es giebt überhaupt nur ein Mittel dagegen, und dort behauptet man gerade, daß die Krankheit von Infusorien herrühre, die man bekomme, wenn man sich in den bergigen Waldungen auf Steine setze. In beiden Ländern ist aber die Behandlungsart die

nämliche und gleich einfach und wirksam: ein ausgeschältes Stück Citrone wird nämlich in den kranken Theil geschoben, wobei der Patient oft vor wüthenden Schmerzen laut aufschreit. Aber fast stets ist die Krankheit dadurch nicht allein gebrochen, sondern der Patient auch fast eben so rasch vollständig geheilt — und hier hatte ich davon ein wirklich merkwürdiges Beispiel.

Der Amerikaner ließ Alles mit sich geschehen; ich hörte ihn allerdings vor Schmerzen stöhnen und die Nacht war er sehr unruhig, am nächsten Morgen aber, wo ich sehr früh aufbrach, um im Hafen den schon erwarteten Dampfer noch zu erreichen, fühlte er sich etwas erleichtert und das Fieber schien gewichen zu sein.

Im Hafen mußte ich allerdings zwei Tage liegen bleiben, denn der Dampfer hatte sich verspätet, war aber zum äußersten erstaunt, als ich am zweiten Morgen noch vor Tag den todkrank geglaubten Washburn mit seinem Begleiter und Krankenpfleger, einem wackern Amerikaner, der wie ein Bruder für ihn gesorgt, anreiten sah. Er war so vollständig geheilt, daß er die Strecke von reichlich 14 Leguas in einem Striche hatte zurücklegen können, und verdankte allein der Señora Meinhard sein Leben.

Der Ritt von Upata nach Puerto de las Tablas bot nichts Bemerkenswerthes weiter; nur einer Eigenthümlichkeit der dort wachsenden Chaparro-Bäume möchte ich erwähnen, die mir schon von verschiedenen Seiten genannt war, die ich aber nicht hatte glauben wollen, bis sie mir auch mein jetziger Führer bestätigte. Wir trafen nämlich Arrieros, die ihre Hängematten zwischen einigen dieser wunderlich knorrigen Bäume aufgehangen hatten, und mein Führer (selber ein Arriero oder Maulthiertreiber) versicherte mich nun, daß dieser Baum eine ihnen ganz unerklärliche Eigenschaft besitze, nämlich die: nur gegen Morgen zu brechen.

Wenn man sich Abends seine Hängematte befestige, starke Aeste dazu aussuche und sie auch vorher, durch Daranreißen, probire, so könne man sich fest darauf verlassen, daß sie den Schläfer, ob er sich auch in seiner Hängematte umherwerfe, die ganze Nacht sicher hielten. Gegen Tagesanbruch aber, wenn der Ast nicht außergewöhnlich stark sei, knicke er plötzlich ab, und der Schläfer werde auf solche Art sehr rauh geweckt.

Verbürgen kann ich es nicht, aber mein Führer war ein sehr ordentlicher, braver Bursch und

kein Aufschneider, und wie gesagt, hatte ich das Nämliche schon vorher von vielen Anderen versichern hören.

Am 2. Juni war ich im Hafen eingetroffen, wo denn auch gewöhnlich der an diesem Tag jeden Monats fällige Dampfer erwartet wurde. An diesem Tag soll er Bolivar etwa um zehn oder elf Uhr verlassen, Nachmittags zwischen vier und sechs Uhr in Puerto de las Tablas anlangen, und dann den Orinoco hinab Trinidad anlaufen, um dort die Verbindung theils mit Europa, theils mit der Nordküste von Venezuela herzustellen. Diese Dampferlinie ist aber reine Privatsache — das Fahrzeug gehört dem Capitän, der nicht die geringste Verbindlichkeit für irgend einen Post- oder Passagieranschluß übernommen hat, und es bleibt deshalb immer nur Glückssache, wenn man mit ihm die bestimmte Stelle auch zu einer bestimmten Zeit erreicht.

Diesmal traf er, anstatt am 2. am 4. und zwar elf Uhr Nachts ein, und hielt sich nur so lange auf, um einige Passagiere an Land zu setzen. Ich selber brauchte aber keine lange Vorbereitung, sondern sprang nur, als ich die dröhnende Pfeife hörte, aus meiner Hängematte, hakte diese ab und wickelte sie zusam-

men, und ging dann mit dem rückkehrenden Boot an Bord.

Heimwärts! — Alle die letztüberstandenen Mühseligkeiten und Beschwerden waren vergessen, und mit Jubel im Herzen war ich mir bewußt, wieder einmal, nach langer Pilgerfahrt, dem Vaterland entgegen zu fahren.

14.

Rückblick auf Venezuela und das deutsche Consulatswesen.

Das weite große Land liegt hinter mir, und mit meiner Erinnerung zurückschweifend, kommt es mir fast so vor, als ob ich vor den runden Gläsern eines Meßpanoramas stände, und nur in das eine oder andere derselben hinein zu schauen brauche, um bald die ölsprudelnden Quellen Pennsylvaniens, bald die Council Lodge am Nordplatte, bald die wilden Wälder von Arkansas, die Riesen-Vulkane in Mexiko, die stillen Baien in Ecuador, die weiten Llanos von Venezuela oder die fast undurchdringlichen Dickichte des Orinoco vor mir auftauchen zu sehen. Wenn ich zuweilen Morgens aufwache, weiß ich auch wahrlich nicht gleich, wo ich mich befinde,

im Schlafcoupé einer Eisenbahn, an Bord eines Dampfers oder Segelschiffes, am Lagerfeuer oder im Hôtel, und hätte ich überhaupt Nerven, so wäre dieser stete Wechsel wohl im Stande, mich nervös zu machen. — Aber endlich gewinnt die ruhige Ueberlegung doch die Oberhand, und die dem Geist zuletzt eingeprägten Bilder treten am schärfsten und deutlichsten hervor. Und das sind die Zustände Venezuelas, von denen an Bord außerdem überall gesprochen wurde, während der Dampfer ebenso die letzten Neuigkeiten aus Bolivar sowohl, wie selbst aus Caracas mitgebracht.

V e n e z u e l a! was für ein reiches, glückliches Land könnte es sein, und was ist es — nach den ewigen Revolutionen und Parteikämpfen und unter dem Raub- und Plünderungssystem seiner Beamten j e t z t? Daß eben das ganze Land von Soldatenbanden überstreut sei, wußte ich ja gut genug, und ebensowenig konnte ich mir auch verhehlen, daß die Revolution am stärksten im Land vertreten sei und von a l l e n Klassen, fast ohne Parteiunterschied, begünstigt werde. Aber es war keine Ordnung in der ganzen Sache, keine Organisation, und das Schlimmste, die Revolutions-Partei — wenn sie

überhaupt so genannt werden kann — hatte keinen einzigen bestimmten Führer, keinen einzigen hervorragenden Namen, für den sich das Volk, wenn auch nur momentan, hätte begeistern lassen.

Die Parteileidenschaft war aber glücklicher Weise auch gar nicht so schlimm aufgestachelt, als in früheren Jahren. Es galt diesmal keinen Kampf um ein Princip, wie in der letzten Revolution zwischen den Godos (Aristokraten oder vielmehr Besitzenden) und den Föderalen oder Demokraten, der besonders die Letzteren zu den furchtbarsten Grausamkeiten trieb, sondern es war mehr ein ärgerlicher Schrei aller Parteien, die dem Raubsystem Falcon's und seiner Creaturen wollten ein Ende gemacht haben. Die Godos hüteten sich indessen diesmal, wieder als Partei aufzutreten. Sie verlangten auch in der That nicht das Geringste für sich selber, sondern sie boten den früheren Feinden, den Föderalen, willig die Hand und stifteten die „Union".

Die Constitution Venezuelas sagt allerdings, daß kein Bürger zum Militärdienst gezwungen werden kann; aber Du lieber Gott, was sagen diese südamerikanischen Constitutionen nicht Alles, und wer sich immer daran kehren wollte, könnte nur sehr unbequem regieren! Beide Parteien

haben denn auch, von diesem Grundsatz ausgehend, sehr wenig Umstände mit den „Landeskindern" oder Republikanern gemacht, sobald sie dieselben gebrauchten. Sie steckten sie allerdings in keine Uniform, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine hatten, aber sie drückten ihnen einen Spieß oder eine alte Muskete in die Hand, und der neugebackene Soldat war fertig. Sie bekamen auch keinen Sold, den blieb ihnen die Regierung schuldig; und Lebensunterhalt? ei, so lange es noch eine Kuh oder ein Kalb im Lande gab, brauchten sie nicht zu fürchten, daß sie Hunger litten.

Die Kühe nahmen aber doch in der That ein Ende. Was es im Lande gab, wurde auf das erbarmungsloseste, besonders von den Regierungstruppen, beigetrieben und neue Zufuhr vom Apure-Fluß und aus den Llanos blieb aus, denn wer wollte Vieh zum Markte bringen, wo er fast die Gewißheit hatte, daß es ihm unterwegs confiscirt wurde? Es dachte Keiner daran.

Die Partei der Blauen oder Reconquistadores war indeß im Lande mit jedem Tag gewachsen. Das Volk fing an, den Druck der Regierung unerträglich zu finden, und ein Ausbruch mußte

in nächster Zeit stattfinden. Das sah ich schon, als ich durch das Land ging, wo die Trupps der Blauen den Regierungstruppen immer näher rückten und nur auf einen Befehl zu warten schienen, um den ersten Angriff zu wagen — und diese Stunde blieb denn auch nicht aus.

General Colina in Caracas — seiner Grausamkeit wegen el Colera genannt — fand die Stadt so eingeschlossen, daß er seine kleine Armee auf die Hauptstadt selber zurückzog, und rückte erst wieder in geschlossenen Colonnen aus, als das erste Corps der Blauen wirklich Caracas bedrohte, aber es bekam ihm schlecht. Die Truppen unter seinem speciellen Befehle waren am besten gekleidet und bewaffnet, aber trotzdem konnten sie den Reconquistadores nicht Stand halten. Er wurde zurückgeschlagen, und vom Präsidenten selber verlassen, sah er sich endlich nach einem blutigen und vier Tage in den Straßen von Caracas dauernden Gefecht genöthigt, zu capituliren.

Die Regierungstruppen waren dabei, als letzten Zufluchtsort, in die erst neu restaurirte und einfach aber würdig hergestellte Kathedrale geworfen worden. Die Reconquistadores wollten das Gebäude schonen und boten dem Feind an,

die Kathedrale als neutral zu erklären. Der Negergeneral Colina wies es zurück, und die Folge war, daß der schöne Bau wieder auf das grausamste zerstört wurde. Aber die Gelben konnten sich auch da nicht halten, und hier — nach einem vollständigen Sieg — machte die Revolutionspartei den großen Fehler, Falcon's Generale in der Stadt und die Regierung noch gewissermaßen in ihren Händen zu lassen. Der Congreß sollte allerdings den endgiltigen Ausschlag geben, aber wo war der Congreß? In der Verwirrung hatte er sich aufgelöst, und es bedurfte später eines neuen Kampfes, um der Revolution den vollständigen Sieg zu sichern.

General Bruzual, ein getreuer Anhänger des geflüchteten Falcon, war indessen mit einem ebenfalls Falcon'schen Ministerium zum Vicepräsidenten oder Designado ernannt worden. Falcon hatte die drei Kriegsschiffe der Regierung mit fortgenommen, und die Reconquistadores standen noch unter Waffen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Niemand wußte in der That, wer Koch oder Kellner war, und die Confusion zeigte sich so versprechend, daß der frühere Präsident von seiner Insel her — nachdem er zwei Kriegsdampfer zurückgeschickt, den größten aber,

den „Bolivar", für sich und zu weiterem Gebrauch behalten — einen Protest gegen das Geschehene und zugleich die Erklärung erließ, daß er sich keineswegs als hinausgeworfen betrachte.

Dieses letztere war nun allerdings mehr komisch, als irgend Gefahr drohend, denn von allen Venezulanern hat gerade Falcon die wenigste Aussicht, den mißhandelten Präsidentenstuhl je wieder einzunehmen. Aber es beweist doch deutlich, daß seine Creaturen ihre Sache noch lange nicht so verzweifelt ansahen, oder gar verloren gegeben hatten.

Bei einem solchen Zustand der Dinge hielt es denn Señor Dalla Costa, der Präsident von Guyana, gerathen, seinen eigenen Staat solchen Wirren zu entziehen, und ihn so lange für unabhängig von der Centralregierung zu erklären, bis sich die verschiedenen feindlichen Behörden oder das Volk über ein neues Oberhaupt verständigt hätten. Er stand überhaupt schon seit längerer Zeit mit Falcon auf einem sehr gespannten Fuß, denn der Präsident haßte und — fürchtete ihn. Falcon brauchte überhaupt Leute, die nicht dem Vaterland, sondern *ihm* dienten, und der Präsident von Guyana hatte *ihm* schon ein paarmal bewiesen, daß er sich

eben nicht besonders um seine Gunst bewerbe. So erst neulich, als von Caracas ein Schreibebrief kam, worin er ersucht wurde, einem der zahllosen Generale, „dem das Land zu besonderem Dank verpflichtet sei", obgleich das Land gar nichts davon wußte, eine Anzahl von Quadratleguas in der Provinz, die er sich selber aussuchen würde, zur Verfügung zu stellen.

Dalla Costa antwortete artig: es thäte ihm sehr leid, keinen Grund und Boden zur Verfügung zu haben, da er von dem, was dem Staat gehöre, nichts verschenken dürfe, während das andere schon allenthalben seine festen Besitzer habe. Der verdienstvolle General mußte sehen, daß er sich wo anders unterbrachte.

Rasch im Handeln, ließ er es auch hier nicht lange bei der einfachen Unabhängigkeits-Erklärung, sondern unternahm ohne Weiteres die anderen nöthigen Schritte. General Briceño, der die in Bolivar stehenden Falcon'schen Truppen commandirte, erhielt augenblicklich den Befehl, sein Commando niederzulegen und nach Caracas zurückzukehren, oder, wenn er das vorzöge, als Privatmann in Bolivar zu leben, und die wenigen noch vorhandenen Truppen wurden ebenfalls ihres Dienstes, und zwar in höchst charak-

teristischer Weise, enthoben. Dalla Costa ließ ihnen nämlich sagen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegen würde, wenn sie in die Minen gingen, was auch von ihnen mit Vergnügen angenommen wurde. Sie bekamen dann Jeder Lebensmittel für den Weg, und ich glaube, auch etwas Geld, und verließen in Frieden die Stadt, ja, es sollen sich ihnen sogar einige Officiere angeschlossen haben.

Der nächste Schritt war, die Douane mit Beschlag zu belegen, die vorläufig allerdings nur 80,000 Pesos Schulden hatte. In Venezuela giebt nämlich die Regierung stets, wenn sie sich in Verlegenheit befindet (ein Zustand, der hier permanent ist), Anweisung an das Zollamt auf so und so viel Procent, und erläßt gleich darnach, da sie natürlich das Geld selber braucht, einen Befehl, der die Zahlungen an Privatpersonen sistirt. Diese behalten dann die Zettel und müssen zusehen, wie sie in späterer Zeit einmal ihr Geld bekommen.

So hatte die Regierung in Caracas auch etwa 80,000 Pesos Werth (ein Peso eine Kleinigkeit mehr als unser preußischer Thaler) Anweisungen auf das Zollamt zu Bolivar ausgestellt; immerhin sind aber die Einnahmen nicht

unbedeutend, und da man in Caracas von jetzt an nicht weiter darauf abgeben kann, ist auch die Hoffnung da, daß der Staat Guyana wieder in kurzer Zeit zu Geld kommt.

Die Zollbeamten wurden einfach nach Caracas zurückgeschickt und Guyanesen an ihrer Statt genommen.

So standen die Verhältnisse damals in Venezuela, und es war nicht abzusehen, wie sich dieser Zustand in Bälde ändern könnte. Im Land selber sprach man allerdings davon, Dalla Costa zum Präsidenten über die ganze Republik zu wählen, aber er selber schien wenig Lust zu haben. Er liebt *seinen* Staat Guyana am meisten und weiß dabei recht gut, welchen Augiasstall ein Mann zu reinigen bekommt, der in diesem Augenblick an die Spitze der Regierung treten wollte.

Falcon hat die Staatskasse nicht allein bis auf den letzten Centabo geleert, sondern auch eine Schuldenlast hinterlassen, die man wahrscheinlich noch nicht einmal in ihrem ganzen Umfang kennt. Schlimmer aber noch als das ist das von ihm geschaffene Wespennest der zweitausend Generale, die Alle fort besoldet werden wollen, oder sonst jedenfalls augenblicklich

in die Reihen der Unzufriedenen treten und die neue Regierung zu unterwühlen suchen. Natürlich! wovon sollen sie sonst leben? Aber das ganze Volk *kann* eben nicht besoldet werden, und wenn auch Falcon's Anhänger, indem sie *ihm* beistanden, nur für ihren eigenen Lebensunterhalt kämpften, so konnten sie doch der allgemeinen Volksstimme nicht die Stirn bieten, und ihr Beschützer, der von ihnen — aber auch nur von ihnen allein — den Beinamen des Großmüthigen erhielt, wurde weggefegt. „*Großmüthige*" — aber ich will mich über den Zunamen nicht lustig machen, denn man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man selber in einem Glashause wohnt. Wir haben bei uns in Europa eben so schöne und ebenso mit vollem Recht erworbene Titel, von ebensolchen Leuten ausgestellt; deshalb braucht man keine Reise nach Südamerika zu machen.

Venezuela hat außerdem in der ganzen Zeit nicht einmal die Zinsen seiner auswärtigen Schulden bezahlt; das Land selber ist auf viele Jahre hin ruinirt, das Vertrauen zu dem ganzen Staat vollständig erschüttert. Wen könnte es unter solchen Umständen gelüsten, ein derartig leckes Schiff in den Ocean hinauszusteuern?

So lange aber dieser Zustand dauert, bleibt Guyana unabhängig, sein Präsident decretirt indessen eine Masse von Verbesserungen für diesen Staat, natürlich auf allgemeine Staatskosten (so war Dalla Costa's erstes Decret, nach der Unabhängigkeits-Erklärung, die Gründung einer höchst nöthigen Mädchenschule), und kommt nachher die venezulanische Union wieder zu Stande, so schließt er sich derselben — wie das schon früher einmal geschehen — nur unter der Bedingung an, daß die Central-Regierung alle, in dem Ausnahmezustand erlassenen Gesetze anerkennt und sanctionirt.

Und ist es denn gar nicht möglich, diesem schönen Lande den Frieden zu geben und eine dauernde Sicherheit herzustellen?

Man hat, besonders in den niedergeworfenen Südstaaten Nordamerikas, viel von einer Monarchie gesprochen, die diesen ewigen Unruhen ein Ende machen könnte. Ebenso ist der Gedanke in den altspanischen Republiken aufgetaucht, und ich selber muß gestehen, daß ich fest überzeugt bin, das Volk dieser Länder würde unter einer richtigen und festen Monarchie glücklicher sein und die Reichthümer seines Landes besser ausbeuten und genießen können, als in

seiner jetzigen, in Hohn und Spott so genannten Freiheit. Aber ist eine Monarchie wirklich unumgänglich nöthig, und würde sie auch nicht wieder eine Masse von Unsinn und Firlefanz zwischen Völker bringen, die wie die Kinder von solchen Neuerungen nur immer zuerst und am leichtesten das Schlechte und Ueberflüssige annehmen und den eigentlichen Kern unbeachtet lassen? Es wäre das jedenfalls ein etwas gefährlicher Versuch, denn mit einer Monarchie, die allerdings die vierjährigen Stellenjäger beseitigte, würde auch wieder eine neue und höchst unnöthige Menschenklasse geschaffen werden: das Geschlecht der Kammerjunker &c., das sich, wenn einmal in die Welt gesetzt, nur außerordentlich schwer wieder ausrotten läßt, ohne — wie jedes andere Unkraut — auch irgend Jemandem außer sich selbst den geringsten Nutzen oder Vortheil zu bringen.

Nein, es giebt ein anderes, besseres Mittel, das über kurz oder lang auch angewandt werden muß, wenn diese Republiken nicht gänzlich zu Grunde gehen sollen. Ja, selbst die Vereinigten Staaten werden ihre Constitution dahin abändern müssen, und die Südstaaten dort hatten diese Abänderung schon auf ihrem Programme.

Es ist das die Unabsetzbarkeit der Beamten, die allein den Ländern Rettung bringen kann, denn sie hebt mit Einem Schlage den Grund der Revolution, die ewigen Wühlereien gewissenloser Stellenjäger auf, weil sie dieselben vollkommen zwecklos macht.

Ein einmal eingesetzter Beamter darf nicht abgesetzt werden, wenn nicht ein vollgiltiger Grund, wie z. B. Defraudation, dabei vorliegt, dann aber muß ihm auch der Wiedereintritt in den Staatsdienst ohne Erbarmen für immer abgeschnitten sein.

Einmal ist es eine anerkannte Thatsache, daß ein Mann, der sich in seinen Beruf erst ordentlich eingearbeitet hat, demselben auch viel tüchtiger vorstehen und rascher arbeiten und mehr leisten kann, als ein Neuling, der eben erst hineintritt, während er schon vielleicht gleich vom ersten Beginne an die Aussicht oder gar Gewißheit hat, in vier Jahren doch wieder an die Luft gesetzt zu werden. Wäre er selbst der ehrlichste Mensch von der Welt, er könnte das nicht leisten, was sich ein Anderer zu seinem Lebensberuf gestellt, und wollte man dagegen einwenden, daß man dem Staat dadurch eine neue Last in den Pensionen aufbürden müßte, so ant=

worte ich darauf, daß das Doppelte der Pensionen dem Lande noch nicht die Hälfte von dem kosten würde, was ihm jetzt betrügerische Beamte aus der Tasche stehlen.

Und der Diebstahl gereicht ihnen dabei noch nicht einmal zur Schande, denn sie haben dadurch, wie z. B. jetzt in Venezuela, weiter nichts gethan, als daß sie dem Beispiel ihres edlen Präsidenten gefolgt sind. Wer will sie nachher über das Geschehene zur Rechenschaft ziehen, wie sind sie im Stande, das Oberhaupt des Staates selbst eines Vergehens zu bezichtigen, das sie vier Jahre hindurch jeden Tag selber begehen?

Wir haben in Europa im Verhältniß durchschnittlich ehrliche Beamte. Der jetzige Beamte einer dieser Republiken dagegen stiehlt seine Zeit durch und zieht sich dann in die Stille des Privatlebens zurück; sollte er aber wirklich entdeckt oder vielmehr angeklagt werden, denn er kann die Sache gewöhnlich gar nicht so geheim betreiben, und wurde er wirklich, wenn es nicht mehr zu verhindern ist, abgesetzt, nun, so ändert er einfach seine Politik, arbeitet für die Gegenpartei, um diese an's Ruder zu bringen, und sucht dann wieder einen fetten Posten wegzuschnappen.

Vollkommen über den Haufen geworfen ist aber dieses ganze unglückselige System, wenn der einmal von einer Regierung eingesetzte Beamte, der aber in diesem Falle auch von der Pike an dienen muß, um seinen Beruf richtig zu studiren, nicht mehr bei einem Regierungswechsel abgesetzt werden kann und darf. Nicht allein daß dadurch, wie schon vorher erwähnt, dem Staat viel bessere Beamte erzogen werden, nein, die Creaturen der Gegenpartei haben auch keine Aussicht mehr, selber etwas für sich zu verdienen, und müssen deshalb anfangen, auf einen ehrlichen Erwerb zu denken.

Ehrgeizige Leute wird es allerdings immer geben, die gern Präsident werden möchten, aber wer soll sie unterstützen. Soviel baares Geld können Wenige — vielleicht Keiner — daran wenden, und Versprechungen, von denen man gleich von vornherein weiß, daß sie unmöglich erfüllt werden können, fallen nicht mehr in's Gewicht. Das Heer der Stellenjäger, für welche kein Platz mehr offen bleibt, ist gesprengt, und ein nöthiges Staats-Examen macht ihre ganze, jetzt so verderbliche Sippschaft vollkommen harmlos und ungefährlich.

Der Congreß Amerikas, der im Stande ist,

ein solches Gesetz durchzuführen, wird mehr, viel mehr für diese Länder thun, als je Bolivar gethan hat, als er sie vom spanischen Joche befreite. Ich verkenne auch die Schwierigkeiten nicht, die es haben wird, ein solches Ziel zu erreichen; es werden sich die Stimmen aller Derer dagegen erheben, welche die Tragweite einer solchen Maßregel für sich einsehen und ihre Existenz als Blutegel des Staates dadurch bedroht wissen. Die aber, die es wirklich gut mit ihrem Vaterland meinen, müssen desto kräftiger darauf hinarbeiten, um das eigentliche Volk über den Nutzen und die Wohlthat einer solchen Maßregel aufzuklären.

Monate sind seitdem verflossen und die Anhänger Falcon's entweder aus dem Land gejagt oder unterworfen -- noch aber ist das Schicksal des Landes nicht geklärt, und man spricht jetzt davon, einen früheren Präsidenten, der zu seiner Zeit die Staaten ebenfalls bis auf das Letzte ausgesogen, aber jetzt gute Besserung versprochen hat — Monagas*), auf's Neue an's Staatsruder zu stellen. Er scheint sich wenigstens in der letzten Revolution vortrefflich benommen

*) Kürzlich gestorben.

zu haben, und man kann es jedenfalls einmal mit ihm versuchen.

Und wie stellen sich indessen die Verhältnisse unserer deutschen Landsleute in Venezuela, wie in allen übrigen südamerikanischen Republiken? — Es lohnt wahrlich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, und auch zu erfahren, was unsere Deutschen da drüben thun und wie sie über Deutschland selber denken.

Die Deutschen waren bis jetzt diesen südamerikanischen Regierungen die liebsten Ansiedler, und weshalb? — weil sie, wie man es hier ganz naiv überall aussprechen hört, durch ihre Consuln nie Ansprüche gemacht und die Regierungen belästigt haben. Daß sie aber trotzdem nur zu häufig geplündert wurden, versteht sich von selbst.

Früher war das freilich nicht zu ändern. Der Bundestag — mit Respect zu melden — war eine hohle, machtlose Puppe und einer der Kleinstaaten eifersüchtig auf den andern. Das hat sich jetzt Gott sei Dank geändert, Deutschland ist, durch das energische Handeln des Mannes, zu dem wir früher das wenigste Vertrauen hatten, in den Rang eingetreten, den es seiner Größe und Macht nach verdient, und wir müssen jetzt auch dafür Sorge tragen, daß es

sich und seinen Landeskindern auch die Achtung im Auslande sichert, die wir nun mit Recht beanspruchen können.

Es wird wohl Niemand leugnen, daß das Jahr 1866 für Deutschland einen gewichtigen und mächtigen Umschwung gebracht hat, obgleich es leider Gottes selbst in Deutschland noch eine große Partei giebt, die das Segensreiche desselben für unser großes und schönes Vaterland leugnen und in kleinlichem Particularismus die frühere Misère zurückverlangen möchte. Den Leuten wäre es zu wünschen, daß sie einmal eine Reise nach den verschiedenen Ländern Amerikas oder irgend einem andern Theil der Erde, wo Deutsche leben, machen könnten, um sich selber zu überzeugen, wie alle die Deutschen, denen wenig daran liegt, ob Hessen oder Nassau eigene Fürstenthümer bilden, und die sich nur stets nach einem einigen großen Vaterlande gesehnt, über die jetzige Umgestaltung denken.

Und weshalb war das so? Weshalb war bei ihnen Allen diese Sehnsucht nach einem einigen Deutschland viel stärker ausgeprägt und betont, als bei uns selber daheim, die wir doch ein größeres und directeres Interesse dabei zu haben schienen? Es geschah dies nicht allein, weil jene

Landsleute einen weiteren und größeren Horizont haben, als wir daheim in unserem engen Dunstkreise, mit einer Masse einzelner Interessen dabei, mit dieser verwünschten deutschen Gemüthlichkeit, die lieber selber Unrecht leidet, ehe sie einem Andern das geringste zufügt — unsere ganz bodenlose Geduld ja nicht zu vergessen — sondern es geschah vorzüglich deshalb, weil Niemand besser, als sie da draußen, die unter fremden Menschen und Nationen lebten, verstehen und hören konnten, was man früher im Auslande über uns dachte und sprach, und wie man jetzt dagegen denkt und spricht.

Und wollt' ich sie Alle zusammen schmeißen,
Ich könnte sie doch nicht Lügner heißen! —

mußten sie sich heimlich sagen, aber in der Seele hat es ihnen — und mir selber, oft gebrannt, wenn wir uns draußen nicht etwa schimpfen hörten — das hätte sich ertragen lassen, denn man konnte es einer andern Ursache zuschreiben — nein, als man uns verlachte, wie der Bundestag zu einem Kinderspott geworden, und es eigentlich nichts Lustigeres in der politischen Welt gebe, als unsere erbärmliche Kleinstaaterei, als die Noten des Herrn von Beust und das vollkommen übermüthig gewordene preußische Junkerthum.

Es soll um Gottes willen Niemand glauben, daß die Deutschen im Ausland auf den damaligen Herrn von Bismarck weniger geschimpft und ihn für den Unterdrücker unseres Vaterlandes gehalten haben, als wir selber daheim. Wir hatten auch noch nicht den geringsten Grund, zu glauben, daß das preußische Säbelrasseln — nachgerade eine permanente Musik in Deutschland — einen andern als den bisherigen Ausgang nehmen würde, nämlich: rüsten und mobil machen, dann klein beigeben und nachher das Geld aus der Staatskasse nehmen, wo man es gerade fand. Da wurde auf einmal wirklich zugeschlagen, was bis jetzt kein Mensch für möglich gehalten, da wurde der Kurfürst von Hessen ein- und der König von Hannover hinausgesteckt. Nassau verschwand, Deutschland bekam in Holstein gute Häfen für seine Flotte, und Napoleon III., anstatt wieder großartige und bedeutungsvolle Neujahrsreden zu halten, schrie alle Welt um Hilfe an, daß Preußen zu gefährlich würde, daß es das Gleichgewicht störe und nächstens überkippen müsse. Der Sinn der ganzen Sache war aber der, daß er Verbündete nothwendig gebrauchte, weil er seine Zeit verpaßt hatte und sich jetzt fürchtete, mit Preußen (oder

was jetzt gleichviel sagen wollte, mit dem ganzen Deutschland) allein anzubinden.

Die Nachricht der ungeheuren Siege, die Preußen — und Preußen allein durch die Intelligenz seiner Führer und den Muth seiner Soldaten — erfochten, flog dabei mit Hilfe der Elektricität und des Dampfes gleichzeitig nach allen Richtungen, und wie sie so Schlag auf Schlag einander folgten und jeder Dampfer neue Siegesbotschaften brachte, wie bald darauf die Kunde kam, daß Oesterreich und Preußen Frieden geschlossen, daß Baiern und Würtemberg, im Fall eines Krieges mit dem Ausland, Preußen den Oberbefehl über ihre Armeen zugeständen, da begann zuerst die Times, wohl das weitverbreiteste, aber auch das perfideste Blatt der Erde, achtungsvoll von Preußen und Deutschland zu reden, die Allgemeine Zeitung hörte auf ironisch zu sein, und alle auswärtigen Blätter erzählten ihren erstaunten Lesern die Wundermär eines siebentägigen Krieges. In allen Welttheilen aber, wo Deutsche leben, ging ein Jubelgeschrei von Stadt zu Stadt. Das unmöglich Geglaubte war nicht allein möglich, sondern in ununterbrochener Reihenfolge Thatsache geworden, und der Mann, der es allein entworfen und durch=

geführt — Graf Bismarck — wurde der Held des Tages.

Und finden wir nun da draußen in fremden Welttheilen die ebenso getheilte Ansicht, daß sich Baiern und Würtemberg nicht dürfe an Preußen anschließen, sondern beide Länder gezwungen seien, ihre Selbstständigkeit zu bewahren? Es fällt keinem Deutschen im Auslande ein, einen solchen Unsinn zu behaupten, denn da draußen wissen sie es viel besser, als es in Baiern der Fall zu sein scheint, daß im Fall eines Krieges mit Frankreich Baiern den ersten Anprall auszuhalten hätte und Preußen doch zuspringen müsse, um den Feind wieder über die Grenze zu werfen. Ein einiges Deutschland wollten sie, ein großes und mächtiges Reich, eine Flagge, und als dieser Wunsch der Verwirklichung nahe trat, da sahen sie, daß sie sich nicht in ihren Hoffnungen geirrt. Die Deutschen waren plötzlich eine Nation geworden, Graf Bismarck, der glücklicher Weise einen Namen hat, den die Spanier und Engländer aussprechen können, was ihnen nicht mit allen Namen gelingt, wurde der populärste Mann der Welt, ja, in den südamerikanischen Llanos und den nordamerikanischen Wäldern hörte ich sogar seinen Namen, während sein

lebensgroßes Papierbild in vielen Exemplaren in Venezuela verkauft wurde.

Was wußte man früher in ganz Amerika von deutscher oder gar preußischer Politik, wo man kaum den Namen des Landes kannte und keinen Begriff von seinem Umfang hatte! In Peru galt Hamburg für Deutschland — Deutschland liege in Hamburg, das war die ganze Geographie, die man sich davon gemacht. Das hat sich ganz urplötzlich geändert. Karten von Europa sind vorgesucht, und man hat zu allgemeinem Erstaunen gefunden, daß Deutschland nicht allein wirklich existire, sondern auch wahrscheinlicher Weise fast so viel Einwohner habe, als ganz Südamerika zusammen.

Auch Achtung vor unserer Flotte werden sie bekommen. Sonst kamen hamburger und bremer, oldenburger und preußische Schiffe ein, alle mit verschiedenen Landesfarben. Die Schleswig-Holsteiner sogar unter dänischer, die Hannoveraner unter einer andern Flagge, die man sehr natürlich für die englische hielt. Jetzt kommen sie alle unter schwarz, weiß und roth, eins nach dem andern, die Häfen mit derselben Flagge füllend, und höchstens die Amerikaner werden mit uns an Zahl noch concurriren können.

Es wäre ein Glück für Deutschland, wenn von dem Süden unseres schönen Reiches viele, recht viele Söhne hinaus in die Fremde ziehen und sich dort ein wenig umsehen wollten. Sie würden nachher sicher andere und größere Ideen mit nach Hause bringen, als sie jetzt daheim hegen und aussprechen. Sie würden fühlen, daß sie nur selber im ganzen Deutschland etwas gelten können, ebenso wie auch Preußen schon jetzt in dem großen Norddeutschland anfängt aufzugehen — allein aber, und wie sie es nennen, unabhängig, nur von dem übrigen Europa geduldet wurden, weil sich die Nachbarländer, und besonders Frankreich, durch ihre Unbedeutendheit sicher wußten. In Deutschland gab es damals kein Gleichgewicht, denn es schwankte nach allen Seiten, und so wollte man es haben — jetzt, da sich das geändert und wir den Schwerpunkt gefunden haben, der uns zusammenhält, schreit Frankreich, daß wir das Gleichgewicht stören, und die Particularisten stimmen lustig mit ein.

Dort draußen in der Welt aber giebt es keine Baiern, Preußen, Hannoveraner oder sonstige Einzelstaatler mehr; es sind lauter Deutsche, und nicht ein Beispiel ist mir auf meiner ganzen Reise vorgekommen, nicht ein einziges Mal

habe ich von irgend einem Deutschen, welchem Stamme er auch daheim angehörte, nur die hingeworfene Aeußerung vernommen, daß Preußen doch vielleicht ein wenig zu scharf voranginge. Nein, im Gegentheil wurde überall die Frage aufgeworfen: „Ja, aber weshalb um des Himmels willen hat es denn nur nicht eingesteckt, was es schon in der Hand hielt? Wir müssen ein Reich werden, oder sonst zerfällt die ganze Geschichte wieder!"

Die Deutschen im Auslande haben es aber auch nicht bei bloßen Redensarten und Wünschen bewenden lassen, sondern wo ihre Hilfe in Anspruch genommen wurde, oder sie überhaupt aus so weiter Ferne helfen konnten, wacker eingegriffen und reiche Sammlungen für fast jeden nationalen oder wohlthätigen Zweck veranstaltet. Sie sind mit einem Worte brave, wackere Deutsche geblieben, und es ist deshalb zu hoffen, daß endlich einmal auch Deutschland einsehen wird, daß uns daheim die ausgewanderten Landeskinder ebenfalls noch angehören, und eine Aenderung in dem alten kleinlichen System eintreten muß, das früher von sämmtlichen deutschen Regierungen, und am schlimmsten von Preußen selber, beobachtet wurde.

Es ist nämlich eben so komisch als unbegreiflich, daß deutsche Regierungen die Auswanderung aus ihren Ländern gewissermaßen als eine persönliche Beleidigung betrachteten. Sie schienen darin die Erklärung zu sehen, daß der Auswanderer mit ihrer väterlichen Fürsorge für sein Wohl nicht zufrieden — also unverschämt sei, und wollten von einem so undankbaren Menschen nichts weiter wissen.

Ganz in diesem Sinne war deshalb auch das Consulatswesen beschaffen, das fast nur als Ehrenposten an Kaufleute übergeben wurde, und fast allein den Zweck und die Bestimmung hatte und haben konnte, den in solchen Häfen einlaufenden Schiffen den Verkehr mit den dortigen Regierungen zu erleichtern, indem sie, mit den üblichen Formen und Geschäftswegen des Landes bekannt, den Capitänen besser an die Hand gehen konnten. Daß der ausgewanderte Deutsche noch als unter deutschem Schutz stehend betrachtet werden sollte, würde als eine lächerliche Anmaßung zurückzuweisen sein, und wurde zurückgewiesen, wie ich manche Beispiele aufzählen könnte.

Eigentlich war das auch kaum anders möglich, denn welchen Schutz hätten ihm die verschiedenen deutschen Kleinstaaten auch wohl lei-

sten können? Hätte Baiern die Flotte auf seinem Ludwigscanal bemannen oder Schleiz und Lobenstein seine Armee in einem Omnibus herüberschicken sollen? Deutschland war vollkommen machtlos dem Ausland gegenüber, und in Venezuela z. B. werden die Deutschen deshalb besonders von der Regierung gelobt und „hochgeachtet", weil sie allein in den zahlreichen Revolutionen des Landes nie eine Reclamation wegen erlittener Schäden gemacht, während die Franzosen, Engländer, Amerikaner, ja selbst die Spanier fortwährend bei der Hand waren und Venezuela zwangen, das auch wieder — gewöhnlich mit Zinsen — zurückzuzahlen, was Venezuela ihren Landeskindern abgepreßt oder geraubt.

Und haben die Deutschen wirklich keinen Schaden gelitten oder nicht reclamirt? Beides war der Fall. Oft genug sind sie geplündert, ja, manchmal sogar unter das Militär gesteckt worden, und haben nachher ihren Consuln mit Klagen und Beschwerden das Leben schwer genug gemacht — aber freilich ohne Erfolg. Was hätten die Herren auch thun wollen? Fordern? Daß sie nichts bekamen, war gewiß. Drohen? Es wäre lächerlich gewesen, denn sie wußten gut genug, daß sie keine Macht hinter sich hatten,

ihrer Drohung Kraft zu geben, und das Schlimmste: die fremden Regierungen wußten das ebenfalls.

In Mexiko wurden die angesehensten Kaufleute, selbst die Consuln, von den verschiedenen Befehlshabern der Parteien gebrandschatzt, in Chile ihre Waarenhäuser zusammengeschossen, in Venezuela machte man mit ihnen, was man gerade wollte, in Lima wurden die Deutschen auf dem Marktplatz öffentlich verkauft, und was geschah nach alle dem? — Nichts und wieder nichts. Kein Deutscher erhielt auch nur eines Cents Werth Vergütung durch sein Consulat, und in Chile sagte ihnen der preußische Gesandte im Jahre 1860 oder 1861 bei einem besondern Falle ganz offen und geradezu: „Die Deutschen, welche sich durch Auswanderung von ihrem Vaterlande losgesagt, und namentlich alle solche, die nicht noch fortwährend ihren Reisepaß verlängern ließen, gingen ihm gar nichts an, und sie möchten sich an die Regierung wenden, der sie jetzt unterthan seien."

Der einzige deutsche Gesandte, der wirklich etwas für Deutsche in einem überseeischen Lande ausrichtete, war der preußische, Herr von Meusebach — aber auch unschuldig; denn im delirium tremens führte er eine so maßlose Sprache ge-

gen das brasilianische Ministerium, daß die Herren, welche wahrscheinlich verwünscht wenig von Deutschland und deutschen Verhältnissen wußten, wirklich eingeschüchtert wurden und damals viel Parcerie-Arbeiter freigaben. Leider mußte der Herr bald darauf als geisteskrank nach Deutschland zurückgeschickt werden, und es liegt eine eigene Ironie darin, daß der einzige Gesandte, der bis jetzt im Auslande wirklich etwas für Deutsche gethan, wahnsinnig sein mußte, um es durchzusetzen.

Das muß jetzt und wird anders werden, denn ganz Norddeutschland hat sich schon dahin geeinigt, eine einige Vertretung im Auslande zu haben, hinter der von jetzt an eine Macht steht, während die paar süddeutschen Staaten ihm beitreten müssen, oder sie können sich darauf verlassen, daß in fremden Ländern kein Baier oder Würtemberger seinen Gesandten in irgend einem Falle bemühen, sondern sich stets unter den Schutz des norddeutschen stellen wird, der allein im Stande sein kann, ihm irgend etwas zu nützen.

Man wird also jetzt Gesandte des Norddeutschen Bundes in fremden Ländern ernennen oder sie dorthin senden, aber wie das geschieht, welche Leute man dazu ernennt, ist die Frage, und mag

es mir erlaubt sein, der ich die Verhältnisse der Deutschen fast in allen überseeischen Ländern habe kennen lernen, meine einfache Meinung darüber auszusprechen.

Bis jetzt bemühten sich deutsche Kaufleute im Ausland ganz besonders darum, irgend ein deutsches Consulat, und wenn es noch so klein gewesen wäre, zu bekommen, und nicht etwa aus irgend einem kleinlichen Ehrgeiz (wenn dies auch vielleicht in einzelnen Fällen geschehen sein mag), sondern weil sie, vorzüglich in den südamerikanischen Republiken mit ihren ewigen Revolutionen, doch immer etwas durch die Flagge, besonders für ihre Waarenlager, geschützt waren. Revolutionäre Haufen, die recht gut wissen was eine solche Flagge bedeutet, ohne immer unterscheiden zu können, welche Macht eigentlich dahintersteht, respectirten gewöhnlich die ausgesteckten Banner, und damit war denn auch Alles erreicht, was die Consulate zu erwarten schienen.

Bis jetzt waren diese deutschen Consuln auch einzig und allein darauf angewiesen, in schwierigen Fällen unter allen Umständen eine gütliche Vermittlung mit den respectiven Regierungen anzubahnen. Aber selbst das wurde ihnen manchmal unbequem (wie ich verschiedene Beispiele

nennen könnte), weil sie gewöhnlich durch ihre Geschäfte mit der betreffenden Regierung in Verbindung standen und derselben natürlich nicht mißliebig werden wollten.

Ich will dabei gern zugeben, daß die Deutschen durch dieses Sichfügen in manchen Ländern materiell besser gefahren sind, als wenn sie in dem Augenblick eine Macht hinter sich gehabt hätten. Manche Regierung that wirklich von selber Alles, um die ihrem Lande so werthvollen fleißigen Deutschen zufrieden zu stellen und zu große Ungerechtigkeiten auszugleichen. Unsere Landsleute waren dabei aber immer nur von dem guten Willen des jeweiligen Präsidenten abhängig, und ebensogut konnte er das Gegentheil verfügen, ohne daß die Deutschen eine andere Waffe als einen nutzlosen Protest gehabt.

Die Interessen unserer deutschen Landsleute im Auslande berühren uns aber in der That weit tiefer, als deutsche Regierungen bis jetzt einsehen oder wenigstens eingestehen wollten, und man würde sie wahrscheinlich nicht nur als „unzufriedene Demokraten" betrachten, wenn man ihrem Wirken weiter nachforschte und sähe, wie vielen Nutzen und Segen sie noch von da drüben aus, dem Vaterlande bringen.

Jeder ausgewanderte Deutsche, besonders in Südamerika, denn in den Vereinigten Staaten haben wir uns schon durch diese kurzsichtige Politik eine zu bedeutende Concurrenz selber geschaffen, bleibt indirect dem Vaterlande noch immer steuerpflichtig, denn schon aus alter Gewohnheit bezieht er vorzugsweise und am liebsten deutsche Fabrikate, die ihm bereitwillig von deutschen Kaufleuten zugeführt werden. Eben diese Kaufleute aber haben solchen deutschen Waaren, durch ihre Ausdauer eben unter den schwierigsten Verhältnissen, einen bedeutenden Markt geschaffen, der sich natürlich mit jedem Jahr erweitert und Millionen nach Deutschland zurückgeführt hat.

Was gab England seine weiten und herrlichen Colonien, mit denen es einen freien Austausch seiner Producte unterhalten konnte und unbeschränkten Absatz für seine Waaren schuf? Was anders, als jene große Politik, jeden Engländer, wohin er auch den Fuß setzte, als Schutzbefohlenen fort zu betrachten und seine Rechte überall zu vertheidigen.

Bis jetzt kannten wir das freilich nicht; wir hatten eben keine Macht dazu. Wir waren als Einwanderer überall gern gesehen — aber nicht

gefürchtet, und deshalb auch nicht geachtet. Jetzt hat sich das glücklicher Weise geändert — ja, gebessert, wie wir die Versicherung aus Graf Bismarck's eigenem Munde haben. „Meinerseits erachte ich es für eine wesentliche Aufgabe der Bundesgewalt," lauteten seine Worte im Reichstage, „durch Gewährung kräftigen Schutzes der Deutschen im Auslande das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erhalten und zu fördern."

Graf Bismarck hat sich damit von der bisher eingehaltenen faulen Politik losgesagt und den richtigen Weg betreten, und ich zweifle keinen Moment daran, daß er auch den besten Willen hat, das Gesagte und Versprochene durchzuführen, wie ihm ja ebenfalls glücklicher Weise die Macht zu Gebote steht. Viel, sehr viel kommt aber noch immer darauf an, auch die richtigen Persönlichkeiten für solche Stellungen zu wählen, und darüber möchte ich mich hier aussprechen.

Meiner Ansicht nach muß der Vertreter Deutschlands in allen solchen Ländern, die eine bedeutende deutsche Einwanderung gehabt oder vorwiegend deutsche Elemente im Handelsstande aufweisen, eine vollkommen unabhängige und gut besoldete Stellung einnehmen, um würdig

einer großen Macht und anständig auftreten zu können.

Zu den Ländern rechne ich hauptsächlich Nordamerika, San Francisco, Brasilien, Venezuela, Peru, Chile, Argentina, Australien und jetzt auch Java, China und Japan. In Mexiko existiren keine fremden Gesandten mehr, den amerikanischen ausgenommen, und es ist ebensowenig Hoffnung vorhanden, daß Juarez' Regierung, mit der eine neue Anknüpfung unmöglich geworden, sobald in andere Hände übergehen wird, und doch liegt in Mexiko, wie auch fast ebenso in Venezuela, der ganze Importhandel des Landes in den Händen unserer deutschen Landsleute.

Wackere Männer sind es wohl, die bis jetzt dem höchst undankbaren Geschäfte einer Vertretung Deutschlands im Ausland vorstanden, aber sie Alle waren Kaufleute, und ich weiß nicht, ob es gerathen wäre, gerade ihren Händen ein jetzt so wichtig gewordenes Amt zu überlassen. Sie haben eigene Interessen, die zuweilen nicht mit denen ihres Vaterlandes oder ihrer Schutzbefohlenen einem einzigen und bestimmten Punkte entgegenstreben, so echt deutsch gesinnte und so brave Leute sie auch immer sein mögen. Es

sind — und etwa gar nicht so seltene — Fälle vorgekommen, wo der Consul gar nicht daran denken konnte, gegen die Regierung in irgend einer andern Angelegenheit eine entschiedene Stellung einzunehmen, weil er gerade im Begriff stand, einen sehr bedeutenden Contract für sein eigenes Haus abzuschließen. Stieß er sie jetzt vor den Kopf, so gab sie das brillante Geschäft jedenfalls einem Concurrenten.

Ich will gar nicht behaupten, daß solche Fälle häufig vorkommen, aber sie können jeden Augenblick eintreten und müssen deshalb schon vollständig unmöglich gemacht werden.

Ebensowenig darf man zu einem solchen Vertreter des Norddeutschen Bundes einen Geheimen Rath wählen, und der vernünftige Leser wird schon verstehen, was ich darunter meine; ich will mich aber doch noch lieber deutlicher ausdrücken. Es darf zu einem solchen Vertreter des Norddeutschen Bundes kein Formenmensch genommen werden, der nicht aus den Glacéhandschuhen herauskommt und vor lauter Tact und Höflichkeit nie zum Ziele gelangt. Er tritt in Südamerika und in den spanischen Ländern zwischen ganz andere Menschen und Sitten, als er sie daheim gewohnt war, und wenn er dort

hinüber auch seine alten Ansichten und Ideen mitbringt, ist er rettungslos betrogen.

Wenn wir — um nur ein Beispiel anzuführen — in Deutschland von einem Manne — sagen wir einem Minister, etwas fordern und er verspricht uns die Erfüllung oder Erledigung der Sache mit Hand und Wort auf höchstens heute über acht Tage, so sind wir damit zufrieden, denn wir wissen, daß die Sache erledigt ist. Der Mann kann und wird sein Wort nicht brechen. Aber in Südamerika? — Lieber Gott! Der Señor hat in der nächsten Stunde schon vergessen, was er versprochen, und würde es außerordentlich sonderbar finden, wenn man auf ein „flüchtig hingeworfenes Wort" ein solches Gewicht legen wollte. Er verspricht mit dem größten Vergnügen Alles, was man von ihm verlangt, aber nicht etwa auch nur mit dem Gedanken, es möglicher Weise zu halten, sondern einzig und allein, um in dem Augenblick Ruhe zu haben und nicht länger mit einer ihm gleichgiltigen oder fatalen Sache belästigt zu werden. Hat der es dann mit einem deutschen Geheimen Rath zu thun, der bis über die Halsbinde in Rücksichtsnahme und Devotion steckt, so ist er vollkommen geborgen. So lange sein

Ministerium dauert, hält er den Fremden hin, und sein Nachfolger mag dann das Geschäft fortsetzen.

Schon vor langen Jahren habe ich über die früher so traurige Besetzung überseeischer Gesandtschaftsposten (unter der sich jedoch natürlich auch Ausnahmen finden) gesprochen. Ich will gern zugestehen, daß die Herren, mit keiner Macht hinter sich, einen schwierigen Stand hatten, aber sie machten sich die Sache auch zu bequem und betrachteten eine solche Anstellung fast durchschnittlich als den Urlaub zu einer sehr gut bezahlten Erholungsreise, mit keinem weiteren Zweck, als ihre schätzbare Gesundheit durch Klimaveränderung zu kräftigen. Die deutschen Unterthanen konnte der Teufel holen, weshalb waren sie nicht zu Hause geblieben? Ich halte deshalb auch das noch aufrecht, was ich schon damals über die Sache sagte, daß nämlich die Regierungen viel lieber einen flotten Husaren-Lieutenant, als einen Geheimen Rath (wenn sich nämlich kein Mittelweg fände) hier herüberschicken sollten, der Allem, was er zu thun hat, frisch auf den Leib rückt und sich nicht ewig mit Ausflüchten abspeisen läßt. Jedenfalls aber darf es kein abhängiger Mann sein, und ebenso

würde ich es für ein Unglück halten — wie der Vorschlag oder Anschlag schon im Reichstage gemacht ist —, einen Advocaten hier herüber zu senden.

Das ist es gerade, was die hiesigen Regierungen wollen. Spitzfindigkeiten sind ihnen das Liebste, was ihnen begegnen kann, denn sie zögern den Gegenstand hinaus, und von dem Werthe der Zeit hat ja keine Seele hier auch nur den allerentferntesten Begriff.

Ebendeshalb darf er aber auch nichts, was er zu erledigen hat, brieflich abzumachen suchen — er würde nur für den Papierkorb schreiben. Was er ausrichten will, muß er mündlich thun, direct, und keine Ausflucht zulassend, und nur in dem einzigen Fall kann er auf einen Erfolg rechnen.

Ich weiß dabei vielleicht so gut wie irgend Jemand, daß es für die Regierung des Norddeutschen Bundes nicht so leicht sein wird, wirklich passende Männer für eine würdige Vertretung im Ausland zu finden, und ein Mißgriff wird dabei jedesmal mit der Schädigung deutscher Interessen bezahlt; aber gerade die südamerikanischen Staaten mit ihren ewigen Revolutionen verlangen die möglichst rasche Berück-

sichtigung, und eine Spazierfahrt von ein oder zwei deutschen Kriegsschiffen dorthin würde, gerade diesen Ländern gegenüber, ebenfalls von wesentlichem Nutzen sein.

Doch ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, die mich jedenfalls zu weit führen würden. Sobald der Norddeutsche Bund nur erst einmal jene kleinliche geheime Polizeiansicht fallen läßt, daß die Auswanderer nur als unzufriedene und dadurch schon verdächtige Menschen zu betrachten sind; sobald er der allein richtigen Ansicht beistimmt, daß das „Bewußtsein der Zusammengehörigkeit" zwischen den überseeischen und daheimgebliebenen Deutschen erhalten bleibt, dann ist schon der erste und größte Schritt zu einer Besserung der jetzigen Zustände in diesem Fach gethan.

Sind die Landsleute denn auch wirklich ausgewandert? Wie Wenige im Auslande giebt es, die nicht doch noch in ihrem Herzen am alten Vaterlande hangen, und wenn sie dort draußen arbeiten und sich mühen und der Heimath entsagen, so geschieht es meistens nur mit dem einen, hartnäckig festgehaltenen Gedanken, hier mit eisernem Fleiß eine Zeit, und wenn es sein muß lange Jahre, zu schaffen, um sich dann

endlich in der Heimath ihre Belohnung zu holen und dort nach allen überstandenen Entbehrungen und Beschwerden auszuruhen.

Und solche Leute wurden von früheren deutschen Regierungen (und werden es gewiß von einzelnen noch bis auf diese Stunde) als unzufriedene Auswanderer betrachtet, und soll ich nur ein Beispiel aufzählen, wie diese unzufriedenen Auswanderer für das Vaterland daheim in ihrer eigenen Weise wirkten?

Ich will den alten Herrn Doormann, den hamburgischen Generalconsul in Mexiko, nennen, der dort hinüberging, ein Geschäft gründete und sich nach und nach, als es sich vergrößerte, Commis nach Commis hinüberkommen ließ. Diese blieben Jahre lang bei ihm und wurden erst von anderen ersetzt, wenn sie sich selber etablirten, so daß durch den einen Herrn eine ganz kleine Colonie von tüchtigen Kaufleuten dahin gebracht wurde, wo gerade die Deutschen jetzt den alleinigen Importhandel in Händen haben und jährlich für Millionen deutsche Fabrikate hinüberschaffen und umsetzen.

Solcher Beispiele könnte ich manche anführen. Aber die Kaufleute nützen nicht allein dem Vaterland, selbst der deutsche Bauer und Handwerker

im Ausland arbeitet rückwirkend doch immer auch wieder indirect für Deutschland, indem er deutsche Gebräuche in fremde Länder trägt und deutsche Fabrikate verbraucht und verbreiten hilft. Alle diese Leute sind mit ihrem Herzen auch noch daheim — alle diese Leute haben unseren letzten großen Erfolgen in Deutschland, ohne engherzige Sonderinteressen, zugejauchzt, alle folgen unserer Weiterentwicklung mit dem gespanntesten Interesse, und wer z. B. da draußen im Auslande jene altbaierische Politik predigen wollte, „lieber den Franzosen als den Preußen" zum Verbündeten zu haben, könnte auch fest darauf rechnen, wohin er sich immer wendete, permanente Prügel zu bekommen.

Deshalb dürfen aber auch wir uns nicht unseren Landsleuten da draußen entfremdet halten. Sie haben sich nicht von uns losgesagt, es ist nicht wahr; sie sind noch die Unseren mit Leib und Seele, und wie wir uns daheim einigen und kräftigen, drücken sie nur weiter nach außen und tragen den deutschen Christbaum und deutsche Gesinnungen unter Eukalypten und Palmen.

15.
Heimfahrt und Schluß.

Aber die Räder fangen an zu arbeiten; das Wasser rauscht unter ihnen und vor dem Bug, der sich den Strom abwärts wendet. Fort! — Die Ufer verschwinden schon in den dunklen Schatten der Nacht, oder liegen nur wie niedere schwarze Streifen auf dem Wasser, und „zu Thal" keucht das wackere Boot seine Bahn — zu Thal über den heut Abend ruhenden und still dahingleitenden Spiegel des Stromes, und wir an Bord gekommenen Passagiere wurden, bei der Beleuchtung einer miserablen Oellampe, indessen „untergebracht", d. h. man wies uns in einem hohen dunklen Raum — der ersten Cajüte des Fahrzeuges, die etwa dem der dritten Cajüte auf

einem andern Dampfer gleich stand, unsere verschiedenen Kojen oder Schlafstellen an, denn mehr als eine Schlafstelle war es nicht. Für die zwei Tage Fahrt durften wir dann 30 Pesos Passagegeld bezahlen. Dagegen ließ sich indessen nichts sagen. Es war der einzige Dampfer, der gegenwärtig den Orinoco befuhr, und wir hätten 50 Pesos bezahlen müssen, wenn es der Capitän für gut befunden, sie uns abzufordern. Die Kost war jedoch leidlich — oder ich selber auch vielleicht zu sehr entwöhnt, um irgend etwas Auffälliges darin zu finden. Die Passagiere bestanden theils aus Venezulanern, die von Bolivar nach der Nordküste zurückkehrten, theils aus Italienern, die in den Minen gearbeitet hatten und mit dem ersparten Gelde wieder nach Hause gingen.

Angenehme Begleiter sind die Italiener übrigens nicht — sie spucken wie die Amerikaner und lassen überhaupt an Reinlichkeit Alles zu wünschen übrig; doch auf Reisen muß man sich ja so Vielem fügen.

Desto wundervoller war die Fahrt selber, und wie nur erst der Tag dämmerte, denn an Schreiben in dem dunklen Loch war doch kein Gedanke, saß ich vorn am Bug und schaute auf

die herrliche Scenerie hinaus, zwischen der wir mit ziemlich rascher Fahrt hinliefen.

Sobald wir nämlich den eigentlichen Hauptstrom — der zu breit ist, um Einzelheiten an seinen Ufern zu erkennen — verlassen und das Delta des Orinoco erreicht hatten, liefen wir in den schmalen Nordarm ein, und etwas Herrlicheres von Vegetation läßt sich kaum auf der Welt denken, als es die nahen Ufer hier an beiden Seiten boten.

Weiter oben hatten wir auch hie und da Ansiedlungen gefunden mit Cocospalmen sowohl, als ausgedehnten, aber immer von der Waldung dicht umschlossenen Plantagen. Hier hörte das Alles auf — das niedere sumpfige Land duldete keine Menschen in der Heimath der Kaimans und Ochsenfrösche, aber desto mächtiger wucherte die Pflanzenwelt empor, desto bunter wiegten sich in den Wipfeln der gewaltigen Bäume die buntbefiederten Schreier (Sänger kann man nicht gut sagen) des Waldes und desto lauter rauschte das breitblättrige Rohr in der frischen Brise.

Ich glaube nicht daß es auf der Welt eine schönere Fahrt für einen Dampfer geben kann, und ich war gar nicht im Stande, mich von dem Anblick loszureißen.

Manchmal sah es so aus, als ob es hinter dem niederen Ufer oder vielmehr der Wand von Lianen, Rohr und ineinander verwachsenen Büschen, denn eigentliches Ufer konnte man nirgends erkennen, höheren Boden geben müsse, aber es war eine Täuschung. Nur die Sumpfbäume wuchsen dort höher und bildeten gewissermaßen den Hintergrund zu den etwas niederen Gruppen von jungen Palmen und wilden Bananen. Wahrhaft zauberisch aber wurde der Anblick, wenn irgend eine kleine Bucht, vielleicht die Mündung eines dort in den Strom laufenden Sumpfwassers, einen geringen Einschnitt in das Ufer machte. Dort lag es dann wie ein riesiges Theater, eine, wie man glauben sollte, unmögliche Waldgegend vorstellend. Rechts und links standen die Coulissen, und nicht etwa einzelne Bäume mit auszweigenden Aesten, sondern wie bei den wirklichen Theatern auf die Leinwand gemalt, mit vollkommen gerade abgeschnittenen und undurchsichtigen Massen, wie mit der Schere beschnittene grüne Wände bildend, Coulissen wie von Menschenhand dahingestellt, aber weit über von Menschen zu erschaffende Form und Schönheit hinaus mit dem sammetartigen Grün und den goldenen Sonnenstrahlen, die

schräg hindurchfielen, während der Hintergrund mit helleren Palmenwipfeln, dazwischen das tief dunkelgrüne, noch nie von dem Werkzeug eines Menschen berührte Laubmeer, einen festen, undurchdringlichen Wall bildete.

Darunter lag freilich der düstere, schleimige Sumpf, von Gewürm belebt, von eklen Schlangen und Kaimans, von giftigen Insecten angefüllt, und verloren wäre der Unglückliche gewesen, der dort hinein seine Bahn gesucht. Aber das Alles verschwand in der Ferne — selbst die Schatten dieses Bildes waren entzückend schön, und ich hätte bedauert, so rasch an solchen Scenen vorbei zu fahren, wenn uns nicht das Boot ohne Unterbrechung immer neuen, immer noch wieder fast schöneren Bildern entgegengeführt hätte.

Und in dem Gewirr der Wipfel, die oft durch zahllose Schmarotzerpflanzen eine ganz barocke Form annahmen, wiegten sich Schwärme von Arras und Papageien und kreischten und flatterten und schienen ungemein geschäftig. Große Raubvögel zogen vorüber, einzelne setzten sich manchmal auf die oberste Spitze eines Baumes und schauten verwundert nach dem Dampfer hinüber, ließen ihn vorbei und eilten ihm dann nach und voraus, um ihn noch einmal passiren

zu lassen. Prachtvolle blaue und weiße Reiher saßen ebenfalls auf den Büschen oder fuhren auch eine Strecke auf kleinen schwimmenden Inseln von aneinander geflochtenem Schilf.

Im Flusse selber tauchte dann und wann eine Schildkröte auf, hob den klugen Kopf, sah den Dampfer und verschwand wieder in der gelblichen Fluth. Hie und da konnten wir auch die breite Nase und die tückisch blitzenden Augen eines Kaimans an der Oberfläche erkennen, der uns wahrscheinlich mißtrauisch betrachtete, aber sich nicht weiter stören ließ, als er sah daß wir vorübertrieben.

Reges Leben, wohin der Blick fiel, und wunderbar fast wechselte die Scenerie, als die Nacht endlich anbrach und zuerst mit ihrer bleigrauen Dämmerung den Strom deckte, während bald darauf der Mond über dem dunklen, aber jetzt viel niedriger erscheinenden Waldrand emporstieg und sein mattes Licht über diese „fremde Welt" goß.

Uebrigens hätten wir noch über Tag fast ein Unglück mit dem Dampfer gehabt, denn gerade während ich neben dem nach vorn zu angebrachten Steuerrad stand und unser Boot mit großer Schnelle am rechten Ufer hinabschoß,

brach die Kette, die das Rad mit dem Steuerruder in Verbindung setzte, und damit war dem Steuernden jede Möglichkeit genommen, das im vollen Gang befindliche Fahrzeug zu regieren. Anstatt aber augenblicklich das Boot anzuhalten und mit der Maschine zurückarbeiten zu lassen, um die Kraft zu brechen, verlor der Mann den Kopf und schickte erst Jemanden ab, um zu sehen was gerissen wäre und wo. Und als er zuletzt doch das Einzige that, was zu thun war, befanden wir uns schon fast mit dem Bug vor dem Ufer und vor einem recht häßlichen, aus der Fluth aufragenden Baumstamm, der uns ernstlich hätte beschädigen können.

Es war ein eigenthümlicher und eben nicht sehr tröstlicher Anblick, wie das scharfgebaute Boot mit einer Schnelle, die allerdings gefährlich aussah, direct in das Ufer hineinlief. Die Maschine hielt jetzt, aber konnte noch nicht zurückarbeiten, und schon im nächsten Moment mußte der Stoß erfolgen. Glücklicher Weise mied das Boot selber, als ob es sich der Gefahr bewußt gewesen wäre, den im Wasser stehenden Baumstumpf. Es bog rechts davon ab — wahrscheinlich stand das Ruder noch etwas schräg — und jetzt rauschten und brachen wir in Schilf

und Buschwerk mit furchtbarer Gewalt hinein. Aber kein heftiger Stoß erfolgte; die üppige Vegetation hier war so elastisch und der Boden unten wohl auch nur Schlamm, daß wir allerdings auf- und festsaßen, aber nicht den geringsten Schaden litten, ja sogar ganz sicher dort vor Anker lagen, bis die Steuerkette wieder reparirt war. Dann wurde hinten ein Tau ausgebracht und an einem der Uferbäume befestigt, was nur den Leuten Mühe kostete sich zu dem Baume durchzuarbeiten, und als das geschehen, zogen wir uns mit dem Gangspill leicht wieder aus dem Schlamm heraus.

Dieser Arm des Deltas war hier so eng, daß der Dampfer, als er herumschwang, nur mit großen Umständen wieder gedreht werden konnte und wir wohl eine englische Meile rückwärts den Fluß hinab trieben.

Und wie wunderbar, fast beängstigend, war der Anblick, als die Nacht endlich einbrach und ihre Schatten über den Wald legte, der hier so eng zusammen zu pressen schien, als ob man von Bord aus, nach beiden Seiten hin, einen Stein hätte an Land werfen können. — Und wie todtenstill lag es dort drüben — die Grillen zirpten fast allein, und als der Mond über die

Bäume stieg, hörte ich manchmal das dumpfe Krächzen eines Reihers, der, von dem dicht am Ufer hinfahrenden Dampfer aufgescheucht, einen ruhigeren Schlafplatz suchte.

Gegen Morgen, wo der Strom wieder eine mächtige Breite, nahe der Mündung einnahm, passirten wir die Barre, die an diesem Arme allerdings nur 12 Fuß Wasser halten soll. Wir fanden aber nicht einmal diese tiefste Stelle, sondern passirten sie bei 10 Fuß und berührten auch einmal den Grund, kamen aber glücklich darüber hinweg und schon mit Tagesanbruch in Sicht der herrlichen Insel Trinidad, die an Naturschönheit und Fruchtbarkeit wohl sicher keiner andern der Antillen nachsteht. So groß ist sie dabei, daß wir, ihre westliche Bucht passirend, fast wieder aus Sicht des Landes kamen. Zwischen zehn und elf Uhr aber erreichten wir ihre nordwestliche Spitze und der prächtige Hafenplatz Port of Spain lag vor uns ausgebreitet.

Und der französische Dampfer? — lag nicht dort im Hafen. Konnte er schon wieder fort sein? denn daß er noch gar nicht angekommen, ließ sich kaum denken, da wir selber zwei Tage nach unserer Zeit eintrafen. Das war aber trotzdem der Fall, und ich bekam dadurch den ganzen noch

übrigen Tag wenigstens Zeit und Gelegenheit, doch wenigstens etwas von der schönen Insel, der ich gern eine ganze Woche geschenkt hätte, zu sehen.

Trinidad bietet unendlich viel des Interessanten, aber mich zog es nach der Heimath zurück. Ich hatte so viel, so unendlich viel des Schönen und Wunderbaren gesehen, ich durfte auch nicht unverschämt sein und mußte mich mit dem begnügen, was mir die kurze Frist noch erlaubte. Trinidad war für mich aber auch in sofern ein ersehnter Punkt, als ich hier wieder meine vorausgeschickten Sachen — meinen alten Koffer fand, der mich nun schon seit 1849 auf meinen Reisen begleitet. Durch die Llanos hindurch und den Orinoco hinab war ich so furchtbar abgerissen, daß ich mir schon in Bolivar hatte Wäsche und einige Kleidungsstücke kaufen müssen, um wenigstens das Nothdürftigste zu haben.

Herr Wuppermann, an dessen Haus meine Sachen von Laguayra aus adressirt waren, empfing mich auf das freundlichste und that wirklich alles Mögliche, damit ich in der doch jedenfalls sehr kurzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes wenigstens etwas von der Insel sah. Der französische Dampfer war in der That über seine

Zeit ausgeblieben, wurde aber jeden Augenblick erwartet und hielt sich dann nur, wenn er kam, noch sechs Stunden auf, um Fracht und Passagiere an Bord zu nehmen.

Und was für ein herrliches Land ist Trinidad! Wir machten eine Spazierfahrt in der Nähe der Stadt, und ich konnte mich kaum satt sehen an den grünen bewaldeten Hängen, den üppigen Feldern und wirklich pittoresken Thälern, die sich in die Berge hineinzogen. Schon die Stadt selber zeichnet sich vor allen übrigen, die ich bis dahin auf den Antillen gesehen — wie St. Thomas und Kingston auf Jamaica — auf das vortheilhafteste aus. Große, elegante, allerdings nur zweistöckige Häuser sieht man überall, die Straßen sind breit und reinlich gehalten, mit guten Trottoirs, und die Hauptstraßen, mit freundlichen Rasenplätzen und prachtvollen alten Bäumen bewachsen, zu parkähnlichen Spaziergängen umgewandelt. Hübsche Brunnen verzieren zugleich dieselben, und überall sieht man den behäbigen Reichthum der Insel, ein doppelt wohlthuendes Gefühl, wenn man den Platz, erst frisch von Venezuela kommend, betritt.

Unsere Fahrt war reizend, denn sie führte uns gleich Anfangs, noch in Sicht der See, am

Ufer hinauf zwischen jung angelegten Cocos-palm-Anpflanzungen zu den von den eingeführten Culis besiedelten Plätzen, und diese boten allerdings einen höchst interessanten Anblick.

Die ganze Straße entlang, auf der wir schon vielen der von Indien eingeführten Arbeiter begegneten, stehen kleine freundliche Häuser, jedes mit einem bald kleineren, bald größeren Garten, dabei ziemlich reinlich gehalten und genau abgegrenzt, als eigenes Besitzthum. Die Culis werden auf Trinidad gut behandelt und scheinen sich auch vollkommen wohl zu befinden. Sie bekommen einen festen Lohn, um den sie sieben Jahre dienen müssen. Nach dieser Zeit giebt man ihnen, wenn sie es wünschen, kostenfreie Passage, um in ihre Heimath zurückzukehren, wohin allemal nach Ablauf dieser Zeit ein nur für sie bestimmtes Schiff abgeht. Die meisten ziehen es aber vor, noch eine Zeit lang auf Trinidad zu bleiben, um mit dem kleinen, bis dahin gewonnenen Capital zu speculiren und etwas dazu zu verdienen, und haben sie das erreicht und 4- oder 600 Pfd. St. im Vermögen, dann schiffen sie sich wieder nach Indien ein und gelten dort unter ihren Landsleuten für Rentiers.

Merkwürdig ist, wie sie dabei zusammenhal-

ten, und besonders gar nicht daran denken, ihre Familien mit Negerblut zu mischen. Davor bewahrt sie noch der alte Kastengeist, und sie heirathen entweder unter sich selber oder gar nicht. Hübsche, ja schöne und edle Gestalten sieht man auch unter ihnen, schlank gewachsen, mit der dunklen bronzefarbenen Haut und den fast kaukasischen Gesichtszügen — eine Race, die Blumenbach mit unter die Malayen warf, die aber jedenfalls einen Urstamm unseres Menschengeschlechts in ihrer besondern Centralstelle einnehmen, während gerade der Malaye eine Mischlingsrace von allen Volksstämmen des indischen Oceans und seiner Buchten ist, und auch ihnen mit seine Abstammung verdankt.

Die Culis hier gehen alle in ihrer ursprünglichen oder vielmehr heimischen Tracht, und besonders malerisch machen sich die bunten Kopftücher über den dunklen, ausdrucksvollen, aber meist ernsten Physiognomien. —

Wundervolle Partien mit großen Cocospalm-Anpflanzungen sollen noch an der andern Seite liegen, und weiter entfernt, wohin zweimal wöchentlich ein Dampfer abgeht, befindet sich auch der berühmte Erdpechsee, der gegenwärtig ausgebeutet wird und wohl einen Besuch verdient

hätte — aber meine Zeit war leider abgelaufen. Nur noch den botanischen Garten betraten wir, der höchst interessante Pflanzen liefert und vorzugsweise das Meiste zieht, was in Venezuela, dieser botanischen Schatzkammer, wild auftritt, und als wir dann, schon mit einbrechender Dunkelheit, die Stadt wieder erreichten, hörten wir, daß der französische Dampfer indessen richtig eingetroffen sei, jetzt Kohlen und Fracht einnehme und etwa zwei Uhr Morgens in See gehen würde.

Ich kam also in Trinidad nicht einmal in ein ordentliches Bett und hatte doch, seit ich Caracas verlassen, noch in keinem wieder geschlafen. Aber was that das; ich befand mich wenigstens wieder einmal auf dem Heimweg, alle Beschwerden, alle Entbehrungen lagen hinter mir, und in wenigen Wochen konnte ich sicher darauf rechnen, deutschen Boden zu betreten.

Dieser Dampfer ging aber noch nicht direct nach Frankreich, sondern unterhielt nur die Verbindung zwischen Trinidad und Martinique, während ihm ein anderer von der Ostküste Südamerikas, von Surinam, Demarara und Cayenne die für Europa bestimmten Passagiere zuführte. In Martinique nahm uns dann der große at=

lantische Dampfer auf, wie ebenso die Passagiere von Guadeloupe und den nördlich gelegenen Inseln, und machte nun keine Zwischenstation mehr bis St. Nazaire.

Die Fahrt mit dem kleinen Dampfer war in sofern ganz interessant, als wir viele andere Inseln, wie Grenada, St. Vincent und Santa Lucia, anliefen. Alles hohes, bergiges Land mit tropischer Vegetation und von dem warmen blauen Meere umflossen. Ueber das Wetter hatten wir uns ebenfalls nicht zu beklagen; es war mild und ruhig, und wir trafen noch rechtzeitig in Martinique ein, um am bestimmten Tage — leider freilich schon an dem nämlichen Morgen — wieder abzufahren.

In Martinique besuchte ich die Stadt Fort de France, aber es ist ein trauriges Nest, ähnlich wie Kingston in Jamaica, und mag für Jemanden, der frisch von Europa kommt, vielleicht manches Anziehende haben. Hat man aber erst kurze Zeit vorher Trinidad und dessen reizende Hauptstadt gesehen, dann macht dieser französische Hafenort einen nichts weniger als günstigen Eindruck. Ich ging an dem Morgen noch auf den Markt, um womöglich Früchte für Europa zum Mitnehmen einzukaufen, aber einige

Ananas ausgenommen war auch dort fast gar nichts zu haben, als Tomatos, Zwiebeln und derartige Vegetabilien. Die Fleischstände sahen dabei unappetitlich aus und das Ganze hatte einen höchst dürftigen Charakter.

In Fort de France war gerade Viehausstellung und der große dazu genommene Platz mit Fahnen geschmückt. Das Vieh selber sah sehr klein und dürftig aus, und die Bewohner der Stadt schienen sich selber nur wenig für die Sache zu interessiren. Ich war froh, als ich mich wieder an Bord befand, und kaum eine halbe Stunde später wurde denn auch schon das Zeichen mit der Glocke gegeben. Was sich nur als Besuch an Bord aufhielt, mußte den mächtigen Dampfer — den „Nouveau Monde" — verlassen, und gleich darauf setzten sich die Räder in Bewegung und schwerfällig, mit sehr tiefer Ladung, gingen wir in See.

Der Dampfer hatte in der That eingenommen, was er nur an Fracht laden konnte, und doch noch, ich weiß nicht wie viel Säcke Cacao und andere Güter zurücklassen müssen, aber auch doch den Bauch voll Kohlen, denn wir verbrauchten täglich 84 Tons (à 2000 Pfund) Heizungsmaterial, und da die Reise jedenfalls

vierzehn Tage dauerte, aber ein viel größerer Bedarf, der Sicherheit wegen, mitgenommen werden mußte, läßt es sich denken, daß er schwer geladen ging.

„Le Nouveau Monde“ war überhaupt kein Schnellläufer, und selbst später erleichtert und mit der besten Brise, brachte er nicht mehr als 11 Miles und einen Bruchtheil zuwege.

Die Passagiere boten dabei die wunderlichste Mischung aller Nationen, die man sich nur auf der Welt denken kann. Von Surinam hatten wir eine Anzahl holländischer Officiere und Beamten, meist mit ihren Familien, an Bord, von Cayenne Franzosen, von Demarara zwei Engländer, dann Amerikaner, eine Anzahl Deutsche und außerdem Venezulaner, Neugranadienser, Peruaner und Bewohner der westindischen Inseln, wie eine wahre Unzahl von Italienern. Das war denn auch ein ewiges Sprachgewirr, und man wußte zuletzt manchmal selber nicht, was man eigentlich sprechen sollte. Ich bin übrigens stets viel lieber an Bord eines französischen als englischen Dampfers, (Gott bewahre jeden Reisenden vor einem amerikanischen!) und nach den deutschen sind sie mir die liebsten. Unter den Officieren findet man gewöhnlich

prächtige und auch umgängliche Menschen — unser Arzt besonders war ein liebenswürdiger und dabei tüchtiger Mann. Nur mit der französischen Küche kann ich mich nicht befreunden.

Kein Dampfboot der Welt kann besseres Fleisch mitnehmen, als wir an Bord hatten, und zwar in reichlicher Quantität junge fette Rinder, Hämmel und Schweine, wie Geflügel in Masse. Das wird aber Alles so lange geklopft, zerschnitten und zerhackt und mit den verschiedensten Saucen ungenießbar gemacht, bis man zuletzt gar nicht mehr weiß, was man ißt, und es noch viel weniger schmeckt — und dann erst die Speisezettel und das lange Beitischsitzen, wo jedes Gemüse einzeln herumgegeben wurde und hierauf, eine halbe Stunde später, der Braten kam.

Diners spielen übrigens bei mir eine sehr untergeordnete Rolle. Da es viel gab, fand ich aber immer zwei oder drei Schüsseln, die mir schmeckten, und an diese hielt ich mich mit einem auf See erst wiedergefundenen und ganz vortrefflichen Appetit.

Wir machten durchschnittlich etwa 260—64 Meilen den Tag, nur in den letzten Tagen 268 und ein einziges Mal 270. Eine sehr angenehme Unterbrechung der etwas monotonen Fahrt

lieferten uns übrigens die Azoren, durch die wir am Tag kamen und deshalb den schmalen, aber nächsten Canal benutzen konnten.

Die Inseln boten einen reizenden Anblick, besonders das bis zu seinen Höhen cultivirte Fayal, dessen Hauptstadt sich uns mit einem wirklich scenischen Effect erschloß.

„Das ist gerade wie eine Decoration in der komischen Oper zu Paris!" rief ein Franzose aus, als wir um Fayals Spitze herumbogen und hinter einem riesigen Felsblock vor uns die Stadt plötzlich wie aus dem Meer emportauchte. Es war in der That prachtvoll, aber der Franzose hatte wahrhaftig Recht, es glich mehr einer Decoration, als einer wirklichen Stadt, da sämmtliche Gebäude und Kirchen, mit dem gleichförmigen grünen Hintergrund, genau so aussahen, als ob sie frisch geweißt und eben erst fertig geworden wären.

Den Pico der Azoren — wir gingen zwischen Fayal und Pico durch — bekamen wir nur zweimal und dann auch nur auf Momente zu sehen, da wie gewöhnlich Wolken darüber lagen.

Am 14. Tag, mit ziemlicher Pünktlichkeit, kamen wir endlich in Sicht von Land, nachdem

wir das Biscayische Meer lammfromm gefunden und gekreuzt hatten. Es war die Insel Belleisle vor dem Hafen St. Nazaire, und drei Stunden später rollte, auf europäischem Boden, der Anker wieder in die Tiefe.

Anhang.

Geld. — Ein Wink für Reisende in Nord- und Südamerika.

Ein Reisender, der von Deutschland nach den Vereinigten Staaten geht, darf dorthin in gegenwärtiger Zeit kein englisches oder französisches Geld mitnehmen, denn er muß es in hohem Cours in Deutschland kaufen und verliert nachher, gegen den amerikanischen Goldwerth, zu dem er verpflichtet ist das dortige im Handel gangbare Papiergeld einzutauschen, jedesmal. Das Beste, was er thun kann, was ich wenigstens als das Vortheilhafteste gefunden habe, besonders wenn amerikanische Dollars hoch stehen, ist, gleich in Deutschland amerikanische Greenbacks zu kaufen, und wenn er nichts daran verdient, wird er auch nichts daran verlieren, denn sie sind fast immer zu ihrem Course zu bekommen. Geht er übrigens nach New-Orleans, so hüte er sich vor dem dortigen

City money, das selbst im Handel nur in kleinen Noten genommen wird. Ueberhaupt warne ich Jeden, in den Vereinigten Staaten anderes als United-States-Papiergeld zu nehmen, bis er sich nicht mit den näheren und Localverhältnissen genau bekannt gemacht hat. Den Vortheil hat aber jetzt unstreitig das amerikanische Papiergeld der Vereinigten Staaten, daß es vom Norden bis zum Süden in allen Staaten al pari angenommen wird — wenn man nicht eben falsche Noten bekommt, die allerdings in sehr großer Zahl im Umlauf sind.

In Californien wird gar kein Papiergeld genommen, sondern dort circulirt nur Silber und Gold.

In Mexiko giebt es ebenfalls nur hartes Geld, und zwar Unzen à 16 Dollars, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Unzen, oder einzelne Gold-Dollars, die man aber jetzt (mexikanische Gold-Dollars) dort nicht gern nimmt, weil eine so große Zahl gefälschter existirt. Das mexikanische Silbergeld — die ganzen Dollars — ist das beste der ganzen Welt und wird selbst in den Vereinigten Staaten mit einer Prämie bezahlt.

Geht man von den Vereinigten Staaten nach Mexiko, so thut man am besten, nur mexikanische Unzen zu 15 $^1/_2$ Dollar Gold, wie sie dort regelmäßig stehen, zu kaufen. Ebenso kann man einen kleinen Nutzen machen, wenn man, allerdings selbst in New-Orleans sehr rares, kleines amerikanisches Silbergeld mitnimmt. Die amerikanischen Zehncent-Stücke werden im Kleinhandel in Mexiko überall als 12 $^1/_4$ Cent genommen — nur nicht an der

Westküste, wo man den genauen Unterschied macht. Englisches und französisches Gold hat in Mexiko nur seinen richtigen Werth, d. h. es wird nicht mit 5 Dollars das Pfund Sterling und 4 Dollars das Zwanzigfranken-Stück bezahlt, sondern man verliert an jedem Stück eine Kleinigkeit.

Von Deutschland nach Mexiko thut man am allerbesten, amerikanisches Gold mitzunehmen, das dort überall mit einer Prämie, selbst gegen Silber-Dollars, angenommen wird. Die Ausfuhr von Silber-Dollars ist dagegen mit einer Steuer von 6 pCt. belegt — ebenso die von Gold. Amerikanische halbe und Viertel-Dollars werden als vollgiltig mit den mexikanischen dort angenommen. Ein Wechsel auf amerikanisches Gold hilft dem Reisenden in Mexiko nichts, denn er wird dort immer, um es zu erhalten, die Prämie darauf bezahlen müssen. Sonderbarer Weise findet man aber im Westen von Mexiko nicht die guten harten merikanischen Dollars, sondern alte, abgegriffene Stücke, auf denen sich kaum noch ein Gepräge erkennen läßt. Es sind die alten spanischen Dollars mit den beiden Säulen, die man jetzt in der Hauptstadt Mexiko und Vera-Cruz nur für 80 Cents nehmen will. Wer dort, z. B. in Acapulco, Geld aufzunehmen hat, verliert jedesmal, denn er bekommt entweder dieses schlechte Silbergeld, was in keinem andern Lande seinen vollen Werth hat, oder er muß Pfund Sterling und Zwanzigfranken-Stücke, auch wohl gar

peruanische Zwanzigdollar-Stücke zu ihrem nominellen Werthe, d. h. zu 5, 4 und 20 Dollars, annehmen.

Total verändert sind die Geldverhältnisse, wenn man nach Panama kommt. Ueber die Landenge, für Passage und Fracht, wird das Pfund Sterling zu 5, das Zwanzigfranken-Stück zu 4 Dollars angenommen, für amerikanisches Gold aber keine Prämie gezahlt; in Panama dagegen herrscht neugranadiensisches, also schlechtes Gold, und jedes gute Gold zahlt Prämie, oder erhält sie vielmehr.

Der neugranadiensische Dollar hält — und das Nämliche gilt für Ecuador — nur 8 Real oder 80 Cents, der Dollar Fuerte oder harte Dollar 10 Dimes oder Reales. Zwanzigfranken-Stücke gelten 4 Dollar Fuertes, ein Pfund Sterling 5 Dollars, und bekommen noch außerdem Prämie; amerikanisches Gold natürlich höher als jedes andere. Mexikanische Unzen sind 16½ Dollar Fuertes in diesem Sinne, indem die peruanischen Dollars ebenfalls als Fuertes angenommen werden. Nach dorthin thut man am allerbesten, Pfund Sterling oder Zwanzigfranken-Stücke mitzunehmen, wenn man nicht mit einem amerikanischen Dampfer nach Californien gehen will. In diesem Falle versehe man sich unbedingt daheim mit amerikanischem Golde.

Die Dollars in Neu-Granada und Ecuador sind so schlecht, daß 1 Franken Silber für ¼ Dollar angenommen wird. Fünffranken-Stücke sind 1 Dollar Fuerte. Kommt man also dorthin und bringt amerikanisches, eng-

lisches oder französisches Gold mit, so thut man am besten, so viel davon, mit Prämie natürlich, gegen neugranadiensisches Geld einzutauschen, als man dort zu verzehren denkt, und in Kaufläden oder im Hôtel ja kein anderes Geld auszugeben. Man bekommt dort nichts vergütet und hat also jedenfalls Verlust.

Die englischen von dort abgehenden Dampfer nehmen das Pfund Sterling zu 5 Dollars für Passagepreis. Für amerikanisches Gold geben sie sogar $2\frac{1}{2}$ pCt. Prämie, aber es hat $4\frac{1}{2}$ pCt. in der Stadt. Die amerikanischen Dampfer nehmen nur amerikanisches Gold al pari.

Neugranadiensische Goldmünzen — Zehndollar-Stücke und sogenannte Condors — erreichen nicht den angegebenen Werth, und in anderen Ländern kann man sie selten für mehr als 9 oder $9\frac{1}{4}$ Dollar gegen anderes Geld einwechseln; man hüte sich also, sie von dort mitzunehmen, ebenso das kleinere Geld. Zweidollar-Stücke in Gold von Neu-Granada sowohl als Ecuador werden von den Dampfboot-Compagnien nur zu 75 Cents der Dollar genommen.

Peru hatte früher das schlechteste Geld und fast nur peruanische und bolivianische Halbedollar-Stücke, von denen noch dazu ein großer Theil falsch und deshalb vollkommen werthlos war. Jetzt hat Peru neues Geld, Silber-Sols (Dollars) und Zwanzigdollar-Goldstücke geprägt, die an der ganzen Küste für Dollar Fuertes gelten, aber trotzdem nicht den Werth der mexikanischen und amerikanischen haben. In Mexiko selbet nimmt man

sie nur — allerdings unter ihrem Werthe — für 7 Realen, statt für 8, und die Zwanzigdollar-Goldstücke für 19 Dollars. Auf englischen und amerikanischen Dampfern findet dasselbe Verhältniß statt. Nur von Panama aus nach Süden hinunter, nach Guyaquil, nach Callao und Valparaiso kann man mit peruanischem Gelde — Silber wie Gold — seine Reise bezahlen, und es wird als volle Dollar Fuertes angenommen.

Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn man von Aspinwall nach Jamaica geht, oder von Europa dort hinüber kommt. Die mexikanische Unze gilt dort 16 Dollars, d. h. nicht in amerikanischen Halbendollar-Stücken, da man dort behauptet, daß sie seit 1854 mit schlechtem Metall gemischt wären, sondern in englischem Silber oder Golde, also 3 Pfund 4 Shillinge. Einen Fünffranken-Dollar nimmt man nur als 3 Shillinge 6 Pence, ebenso den amerikanischen Dollar, aber das Pfund Sterling natürlich für voll. Auf peruanisches Gold und Silber ist größerer Verlust, als der wirkliche Werth beträgt. Das wird aber wieder vollkommen verändert, sobald man die dänische Insel St. Thomas betritt, wo das amerikanische Silbergeld wieder seinen vollen Werth hat, aber selbst die Kaufleute und besonders die Handwerker ein Pfund Sterling nicht anders nehmen, als 4 Dollars 90 Cents — während man es beim Banquier nur für 4 Dollars 80 oder 82 Cents anbringt. Auch selbst Shillinge nimmt man hier nur für 24 Cents, und jeder Reisende thut am besten, wenn er

St. Thomas berührt, sein englisches Geld ruhig in der Tasche zu behalten und sich eine Unze einzuwechseln.

In Venezuela sind die Geldverhältnisse, wenn auch sehr verwickelter Natur, doch wenigstens fest geregelt und gedruckte Listen darüber ausgegeben. Demnach gilt hier:

1 amerikanisches Zwanzigdollar-Goldstück, Marocota genannt, 26 Pesos 75 Cents; und ich kann hier gleich hinzufügen, daß ein Peso fast vollkommen einem preußischen Silberthaler entspricht, ja diese hier sogar dafür genommen werden. Der Peso gilt in der That aber noch eine Kleinigkeit mehr.

1 Unze mexikanisch oder aus anderen Staaten 21 Pesos.

Nur die bogotanische Unze gilt 20, die spanische etwas mehr als 21.

1 Pfund Sterling 6.50, — englisches Silber voll, also 20 Cents für das Pfund Sterling in Silber mehr.

1 Zwanzigfranken-Stück 5 Pesos 12 Cents, Silberfranken, der einzelne 20 Cents.

Mexikanische Dollars 1 Peso 34 Cents.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Sgr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Sgr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Sgr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Sgr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Sgr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Erste Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Zweite Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Dritte Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Sgr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. 1⅚ Thlr. In eleganteſtem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschnitt. 2⅓ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Sgr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Diezmann, August, Frauenschuld. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Ernesti, Luise, Zwei Fürstinnen. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 2¾ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erste Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. 2½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Thle. in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereotyp-Ausg. 8. broch. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerikas.

Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereotyp-Ausg. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Eine Mutter. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. 2. Aufl. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag geb. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. Zweite Auflage des ersten Christbaums. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.



